Wiener Stadt-Bibliothek.
159657 Jb

I b 159.657

K A R L K R A U S

D I E F A C K E L

Nr. 395/396/397

März - April 1914

II

M A N U S K R I P T E

und

K O R R E K T U R F A H N E N

H. l. M. 176.096
1-159

WIENER STADTBIBLIOTHEK

INHALTSVERZEICHNIS

1. Personalnachrichten (nicht veröffentlicht), Manuskript... Bl. 1
Korrekturbegen.. 2

2. Aus Kollegialität, 3 Fassungen ..... 3 - 5

3. Purifikatorische Bestrebungen, 2 Fassungen ..... 6 - 7

4. Eine Verwahrung, 2 Fassungen ..... 8 - 9

5. Aus einem Preiskurant, 2 Fassungen ..... 10 - 11
Ah da schau i ja, 1. Fassung 10
Tausende wären glücklich, er weiß sichs nicht zu schätzen, 1. Fassung 10

6. Ah da schau i ja, 2. Fassung 12

7. Tausende wären glücklich,er weiß sichs nicht zu schätzen, 2. Fassung 13

8. Ein aufrechter Grünfeld, 2 Fassungen ..... 14 - 15

9. Standpunkt! 16

10. Durazzo, aufgegeben..., 2 Fassungen ..... 17 - 18

11. Bin nur ich so hellhörig, 2 Fassungen ..... 19 - 20

12. Die Dichter haben das Wort 21

13. Heimg'funden, 2. Fassung (1. Fassung s.Bl.120) 22

14. Außer das!, 2 Fassungen ..... 23 - 24
G'hört sich denn das, 1.Fassung (weitere Fassungen s. Bl. 143-144) 23

15. Ein abgesagter Feind von Angriffen ins Privatleben (zumeist Manuskript) 25

16. Eingriff in das eigene Familienleben, 2 Fassungen 26
Aus einem Weltblatt 26

17. Eine Schwärmerin 27

18. Falsch verbunden 28

19. Nicht nur, sondern auch, 3 Fassungen 29

20. Das Leben bietet seltene Kontraste, 2 Fassungen 30

21. Es ist unwahr, 3 Fassungen ..... 31 - 33

22. In verschiedener Lesart, 2 Fassungen 34

23. Nordau erkennt die Wahrheit und verwirft sie,3 Fassungen. 35 - 37

24. Der Blitz hat sie getroffen,zerschmettert is sie,nicht gedacht soll sie werden 38

25. Wer hat das volle Recht,tief und erleichtert aufzuatmen?, 2 Fassungen 39

26. Wer oder was trotz den Zeiten?, 2 Fassungen 40
Märtyrer 40

WIENER STADTBIBLIOTHEK

27. Mer lacht, 3 Fassungen ..... Bl. 41 - 42
Adjutanten (veröffentlicht in Nr. 393/394) 41

28. N o t i z e n

(1) Aus "Sören Kierkegaard..."..., 3 Fassungen ..... 43 - 45
(2) In dieser Schrift... /Blei/, 2 Fassungen ..... 46 - 47
(3) Im 'Prager Tagblatt"..., 2 Fassungen ..... 48 - 49
(4) ... Man konnte mit ihm... 49
(5) Auf Liliencron..., 3 Fassungen ..... 50 - 52
(6) In den "Süddeutschen Monathsheften".../Hofmannsthal/, 2 Fassungen ..... 53 - 54
(7) Trakl erschreckt..., 2 Fassungen ..... 55 - 56
Der Gipfel der plastischen..., 1. Fassung 55
(8) /M.E. delle Grazie/, 2 Fassungen 57
(9) Wer vorgestern... 58
(10) Der "Türmer" ist..., 3 Fassungen ..... 59 - 60
(11) ... Wer Heine..., 2. Fassung (1. Fassung s. Nr. 393/394, II, Bl. 40) 61
(12) Die Leistungsfähigkeit, 2. Fassung (1. Fassung s. Bl. 55) 62
(13) Die "Mittagszeitung", 3 Fassungen..... 63 - 65
(14) In der "Schlesischen Zeitung"..., 1. & 2. Fassung ... 63 - 64
3. Fassung 66
(15) Daß noch immer dumme Briefe..., 2 Fassungen ..... 67 - 68
(16) Ein Advokat..., 2 Fassungen ..... 69 - 70
(17) Eine Wiener Buchhandlung... 71
(18) Ein Beamter in Neunkirchen..., 4 Fassungen ..... 72 - 75
(19) Wo die Not..., 2 Fassungen ..... 76 - 77
(20) Der nun beendete Setzerstreik..., 2 Fassungen 78

(21) V o r l e s u n g e n (mehrere Fassungen) ..... 79 - 99

(22) Ich bitte zu glauben...., 3 Fassungen ..... 100 - 102
(23) Mit diesem Heft..., 2 Fassungen ..... 103 - 104

29. In Künstlerkreisen verlautet, 1. Fassung ..... 105 - 106
2. "..... 107 - 108

30. Ein Sonderling, 3 Fassungen ..... 109 - 111

31. Was vermögen sie nicht zu verleugnen?, 1. & 2. Fassung ... 112

32. Die Hans Müller-Generation, 1. & 2. Fassung 113

33. Kunstnachricht, 4 Fassungen 114

34. Was vermögen sie nicht zu verleugnen?, 3. Fassung 115
Die Hans Müller-Generation, 3. Fassung 115

35. Etwas unklar, 1. & 2. Fassung 116

36. Ja, wer hätte denn ahnen sollen, 3 Fassungen ..... 117 - 119

37. Etwas unklar, 3. Fassung 119

38. Den Othello spielt 119

39. Was Sie nicht sagen, 2 Fassungen ..... 120 - 121
Heimg'funden, 1. Fassung (2. Fassung s. Bl. 22)..... 120
Schulbeispiel für die Anwendung eines Sprichworts, 1. Fassung (2. Fassung s. Bl. 128) 120

27. Der Licht, 3 Fassungen ..... Bl. 41 - 42
Adjutanten (veröffentlicht in Nr. 393/394) 41

28. Notizen

(1) Aus "Sören Kierkegaard..."..., 3 Fassungen ..... 43 - 45
(2) In dieser Schrift... /Bleil/, 2 Fassungen ..... 46 - 47
(3) Im Prager Tagblatt"..., 2 Fassungen ..... 48 - 49
(4) ... Man konnte mit ihm... 49
(5) Auf Allencron..., 3 Fassungen ..... 50 - 52
(6) In den "Süddeutschen Monatsheften"... /Hofmannsthal/,
2 Fassungen ..... 53 - 54
(7) Grakl erschreckt..., 2 Fassungen ..... 55 - 56
Der Gipfel der Christischen..., 1. Fassung 55
(8) /F.D. delle Grazie/, 2 Fassungen 57
(9) Der vorgestern... 57
(10) Der "Körner" ist..., 3 Fassungen ..... 59 - 60
(11) ... Der Heine..., 2. Fassung (1. Fassung s. Nr. 393/394,
II, Bl. 40) 61
(12) Die Leistungsfähigkeit, 2. Fassung (1. Fassung s. Bl. 55) 62
(13) Die "Ritterzeitung", 3 Fassungen ..... 63 - 65
(14) In der "Schlesischen Zeitung"..., 1. & 2. Fassung ... 63 - 64
3. Fassung 66
(15) Das noch immer dumme Briefe..., 2 Fassungen ..... 67 - 68
(16) Ein Advokat..., 2 Fassungen ..... 69 - 70
(17) Eine Wiener Buchhandlung... 71
(18) Ein Beamter in Neudörfchen..., 4 Fassungen ..... 72 - 75
(19) Wo die Not..., 2 Fassungen ..... 76 - 77
(20) Der nun beendete Setzerprozeß..., 2 Fassungen 78
(21) Vorlesungen (Wiener Fassungen) ..... 79 - 99
(22) Ich bitte zu glauben..., 3 Fassungen ..... 100 - 102
(23) Mit diesem Heft..., 2 Fassungen ..... 103 - 104

29. In Künstlerkreisen verlautet, 1. Fassung ..... 105 - 106
2. " ..... 107 - 108

30. Ein Sonderling, 3 Fassungen ..... 109 - 111
31. Was vermögen sie nicht zu verleugnen?, 1. & 2. Fassung ... 112
32. Die Hans Müller-Generation, 1. & 2. Fassung 113
33. Kunstnachricht, 4 Fassungen 114
34. Was vermögen sie nicht zu verleugnen?, 3. Fassung 115
Die Hans Müller-Generation, 3. Fassung 115
35. Etwas unklar, 1. & 2. Fassung 116
36. Ja, wer hätte denn ahnen sollen, 3 Fassungen ..... 117 - 119
37. Etwas unklar, 3. Fassung 119
38. Den Othello spielt 119
39. Was Sie nicht sagen, 2 Fassungen ..... 120 - 121
Being'funden, 1. Fassung (2. Fassung s. Bl. 22) 120
Schulbeispiel für die Anwendung eines Sprichworts,
1. Fassung (2. Fassung s. Bl. 120) 120

WIENER STADTBIBLIOTHEK

40. Ich bin halt negativ, 2.Fassung (1.Fassung s.Nr.393/394, II, Bl.40) ..... Bl. 121
Analyse eine Kunstwerkes, 2.Fassung (1.Fassung s.Nr.393/394, II, Bl.5)..... 121

41. Im Drange der Zeit, 2.Fassung (1.Fassung s.Nr.393/394, II, Bl. 5) 122

42. Im eigenen Blatt gegen das eigene Kind, 3 Fassungen ..... 123 - 125
Der kleine Korngold, 3 Fassungen ..... 123 - 125

43. Was Sie nicht sagen (ohne Änderung)
Analyse eines Kunstwerkes (ohne Änderung)
Ich bin halt negativ (o.Änd.)
Im Drange der Zeit
Im eigenen Blatt gegen das eigene Kind, 3.Fassung
Der kleine Korngold, 3.Fassung 125

44. Ein sonderbares Imperfektum, 1.&2.Fassung ..... 126 - 127

45. Schulbeispiel für die Anwendung eines Sprichworts, 2.Fassung, (1. Fassung s. Bl. 120) 128
Wie sagt doch Fehrenbach
46. Einer der mir auffält, 3 Fassungen ..... 129 - 130

47. Ein sonderbares Imperfektum, 3. Fassung 130
Schulbeispiel für die Anwendung eines Sprichworts (O.Ä.).. 130
Wie sagt doch Fehrenbach (dieselbe Korrektur wie Bl.128).. 130

48. Verwechslung der Schöpfer 131
Ob die sich gut verstehen werden? 131
Von den Nachdenklichen und den Betriebsamen 131

49. Der Fachschriftsteller, 2 Fassungen 132

50. Ein Führer der Literatur, 3 Fassungen ..... 133 - 135

51. Die Katastrophe, 3 Fassungen ..... 136 - 137

52. Die Todesnachricht, 1.Fassung 138

53. Bewegung auf der Geschwornenbank, 1.& 2. Fassung 139

54. Der Elende, 3 Fassungen ..... 140 - 142

55. Die Todesnachricht, 2. Fassung 142
Bewegung auf der Geschwornenbank, 3.Fassung 142
Der Elende!, 3. Fassung 142

56. G'hört sich denn das?, 2.& 3. Fassung ..... 143 - 144
Euch, ihr Götter,gehört der Kaufmann, 3 Fassungen ..... 143 - 144

57. Ein solides Kleeblatt, 3 Fassungen ..... 145 - 147

58. Wie anders wirkt die Chiffre auf mich ein, 2 Fassungen.... 146 - 147

59. Herstellt!, 4 Fassungen ..... 148 - 151

60. Präsentiert den Roman, 2 Fassungen ..... 152 - 153

61. Der Gipfel der Schamlosigkeit, 1. Fassung ..... 154 - 156
2. Fassung (Schluß) 157
3. " ..... 158 - 159

WIENER STADTBIBLIOTHEK

ernannt. — Der Legionär vom Jahre 1848 Herr Moritz Kohn, Oberinspektor der Südbahn i. R., laboriert seit Dezember 1912 an einem Fußleiden, das ihm zwang, im Krankenhause Rudolfsstiftung Aufenthalt zu nehmen, wo es ihm jetzt, nach Amputation der rechten großen Zehe, besser geht, so daß die Hoffnung besteht, er werde in absehbarer Zeit seinen Landsitz in Theben bei Preßburg aufsuchen können. — Kronprinz Georg von Sachsen hat dem Herausgeber der „Internationalen Orden- und Titelzeitung", Schriftsteller Gustav Waldheim in Wien, für das kürzlich im genannten Blatte erschienene Porträt des Kronprinzen, das diesen schon mit dem ihm vom Kaiser Franz Josef I. verliehenen Orden des Goldenen Vlieses zeigte, durch seinen militärischen Adjutanten den verbindlichsten Dank aussprechen lassen.

Personalnachrichten

Der Legionär vom Jahre 1848 Herr Moritz Kohn, Oberinspektor der Südbahn i. R., laboriert seit Dezember 191[illegible] an einem Fußleiden, das ihn zwang, im Krankenhause Rudolfsstiftung Aufenthalt zu nehmen, wo es ihm jetzt, nach Amputation der rechten großen Zehe, besser geht, so daß die Hoffnung besteht, er werde in absehbarer Zeit seinen Landsitz in Theben bei Preßburg aufsuchen können. — Kronprinz Georg von Sachsen hat dem Herausgeber der »Internationalen Orden- und Titelzeitung«, Schriftsteller Gustav Waldheim in Wien, für das kürzlich im genannten Blatte erschienene Porträt des Kronprinzen, das diesen schon mit dem ihm vom Kaiser Franz Josef I. verliehenen Orden des Goldenen Vlieses zeigte, durch seinen militärischen Adjutanten den verbindlichsten Dank aussprechen lassen.

Aus Kollegialität

~~Mache~~ ich die österreichische Presse darauf aufmerksam, daß ich nicht gesonnen bin, den Anwurf des Grafen Tisza, es seien an die österreichische Presse von der Spielbank 176.000 Kronen ausgezahlt worden, auf ihr sitzen zu lassen und mich mit der Verwahrung einzelner Blätter, die sich »selbstverständlich« nicht getroffen fühlen, zu begnügen. Aus Kollegialität ~~verweise ich hier~~ auf das Hamburger Fremdenblatt vom 21. Februar, welches für die Empfindlichkeit gegen solche Beschuldigungen einen Unterschied zwischen der und der österreichischen Presse gelten läßt. Von der ungarischen, die »eigentlich nur von Pauschalien, Bestechungsgeldern und Erpressungen lebt«, sagt man in Hamburg, könne man es verstehen, daß sie bei der ganzen Sache nichts findet und mehr oder weniger erklärt, jede Arbeit sei ihres Lohnes wert, also auch die für ein Unternehmen wie die geplante Spielbank auf der Margaretheninsel.« Von der Wiener Presse wird ~~aber~~ etwas mehr verlangt als die Verwahrung, mit der Margaretheninsel in Zusammenhang gebracht zu werden. Die Gesellschaft, die die Spielbank auf der Margaretheninsel errichten wollte, heißt es in Hamburg, »unterhielt aber tatsächlich auch eine Spielbank in Abbazia«, und es ist bekannt, heißt es in Hamburg, »daß der Direktor dieses Unternehmens sich verschiedentlich rühmte, der österreichischen Presse Schweigegelder zu bezahlen«. Diese Worte sind in Hamburg in Sperrdruck gehalten und es wird hinzugesetzt: »Jedenfalls konnte man auch in den großen Wiener Blättern wenig von Entrüstung über die Verhältnisse in Abbazia und anderen Kurorten finden, die sich zum Teil skandalös gestaltet hatten«. Ferner wird in Hamburg bemerkt, daß sich »die angesehene Journalistenvereinigung Concordia bisher mit den von Grafen Tisza erhobenen Anschuldigungen noch nicht beschäftigt hat.« In Hamburg bemerkt man ~~aber~~ nicht, daß die angesehene Concordia eben jetzt alle Hände voll zu tun hatte, gegen die Verschickung des Konstantinopler Korrespondenten der Neuen Freien Presse nach Smyrna zu protestieren und schon darum nicht dazu gelangen konnte, die Behauptung, daß Bestechungsgelder verschickt worden seien, zu widerlegen. Ein solcher Vorwurf rührt überdies höchstens an die Ehre, während ein Hinauswurf das Ansehen ~~der Journalistik~~ verletzt. Die Concordia ist aber berufen, das Ansehen der Wiener ~~Presse~~ zu schützen, das durch die Verabreichung von Bestechungsgeldern sicherlich eher gewinnen als verlieren kann. Denn es ~~unterliegt keinem Zweifel~~, daß ~~so~~ nach dem Ansehen eines Blattes die Höhe der Summe und darum auch ~~so~~ nach der Höhe ~~der~~ Summe das Ansehen des Blattes bestimmt wird. Wäre die Concordia keine so angesehene Journalistenvereinigung, so würden die Wiener Schauspieler nicht honorarlos für ~~ihre Zwecke~~ spielen. So sieht man, daß überall das Ansehen der Ehre hinderlich im Wege steht. Für Duelle bleibt wenig Gelegenheit. Wo die Forderung mit dem Revolver eingetrieben wird statt mit der Pistole, verträgt sich alles aufs beste und ich bin der einzige Gegner, der unversöhnt scheidet.

* * *

Aus Kollegialität

wollte ich die österreichische Presse darauf aufmerksam machen, daß ich nicht gesonnen bin, den Anwurf des Grafen Tisza, es seien an die österreichische Presse von der Spielbank 176.000 Kronen ausgezahlt worden, auf ihr sitzen zu lassen und mich mit der Verwahrung einzelner Blätter, die sich »selbstverständlich« nicht getroffen fühlen, zu begnügen. Aus Kollegialität wollte ich sie auf das ‚Hamburger Fremdenblatt' vom 21. Februar verweisen, welches für die Empfindlichkeit gegen solche Beschuldigungen einen Unterschied zwischen der ungarischen und der österreichischen Presse gelten läßt. Von der ungarischen, die »eigentlich nur von Pauschalien, Bestechungsgeldern und Erpressungen lebt«, sagt man in Hamburg, könne man es verstehen, »daß sie bei der ganzen Sache nichts findet und mehr oder weniger erklärt, jede Arbeit sei ihres Lohnes wert, also auch die für ein Unternehmen wie die geplante Spielbank auf der Margaretheninsel.« Doch von der Wiener Presse wird in Hamburg etwas mehr verlangt als die Verwahrung, mit der Margaretheninsel in Zusammenhang gebracht zu werden. Die Gesellschaft, die die Spielbank auf der Margaretheninsel errichten wollte, heißt es in Hamburg, »unterhielt aber tatsächlich auch eine Spielbank in Abbazia«, und es ist bekannt, heißt es in Hamburg, »daß der Direktor dieses Unternehmens sich verschiedentlich rühmte, der österreichischen Presse Schweigegelder zu bezahlen«. Diese Worte sind in Hamburg in Sperrdruck gehalten und es wird hinzugesetzt: »Jedenfalls konnte man auch in den großen Wiener Blättern wenig von Entrüstung über die Verhältnisse in Abbazia und anderen Kurorten finden, die sich zum Teil sehr skandalös gestaltet hatten«. Ferner wird in Hamburg bemerkt, daß sich »die angesehene Journalistenvereinigung Concordia bisher mit den vom Grafen Tisza erhobenen Anschuldigungen noch nicht beschäftigt hat.« Als ich das las, schrieb ich etwas nieder, was inzwischen ebenso überholt ist wie die ~~Untersuchung~~ des Hamburger Blattes: In Hamburg bemerkt man nicht, daß die angesehene Concordia eben jetzt alle Hände voll zu tun hatte, ~~um~~ gegen die Verschickung des Konstantinopler Korrespondenten der Neuen Freien Presse nach Smyrna zu protestieren, und schon darum nicht dazu gelangen konnte, die Behauptung, daß auch Bestechungsgelder verschickt worden seien, zu widerlegen. Ein solcher Vorwurf rührt überdies höchstens an die Ehre der Wiener Presse, während ein Hinauswurf geradezu das Ansehen verletzt. Die Concordia ist aber berufen, das Ansehen der Wiener Presse zu schützen, das durch die Verabreichung von Bestechungsgeldern sicherlich eher gewinnen als verlieren kann. Denn es ist gebräuchlich, daß nach dem Ansehen eines Blattes die Höhe der Summe und darum auch nach der Höhe einer Summe das Ansehen des Blattes bestimmt wird. Je größer das Ansehen, desto größer das Entgegenkommen. Wäre die Concordia keine so angesehene Journalistenvereinigung, so würden die Wiener Schauspieler nicht honorarlos für die Concordia spielen. So sieht man, daß überall das Ansehen der Ehre hinderlich im Wege steht. Für Duelle bleibt wenig Gelegenheit. Dort wo die Forderung statt mit der Pistole, mit dem Revolver eingetrieben wird, verträgt sich alles aufs beste und ich bin der einzige Gegner, der unversöhnt scheidet. — Diese Bemerkungen sind, wie gesagt, überholt; denn die Concordia hat inzwischen die Erklärung abgegeben, daß die Wiener Presse mit dem ungarischen Unternehmen in keiner Beziehung gestanden hat. Sie ist also tatsächlich nicht nur für das Ansehen, sondern auch für die Ehre der Wiener Presse tätig. Ist dies an sich schon eine Tatsache, die geeignet ist, Verwirrung zu stiften, so kennt man sich vollends nicht aus, wenn man den Anwurf des Grafen Tisza und die Verwahrung der Concordia konstatiert. Da die Wiener Presse nicht bestochen wurde, so kann nur die österreichische Provinzpresse bestochen worden sein. Diese hat sich aber bisher weder gegen den Anwurf des Grafen Tisza noch gegen die Verwahrung der Concordia gewehrt, und wäre es schon unbegreiflich, warum die ungarische Spielbank die österreichische Provinzpresse bestochen haben sollte, so ist es noch unbegreiflicher, daß sie die Wiener Presse nicht bestochen haben sollte. Es ist also am besten, alle Tatsachen zu verzeichnen und nichts Überholtes zu streichen. Es könnte ja auch sein, daß die ungarische Spielbank — immer vorausgesetzt, daß die Abbazianer Spielbank nicht eine österreichische Angelegenheit aufgefaßt wird —, es könnte ja auch sein, daß die Verwaltung überhaupt nicht an die österreichische Presse herangetreten ist, sondern nur ~~um zwar~~ Erpressen, die sich freiwillig gemeldet haben, stark überzahlt haben. Dann würde man allerdings glauben, daß an den Grafen

Tisza die dringende Aufforderung gerichtet werden müßte, diese Privatleute hinter der nom de guerre »österreichische Tagespresse« hervortreten zu lassen. Das ist nicht geschehen. Und so bleibt nur die Erklärung möglich, daß sich die Wiener Presse in der peinlichen Lage befindet, sich gegen ein ihr offenbar zugefügtes Unrecht nicht wehren zu können. Die Angehörigen dieses vielfachen Anfechtungen ausgesetzten Berufes wären doch die ersten, die sich über ein Strichmädchen lustig machen würde, das sich gegen die Beziehung zu einem ganz bestimmten Herrn energisch erwehren würde. Ihr Ruf ist so weit bekannt, daß auch diebische Bankdirektoren der bequemeren Verrechnung halber den Posten von 176.000 Kronen für die »österreichische Tagespresse« einstellen könnten. Wenn sie dann »selbstverständlich« nichts dafür gehabt hat, so kann man fragen, ob sie denn täglich zweimal von der Liebe lebt und ob — von der Politik und vom Ökonomisten zu schweigen — sie den Sohn vom Salo Cohn oder den, der ihm den Dank schreibt, ohne jede Vergütung für den Dickens unserer Zeit hält. Bagage das!

. . .

Aus Kollegialität

wollte ich die österreichische Presse darauf aufmerksam machen, daß ich nicht gesonnen bin, den Anwurf des Grafen Tisza, es seien an die »österreichische und ausländische Presse«, also wohl hauptsächlich an die österreichische, von der Spielbank 176.000 Kronen ausgezahlt worden, auf ihr sitzen zu lassen und mich mit der Verwahrung einzelner Blätter, die sich »selbstverständlich« nicht getroffen fühlen, zu begnügen. Aus Kollegialität wollte ich sie auf das ‚Hamburger Fremdenblatt' vom 21. Februar verweisen, welches für die Empfindlichkeit gegen solche Beschuldigungen einen Unterschied zwischen der ungarischen und der österreichischen Presse gelten läßt. Von der ungarischen, die »eigentlich nur von Pauschalien, Bestechungsgeldern und Erpressungen lebt«, sagt man in Hamburg, könne man es verstehen, »daß sie bei der ganzen Sache nichts findet und mehr oder weniger erklärt, jede Arbeit sei ihres Lohnes wert, also auch die für ein Unternehmen wie die geplante Spielbank auf der Margaretheninsel.« Doch von der Wiener Presse wird in Hamburg scheinbar etwas mehr verlangt als die Verwahrung, mit der Margaretheninsel in Zusammenhang gebracht zu werden. Die Gesellschaft, die die Spielbank auf der Margaretheninsel errichten wollte, heißt es in Hamburg, »unterhielt aber tatsächlich auch eine Spielbank in Abbazia«, und es ist bekannt, heißt es in Hamburg, »daß der Direktor dieses Unternehmens sich verschiedentlich rühmte, der österreichischen Presse Schweigegelder zu bezahlen«. Diese Worte sind in Hamburg in Sperrdruck gehalten und es wird hinzugesetzt: »Jedenfalls konnte man auch in den großen Wiener Blättern wenig von Entrüstung über die Verhältnisse in Abbazia und anderen Kurorten finden, die sich zum Teil sehr skandalös gestaltet hatten«. Ferner wird in Hamburg bemerkt, daß sich »die angesehene Journalistenvereinigung Concordia bisher mit den vom Grafen Tisza erhobenen Anschuldigungen noch nicht beschäftigt hat.« Als ich das las, schrieb ich etwas nieder, was inzwischen ebenso überholt ist wie die Wahrnehmung des Hamburger Blattes: In Hamburg, schrieb ich, bemerkt man nicht, daß die angesehene Concordia eben jetzt alle Hände voll zu tun hat, gegen die Verschickung des Konstantinopler Korrespondenten der Neuen Freien Presse nach Smyrna zu protestieren, und schon darum nicht dazu gelangen konnte, die Behauptung, daß auch Bestechungsgelder verschickt worden seien, zu widerlegen. Ein solcher Vorwurf rührt überdies höchstens an die Ehre der Wiener Presse, während ein Hinauswurf geradezu das Ansehen verletzt. Die Concordia ist aber berufen, das Ansehen der Wiener Presse zu schützen, das durch die Verabreichung von Bestechungsgeldern sicherlich eher gewinnen als verlieren kann. Denn es ist gebräuchlich, daß nach dem Ansehen eines Blattes die Höhe der Summe und darum auch nach der Höhe einer Summe das Ansehen des Blattes bestimmt wird. Je größer das Ansehen, desto größer das Entgegenkommen. Wäre die Concordia keine so angesehene Journalistenvereinigung, so würden die Wiener Schauspieler nicht honorarlos für die Concordia spielen. So sieht man, daß überall das Ansehen der Ehre hinderlich im Wege steht. Für Duelle bleibt wenig Gelegenheit. Dort wo die Forderung statt mit der Pistole mit dem Revolver eingetrieben wird, verträgt sich alles aufs beste und ich bin der einzige Gegner, der unversöhnt scheidet. — Diese Bemerkungen sind, wie gesagt, überholt; denn die Concordia hat inzwischen die Erklärung abgegeben, daß die Wiener Presse mit dem ungarischen Unternehmen in keiner Beziehung gestanden hat. Sie ist also tatsächlich nicht nur für das Ansehen, sondern auch für die Ehre der Wiener Presse tätig. Ist dies an sich schon eine Tatsache, die geeignet ist, Verwirrung zu stiften, so kennt man sich vollends nicht aus, wenn man den Anwurf des Grafen Tisza ~~und die~~ Verwahrung der Concordia konfrontiert. Da die Wiener Presse nicht bestochen wurde, so kann nur die österreichische Provinzpresse bestochen worden sein. Diese hat sich aber bisher weder gegen den Anwurf des Grafen Tisza noch gegen die Verwahrung der Concordia verwahrt, und wäre es schon unbegreiflich, warum die ungarische Spielbank die österreichische Provinzpresse bestochen haben sollte, so ist es noch unbegreiflicher, daß sie die Wiener Presse nicht bestochen haben sollte. Es ist also am besten, alle Tatsachen zu verzeichnen und nichts Überholtes zu streichen. Es könnte ja auch sein, daß die Verwaltung der ungarischen Spielbank — immer vorausgesetzt, daß die Abbazianer Spielbank nicht als eine österreichische Angelegenheit aufgefaßt

wird —, es könnte ja auch sein, daß die Verwaltung überhaupt nicht an die österreichische Presse herangetreten ist, sondern nur ein paar Erpresser, die sich freiwillig gemeldet haben, stark überzahlt hat. Dann würde man allerdings glauben, daß an den Grafen Tisza die dringende Aufforderung gerichtet werden müßte, diese Privatleute hinter dem nom de guerre ›österreichische Tagespresse‹ hervortreten zu lassen. Das ist nicht geschehen. Und so bleibt nur die Erklärung möglich, daß sich die Wiener Presse in der peinlichen Lage befindet, sich gegen ein ihr offenbar zugefügtes Unrecht nicht wehren zu können. Die Angehörigen dieses vielfachen Anfechtungen ausgesetzten Berufes wären wohl die ersten, die sich über ein Strichmädchen lustig machen würden, das sich gegen den Verdacht einer Beziehung zu einem ~~ganz bestimmten~~ Herrn energisch verwahren würde. Ihr Ruf ist so ~~weltbekannt~~, daß auch diebische Bankdirektoren der bequemeren Verrechnung halber den Posten von 176.000 Kronen für die ›österreichische Presse‹ einstellen könnten und sicher wären, daß niemand hier ein Haar ~~finden könnte~~. Man hielte es für selbstverständlich. Nun aber stellt sich zur Verblüffung der ganzen Welt heraus, daß nicht die Bestechlichkeit der Wiener Presse, sondern ihre Unbestochenheit in dem speziellen Falle ›selbstverständlich‹ ist. Wenn aber, was des schwierigsten Kommentars bedarf, allzu selbstverständlich wird, so kann man fragen, ob sie denn täglich zweimal von der Liebe lebt und ob — von der Politik und vom Ekonomisten zu schweigen — sie den Sohn vom Salo Cohn oder den, der ihm den Dreck schreibt, aus Überzeugung für den Dickens unserer Zeit hält oder gegen Vergütung. Bagage das!

Purifikatorische Bestrebungen

In der ungarischen Presse haben die Ausführungen des Ministerpräsidenten Grafen Tisza bezüglich der Beteiligung der Presse an der Margareteninsel-Affäre lebhaften Widerspruch hervorgerufen. Es wird darauf hingewiesen, daß es nicht angehe, die rein geschäftlichen Beziehungen der Blätter zu irgendeinem Unternehmen mit dem Schein unlauteren Vorgehens zu trüben, da diese Geschäfte zweifellos viel reiner seien als die Abgabe von 1,400.000 Kronen zu Parteizwecken. Was aber die angeblichen Bestechungsgelder an einzelne Journalisten betreffe, so erhebt »Magyar Ország« im Namen aller anständigen Arbeiter der Presse die Forderung, sämtliche Namen bekanntzugeben, damit nicht sämtliche Vertreter der Presse verdächtigt erscheinen. Die Presse werde ihre Purifikationsarbeit energischer durchführen, als es Graf Tisza getan habe.

Das ist nämlich so. Die Einkünfte der Haderlumpen von Journaleigentümern sollen als die rein geschäftlichen Beziehungen der Blätter zu irgendeinem Unternehmen außer Diskussion bleiben. Daß ihre Angestellten wegen ~~dieser~~ Geschäfte, von denen sie selbst nichts haben, günstig schreiben müssen, tangiert ihre Ehrenhaftigkeit nicht. Trinkgelder dürfen sie nicht nehmen. Einige sind im Verdacht, daß sie nicht in Erfüllung ihrer Dienstpflicht, sondern ~~in Erwartung eines~~ Trinkgeldes ~~eine Schlechtigkeit unterstützt~~ haben. Das soll nicht geduldet werden. Man will es in Budapest so ~~rein~~ haben wie in Wien. Hier sitzt einer, der nur anständige Arbeiter in seinem Betrieb duldet. Wer von einem Unternehmen, zu dem »das Blatt« in rein geschäftlichen Beziehungen steht, einen Kreuzer nimmt, fliegt hinaus.

* * *

Purifikatorische Bestrebungen

In der ungarischen Presse haben die Ausführungen des Ministerpräsidenten Grafen Tisza bezüglich der Beteiligung der Presse an der Margareteninsel-Affäre lebhaften Widerspruch hervorgerufen. Es wird darauf hingewiesen, daß es nicht angehe, die rein geschäftlichen Beziehungen der Blätter zu irgendeinem Unternehmen mit dem Schein unlauteren Vorgehens zu trüben, da diese Geschäfte zweifellos viel reiner seien als die Abgabe von 1,400.000 Kronen zu Parteizwecken. Was aber die angeblichen Bestechungsgelder an einzelne Journalisten betreffe, so erhebt »Magyar Ország« im Namen aller anständigen Arbeiter der Presse die Forderung, sämtliche Namen bekanntzugeben, damit nicht sämtliche Vertreter der Presse verdächtigt erscheinen. Die Presse werde ihre Purifikationsarbeit energischer durchführen, als es Graf Tisza getan habe.

Das ist nämlich so: Die Einkünfte der Haderlumpen von Journaleigentümern sollen als die rein geschäftlichen Beziehungen der Blätter zu irgendeinem Unternehmen außer Diskussion bleiben. Daß ihre Angestellten wegen solcher Geschäfte, von denen sie selbst nichts haben, günstig schreiben müssen, tangiert ihre Ehrenhaftigkeit nicht. Trinkgelder dürfen sie nicht nehmen. Einige nun sind im Verdacht, daß sie nicht in reiner Erfüllung ihrer Dienstpflicht, sondern für Trinkgeld gehandelt haben. Das soll nicht geduldet werden. Man will es in Budapest so sauber haben wie in Wien. Hier sitzt einer, der nur anständige Arbeiter in seinem unanständigen Betrieb duldet. Wer von einem Unternehmen, zu dem »das Blatt« in rein geschäftlichen Beziehungen steht, einen Kreuzer nimmt, fliegt hinaus. Es soll nur Ehrenmäner geben. Keiner schreibt, weil er nimmt, sondern die einen nehmen und die andern schreiben.

WIENER STADTBIBLIOTHEK

Eine Verwahrung

Der Springinsfeld hat ein Schriftstück, das der Ministerpräsident den Abgeordneten als vertraulich vorgelegt hat, veröffentlicht. Er muß sich also eines Schurken bedient haben. Nun wurde behauptet, daß dieser Schurke jener Sviha sei, der sich für Vertrauensmißbrauch von der Regierung bezahlen ließ, dem man es also zutrauen konnte, daß er sich von der Neuen Freien Presse bezahlen ließ. Es scheint dies eine besondere Unanständigkeit zu sein, der er denn doch nicht fähig war und gegen deren Vorwurf ihn sogar die Neue Freie Presse in Schutz nimmt. Der Springinsgeld schreibt nämlich:

> Das verlogene Geträtsch, das den so tief Gefallenen mit der Veröffentlichung der Eindrücke über die Lösung der böhmischen Sprachenfrage in Verbindung bringen will, braucht wirklich nur mit einem Fußstoß weggeschleudert zu werden, selbst auf die Gefahr hin, die Sohlen an eklem Gewürm zu beschmutzen.

Ganz abgesehen davon, daß Schweißfüßen so etwas nicht mehr schaden würde, kann es sich doch unmöglich hier um eine Selbstverteidigung gegen den Vorwurf handeln, daß die Neue Freie Presse mit dem Sviha, sondern nur um eine Verteidigung des Sviha, daß er mit der Neuen Freien Presse in Verbindung gestanden sei. Daß es kein Ehrenmann war, der die »Eindrücke über die Lösung der böhmischen Sprachenfrage« verkauft hat, ist doch klar und es wäre ziemlich gleichgiltig, ob der Schurke Sviha heißt oder anders. Ein Pathos wäre an solchen Unterschied jedenfalls nicht zu wenden. Wohl aber ist ein solches am Platze, wenn es gilt, den Sviha gegen den Verdacht einer Verbindung mit der Neuen Freien Presse zu schützen, und wenn man jene Verwahrung genau liest, so wird ihre Tendenz unverkennbar. Die Veröffentlichung der »Eindrücke über die Lösung der böhmischen Sprachenfrage« wird als Schweinerei zugegeben und es wird eine Gemeinheit genannt, einem ohnehin so tief Gefallenen auch noch das in die Schuhe zu schieben. Die Sohlen, die zu beschmutzen man Gefahr laufe, gehören natürlich zu den Schuhen Svihas. Die Absicht, ihn zu verteidigen, ist klar und der Springinsgeld zu diesem Dienst vielleicht auch deshalb verpflichtet, weil ihm der Sviha den Eindruck möglicherweise sehr billig gelassen hat.

* * *

6

Eine Verwahrung

Der Springinsgeld hat ein Schriftstück veröffentlicht, das der Ministerpräsident den Abgeordneten als vertraulich vorgelegt hat. Er muß sich also eines Schurken bedient haben. Nun wurde behauptet, daß dieser Schurke jener Sviha sei, der sich für Vertrauensmißbräuche von der Regierung bezahlen ließ, dem man es also zutrauen konnte, daß er sich auch einmal von der Neuen Freien Presse bezahlen ließ. Es scheint dies aber eine besondere Unanständigkeit zu sein, der er denn doch nicht fähig war und gegen deren Vorwurf ihn sogar die Neue Freie Presse in Schutz nimmt. Der Springinsgeld ruft nämlich:

Das verlogene Geträtsch, das den so tief Gefallenen mit der Veröffentlichung der Eindrücke über die Lösung der böhmischen Sprachenfrage in Verbindung bringen will, braucht wirklich nur mit einem Fußstoß weggeschleudert zu werden, selbst auf die Gefahr hin, die Sohlen an eklem Gewürm zu beschmutzen.

Ganz abgesehen davon, daß Schweißfüßen so etwas nicht mehr schaden würde, kann es sich doch unmöglich hier um eine Selbstverteidigung gegen den Vorwurf handeln, daß die Neue Freie Presse mit dem Sviha, sondern nur um eine Verteidigung des Sviha, daß er mit der Neuen Freien Presse in Verbindung gestanden sei. Daß es kein Ehrenmann war, der die »Eindrücke über die Lösung der böhmischen Sprachenfrage« verkauft hat, ist doch klar und es wäre ziemlich gleichgiltig, ob der Schurke Sviha heißt oder anders. Pathos wäre an solchen Unterschied jedenfalls nicht zu wenden. Wohl aber ist Pathos am Platze, wenn es gilt, den Sviha gegen den Verdacht einer Verbindung mit der Neuen Freien Presse zu schützen, und wenn man jene Verwahrung genau liest, so wird ihre Tendenz unverkennbar. Die Veröffentlichung der »Eindrücke über die Lösung der böhmischen Sprachenfrage« wird als Schweinerei zugegeben und es wird eine Gemeinheit genannt, einem ohnehin so tief Gefallenen auch noch das in die Schuhe zu schieben. Die Sohlen, die zu beschmutzen man Gefahr laufe, gehören natürlich zu den Schuhen Svihas. Die Absicht, ihn zu verteidigen, ist klar und der Springinsgeld zu diesem Dienst vielleicht auch deshalb verpflichtet, weil ihm der Sviha 14 Eindrücke möglicherweise sehr billig gelassen hat.

Aus einem Preiskurant

Wiener Stadtbahnspiel.

Mit großem, prachtvollem Plane von Wien und Umgebung, 18 Ausflugskärtchen, Fahrkarten, Eisenbahnwagen, Touristenfiguren usw., reich ausgestattet. In feinem Kasten K 7.50.

Die Stadtbahn ist ebenso genau in den Plan eingezeichnet wie die Ausflugsorte. Die Fahrten werden durch lustige Zwischenfälle unterbrochen.

* * *

da schau i ja!

Es ist Eigenschaft eines echten Parlaments, über Dinge zu sprechen, über welche anderswo ängstliches Schweigen gehütet und kaum im Flüstertone gesprochen wird. Wenn über das Verhältnis zwischen Auszeichnungen und Geldleistungen gesprochen wird, wer in Österreich-Ungarn würde da nicht die Empfindung haben, daß heimatliche Gebrechen und traurige Erscheinungen unseres öffentlichen Lebens berührt werden. . . . In England ist man lange nicht so leisetreterisch. . . . Was bei uns der Dispositionsfonds der Regierung heißt, von dem dunkle Sagen berichten, daß er in einem freilich ganz oberflächlichen Verhältnis zu mancherlei Ernennungen stehe, das ist in England die Parteikasse . . . .

. . . . Er sagte, welchen Wert kann eine Ehre haben, wenn sie gekauft werden darf, und wie können Männer von wahrem Verdienst noch Wert auf Würden legen, welche andere haben, die keine Spur von Berechtigung dazu besitzen? Der größte Skandal, gegen den sich die ganze öffentliche Meinung erheben müsse, sei es, wenn ein Mann zu Würden gelange, so wie ein anderer sich eine Ware ersteht . . . . Aber er erhebt Protest dagegen und ruft die ganze öffentliche Meinung zur Wachsamkeit und zum Kampf dagegen auf, daß das Übel käuflicher Auszeichnungen sich ausbreite und die Krankheit zur Gefahr für den Staat werde . . . . Worte, denen wir in Österreich-Ungarn uns wohl auch ein wenig getroffen fühlen können. . . . Wie schade, daß wir keinen Lord Milner besitzen, der in unserer Pairskammer auf ähnliche Erscheinungen hinwiese. Er würde vielleicht Anhaltspunkte für ähnliche Behauptungen finden.

. . . . Das englische Oberhaus hat kein wirkliches Mittel gegen die Käuflichkeit der Auszeichnungen gefunden, aber es ist doch bedeutungsvoll und wichtig, daß in einer Körperschaft, die so sehr auf Würde hält, die Verschwörung des Schweigens, die in anderen Ländern so wirksam ist, bei der heikelsten Frage gebrochen wurde . . . .

* * *

Tausende wären glücklich, er weiß sichs nicht zu schätzen

Aus Teplitz wird gemeldet: Der hiesige Stadtrat Dr. med. Ernst Walter hat den ihm verliehenen Titel eines kaiserlichen Rates als seiner Stellung und seinem Stande nicht entsprechend abgelehnt.

* * *

17.

Aus einem Preiskurant

Wiener Stadtbahnspiel.

Mit großem, prachtvollem Plane von Wien und Umgebung, 18 Ausflugskärtchen, Fahrkarten, Eisenbahnwagen, Touristenfiguren usw., reich ausgestattet. In feinem Kasten K 7.50.

(Die Stadtbahn ist ebenso genau in den Plan eingezeichnet wie die Ausflugsorte. Die Fahrten werden durch lustige Zwischenfälle unterbrochen.)

* * *

Ah da schau i ja!

»Es ist Eigenschaft eines echten Parlaments, über Dinge zu sprechen, über welche anderswo ängstliches Schweigen gehütet und kaum im Flüstertone gesprochen wird. Wenn über das Verhältnis zwischen Auszeichnungen und Geldleistungen gesprochen wird, wer in Österreich-Ungarn würde da nicht die Empfindung haben, daß heimatliche Gebrechen und traurige Erscheinungen unseres öffentlichen Lebens berührt werden. . . . In England ist man lange nicht so leisetreterisch. . . . Was bei uns der Dispositionsfonds der Regierung heißt, von dem dunkle Sagen berichten, daß er in einem freilich ganz oberflächlichen Verhältnis zu mancherlei Ernennungen stehe, das ist in England die Parteikasse . . . .

. . . . Er sagte, welchen Wert kann eine Ehre haben, wenn sie gekauft werden darf, und wie können Männer von wahrem Verdienst noch Wert auf Würden legen, welche andere haben, die keine Spur von Berechtigung dazu besitzen? Der größte Skandal, gegen den sich die ganze öffentliche Meinung erheben müsse, sei es, wenn ein Mann zu Würden gelange, so wie ein anderer sich eine Ware ersteht . . . . Aber er erhebt Protest dagegen und ruft die ganze öffentliche Meinung zur Wachsamkeit und zum Kampf dagegen auf, daß das Übel käuflicher Auszeichnungen sich ausbreite und die Krankheit zur Gefahr für den Staat werde . . . . Worte, bei denen wir in Österreich-Ungarn uns wohl auch ein wenig getroffen fühlen können. . . . Wie schade, daß wir keinen Lord Milner besitzen, der in unserer Pairskammer auf ähnliche Erscheinungen hinwiese. Er würde vielleicht Anhaltspunkte für ähnliche Behauptungen finden.

. . . . Das englische Oberhaus hat kein wirkliches Mittel gegen die Käuflichkeit der Auszeichnungen gefunden, aber es ist doch bedeutungsvoll und wichtig, daß in einer Körperschaft, die so sehr auf Würde hält, die Verschwörung des Schweigens, die in anderen Ländern so wirksam ist, bei der heikelsten Frage gebrochen wurde . . . .

Ah da schau i ja! Welch ein Angiff auf sich selbst! ~~Aber~~ das Ganze führt den Titel »Der künftige Adel«, damit man doch auch glauben soll, der Adel sei durch die Käuflichkeit des Adels zu erwerben, der für Geld irgendeinen Kohn in seine Reihen aufnehme. Aber der Adel kann gekauft werden, käuflich ist nur die Presse. Wer kauft sie? Die Regierung. Woher nimmt sie das Geld? Aus demselben Dispositionsfonds, der in ironischen Zusammenhang mit »mancherlei Ernennungen« gebracht wird. Wenn nicht der »Skandal« fortbestände, daß diese bezahlt werden können, wenn Gottbehüte ein »wirkliches Mittel« dagegen gefunden würde, so hätte die Presse kein so gutes Leben. Sie soll nur ja sich nicht ~~dazu~~ dazu hinreißen lassen, die Verschwörung ~~des~~ Schweigens ~~in Österreich~~ zu brechen! Von den paar ungarischen Baronen könnten sie ja nicht leben. Aber die vielen kaiserlichen Räte, die machen das Kraut fett. Daß einer für Geld ~~einen Orden kriegen~~ kann, ist nur darum ein Skandal, weil das Geld keinen ~~sauberen~~ Zweck zufließt, sondern im Gegenteil der Presse. Wenn nun ~~der~~, der das Geld kriegt, sich über dessen Provenienz aufhält, so sollte man ihn wohl mit einem nassen Fetzen ~~fortjagen~~. Und ihn eines noch dazu in die Fresse geben! die das ganze Jahr keinen höheren ~~Zweck~~ dient, als den Speichel der Ordenskäufer zu lecken. Was diese schmutzigen Heuchler, den die englische Reinigungsrede entzückt und der selbst das »ängstliche Schweigen« hütet, anfangen würde, wenn zwar nicht in England, aber in Österreich ~~sind~~ noch das »wahre Verdienst« ausgezeichnet würde!

* * *

Tausende wären glücklich, er weiß sichs nicht zu schätzen

»Aus Teplitz wird uns gemeldet: Der hiesige Stadtrat Dr. med. Ernst Walter hat den ihm verliehenen Titel eines kaiserlichen Rates als seiner Stellung und seinem Stande nicht entsprechend abgelehnt.«

* * *

Ein Aufrechter

Ein Grünfeld enthüllt in der Neuen Freien Presse Goethes ganzen Servilismus. Goethe, der offenbar ein Ordensstreber war, schreibt an Deinhardstein

wörtlich«: — — — Ihren höchsten Gönner, den ich seit vielen Jahren auch als den meinigen verehre, mich ins Gedächtnis zu rufen(!) und höchstdemselben meine unwandelbare dankvollste Aneignung zu beteuern, welches ich als ein besonderes Glück schätzen würde. Also schreibt kein Supplikant, sondern der Dichter des »Faust«. Wir begreifen es, daß dieser Brief des »Olympiers« Ansehen in den Augen des »jungen Österreich« sehr schädigen mußte .... Einige Wochen später — Das Blatt, das dem Grünfeld den Abdruck nicht versagen kann, entschuldigt Goethe, welcher nicht den Kaiser Franz, sondern Metternich gemeint habe, dem er in einer autorrechtlichen Sache zu Dank verpflichtet sein mußte. Hätte Goethe den Kaiser Franz gemeint, so hätte ihm das der Grünfeld natürlich mit Recht nachgetragen. Aber ihm zu verzeihen, daß er gegen einen Metternich devot war, dürfte dem Grünfeld auch nicht sympathisch sein, der sich darüber aufhält, daß ein aufgeklärter Mensch wie Goethe überhaupt gegen Hochgeborene so höflich sein kann. Der Unterschied zwischen Goethe und Grünfeld ist eben der, daß Goethe im Verkehr mit Goethe respektvoll bleibt, während Grünfeld im Verkehr mit Goethe zu Rufzeichen und Gänsefüßchen greift. Der Dichter des Faust gibt das Vorrecht der Geburt zu, während ein jüdischer Religionslehrer in Brünn dem Vorrecht des Genies, sich anständig zu benehmen, seinen Männerstolz entgegensetzt. Es wird hiermit bekanntgegeben, daß der letzte, der gegen Goethe Gesinnung haben durfte, Börne geheißen hat. Zuzug fernzuhalten.

* * *

Ein Aufrechter

Grünfeld enthüllt Goethes Servilismus. Goethe, der offenbar ein Ordensstreber war, schreibt an Deinhardstein

»wörtlich«: — — — Ihrem höchsten Gönner, den ich seit vielen Jahren auch als den meinigen verehre, mich ins Gedächtnis zu rufen(!) und höchstdemselben meine unwandelbare dankvollste Aneignung zu beteuern, welches ich für ein besonderes Glück schätzen würde. — Also schreibt kein Supplikant, sondern der Dichter des »Faust«. Wir begreifen es, daß dieser Brief des »Olympiers« Ansehen in den Augen des »jungen Österreich« sehr schädigen mußte .... Einige Wochen später —

Man schweige! Das Blatt, das dem Grünfeld den Abdruck nicht versagen kann, entschuldigt Goethe, welcher nicht den Kaiser Franz, sondern Metternich gemeint habe, dem er in einer autorrechtlichen Sache zu Dank verpflichtet sein mußte. Hätte Goethe den Kaiser Franz gemeint, so hätte ihm das der Grünfeld natürlich mit Recht nachgetragen. Indes, ihm zu verzeihen, daß er gegen einen Metternich devot war, dürfte dem Grünfeld auch nicht sympathisch sein, der sich doch darüber aufhält, daß ein aufgeklärter Mensch wie Goethe überhaupt gegen Hochgeborene so höflich sein kann. Der Unterschied zwischen Goethe und Grünfeld ist eben der, daß Goethe im Verkehr mit Fürsten respektvoll bleibt, während Grünfeld im Verkehr mit Goethe zu Rufzeichen und Gänsefüßchen greift. Der Dichter des Faust gibt das Vorrecht der Geburt zu, während ein Rabbiner in Brünn dem Vorrecht des Genies, sich anständig zu benehmen, seinen Männerstolz entgegensetzt. Es wird hiermit bekanntgegeben, daß der letzte, der gegen Goethe Gesinnung haben durfte, Börne geheißen hat, Zuzug fernzuhalten.

* * *

~~Auch~~ Standpunkt

Es kann sein, daß wir Österreicher in der Politik ein wenig zu weich sind und die scharfen Ecken gern umbiegen. . . Es wird stets eine Gemütsfrage sein, ob der Sohn eines solchen Vaters, wenn er seinen Standpunkt in einem Streite verteidigt, und selbst, wenn er sich in einem Irrtum befindet, nach dem Maßstabe des strengen Rechtes behandelt werden solle. Gemütsfragen sind jedoch individuell, und die Antwort kann jeder nur für sich selbst geben und sie läßt sich nicht verallgemeinern. Die vorstehenden Bemerkungen entspringen dem österreichischen Gemüte. Es kann hier nicht gefallen, was einem Sohne des Grafen Julius Andrassy geschehen ist . . .

Man hat sich das österreichische Gemüt immer ganz anders vorgestellt. Wenn in Ungarn ein ~~Abgeordneter~~ zu Unrecht ausgeschlossen wird, so müßte es in Österreich dem Hausjuden verheimlicht werden. Es ist genug, daß die Geschäftsordnung gebrochen wird. Wenn er uns noch das Herz bricht, so werfts ihn heraus!

Durazzo, aufgegeben am 8. März, eingetroffen am 12. März

Ich besuchte gestern abend Essad Pascha. Der General empfing mich in seiner neuen hellgrauen Uniform mit goldenen Schnüren und erzählte mir freudestrahlend:

»Ich begab mich an der Spitze einer Deputation an Bord der ‚Taurus', um den Fürsten und dessen Gemahlin zu begrüßen und zur Landung einzuladen. Der Fürst erzählte, daß besonders am letzten Tage die See unangenehm bewegt gewesen sei.« »Als ich aber«, fuhr der Fürst fort, »in die albanischen Gewässer kam und die Berge Albaniens erblickte, fühlte ich mich sehr erleichtert, und meine Gemahlin schaute mit strahlendem Blick auf mich.«

Was mag sich da nur zugetragen haben? Daß ~~(sie)~~ um vier Tage zu spät ankommt, ist wirklich schade.

* * *

Durazzo, aufgegeben am 7. März 11 Uhr vormittags, eingetroffen am 11. März abends

also fünf Tage, aber es betrifft gottlob nur politische Informationen, keine Stimmungsbilder.

* * *

Durazzo, aufgegeben am 8. März 10 Uhr vormittags, eingetroffen am 11. März abends

Das ist unerhört, ein Telegramm, das man wie einen Bissen Brot gebraucht hat, über den Einzug des Fürstenpaares, ~~ist das nicht zum Zerspringen~~. Was betreibt denn der albanische Vertreter, den wir eigens hinuntergeschickt haben, ein Skandal, ein Weltblatt bringt um vier Tage zu spät die ~~Nachrichten, die~~ Details, die Einzelheiten, aber unterdrücken kann man sie schließlich doch nicht.

. . . . Man sah viele Damen in eleganten modernen Toiletten . . . .
. . . . ~~Nachdem~~ brach in diesem Moment die Sonne durch und tauchte alles in Licht und Farbe . . . .

Das Telegramm hat tausend Kronen gekostet. Der Korrespondent wird angewiesen, dringende Nachrichten nächstens brieflich zu senden.

* * *

Durazzo, aufgegeben am 8. März, eingetroffen am 12. März

Ich besuchte gestern abend Essad Pascha. Der General empfing mich in seiner neuen hellgrauen Uniform mit goldenen Schnüren und erzählte mir freudestrahlend:

»Ich begab mich an der Spitze einer Deputation an Bord der ‚Taurus', um den Fürsten und dessen Gemahlin zu begrüßen und zur Landung einzuladen. Der Fürst erzählte, daß besonders am letzten Tage die See unangenehm bewegt gewesen sei.« »Als ich aber«, fuhr der Fürst fort, »in die albanischen Gewässer kam und die Berge Albaniens erblickte, fühlte ich mich sehr erleichtert, und meine Gemahlin schaute mit strahlendem Blick auf mich.«

Was mag sich da nur zugetragen haben? Daß das um vier Tage zu spät ankommt, ist wirklich schade!

* * *

Titel

Bin nur ich so hellhörig oder muß jeder die Identität dieser Stimme mit der Weltstimme spüren:

Ein junger Mann von kaum vierzig Jahren wurde zum Arbeitsminister ernannt. Österreichische Minister von heutzutage sind durch die Unbeständigkeit der Kabinette nicht mehr das, was sie früher waren. Der Maßstab für die Tauglichkeit wurde stark herabgedrückt ... Dennoch muß es ein Hochgefühl sein, kaum zur Vollreife gelangt, über ein Budget von hundert Millionen verfügen, Scharen von Beamten und Dienern befehlen zu können ...

Welche Greiflust hier in der Vorstellung schwelgt, daß der junge Mann über das Budget »verfügt«. Sie würde beklagen, daß ein reicher Erbe wirtschaftet, als ob er Staatsgelder zu verwalten hätte.

10

Bin nur ich so hellhörig

oder muß jeder die Identität dieser Stimme mit der Weltstimme spüren:

Ein junger Mann von kaum vierzig Jahren wurde zum Arbeitsminister ernannt. Österreichische Minister von heutzutage sind durch die Unbeständigkeit der Kabinette nicht mehr das, was sie früher waren. Der Maßstab für die Tauglichkeit wurde stark herabgedrückt . . . Dennoch muß es ein Hochgefühl sein, kaum zur Vollreife gelangt, über ein Budget von hundert Millionen verfügen, Scharen von Beamten und Dienern befehlen zu können . . .

Welche Greiflust hier in der Vorstellung schwelgt, daß der junge Mann über das Budget »verfügt«! Sie würde auch beklagen, daß ein reicher Erbe wirtschaftet, als ob er Staatsgelder zu verwalten hätte.

* * *

Die Dichter haben das Wort

Um die nationalen Gegensätze in Böhmen zu überbrücken, sind zu Weihnachten zwei Kulturmenschen berufen worden, von denen man erwarten kann, daß sie für die Errungenschaften sind und das Verbindende dem Trennenden vorziehen: Die Herren Salus und Strobl. ~~Dieser~~ ist Pessimist. Er möchte uns ja gern etwas zu Weihnachten schenken, aber er glaubt an kein Christkindl mehr. Lohn verdienen. Jener nennt sich einen in Böhmen wirkenden Kulturmenschen und beklagt sich darüber, daß heute jeder achtzehnjährige Jüngling schon Antisemit oder Zionist, Arier oder Nichtarier, Deutschnationaler oder Tschechischradikaler ist und von der kulturellen Gemeinschaft nichts wissen will. Ich bin gewiß frei von dem Verdacht, der Einteilung der Idioten nach Nationen ~~oder nach Rassen~~ das Wort zu sprechen. Aber jeder achtzehnjährige Jüngling, der in solchen Vorurteilen befangen ist, scheint mir turmhoch über jener allgemeinen Menschheit zu stehen, ~~die~~ Gedichte von Salus toleriert und begünstigt. Gemeinsame Arbeit für solches Hochziel ist ein Ideal, das tief unter jeder politischen Tendenz steht.

* * *

22

12

Heimg'funden

Rückkehr Pichons zur Journalistik.

Ernennung zum politischen Leiter des »Petit Journal«.

(Telegramm der »Neuen Freien Presse«.)

Paris, 1. März.

»Petit Journal« teilt mit, daß der Verwaltungsrat dieser Zeitungsgesellschaft den ehemaligen Minister des Äußern Stephan Pichon und den ehemaligen Ackerbauminister Clementel zu Verwaltungsräten gewählt hat. Pichon ist zum Präsidenten der Gesellschaft an Stelle des eben verstorbenen Charles Prevet gewählt worden und wird in dieser Eigenschaft wie sein Vorgänger Prevet die politische Leitung des »Petit Journal« übernehmen.

Pichon ist aus der Journalistik hervorgegangen. Er war, ehe er zur Diplomatie übertrat, Redakteur an Clemenceaus »Justice« . . . .

Der Präsident der französischen Republik hat Heimweh, der Minister des Äußern ist schon drin, und der Ackerbauminister auch. Daß die Schmöcke den Staat regieren, weiß man. Aber wozu den Umweg über ~~die Ämter~~?

* * *

H den Staat

Außer daß

Was muß sie gelitten haben, bis alle Rücksichten auf Sitte und Sittlichkeit, die beinahe organisch gewordene Ehrfurcht vor Gesetz und Recht vergessen waren, bis sie sich aus dem Gedankenkreis heraushob, in dem sie lebte, bis sie nicht mehr die Frau eines Ministers war, die in prachtvollen Kleidern in den Salons das große Wort führt, die mit den Spitzen des Staates, mit den Leuchten der Wissenschaft in Berührung tritt . . . .

Nun, das ist erheblich. Wenn sie in prachtvollen Kleidern das große Wort führte, so ist es naheliegend, daß sie auch mit Spitzen Staat gemacht hat. Unbedingt zu streichen war aber der folgende Passus:

. . . . und einen Menschen über den Haufen schießt.

Sie dachte sich: Aug' um Auge, Zahn um Zahn! Brachte man ihren Gatten wie ein wildes Tier zur Strecke, wühlte man in seiner Vergangenheit, bis man den schmerzhaften Punkt fand, wo man ihm politisch den Tod bringen konnte, behandelte man ihn als Auswürfling, der durch Betrug und Täuschung des Volkes emporgehoben, nun wieder heruntergerissen, zu Boden getreten werden müsse, so würde sie auch ihn, den Jäger, verbluten lassen, wie die Beute, auf die er sich gestürzt hatte. So solle eben auch er, wenn auch nur körperlich, in den Staub fallen, damit gleiches Recht sei, und damit es dem Beleidiger nicht besser gehe als dem Beleidigten.

Politisch lassen sich die Folgen des Attentats . . . .

Der Absatz von »Sie dachte sich« bis »als dem Beleidigtem« ist als eine zeitraubende Trottelei wegen übermäßiger Anschaulichkeit ganz zu streichen. Es stellt sich nämlich heraus, daß sie sich gedacht hat: Zahn um Auge, Aug' um Zahn. Oder: Faust aufs Auge, Dummrian!

* * *

G'hört sich denn das?

»Aus Tiflis wird gemeldet: In der hiesigen Kadettenschule sind 174 Zöglinge unter schweren Vergiftungserscheinungen erkrankt. Mehrere Zöglinge liegen im Sterben. Die eingeleitete Untersuchung ergab, daß ein Bäcker aus Rache über die Konkurrenz eines anderen Bäckers in dessen Mehl Arsenik mischte. Als der Konkurrent aus diesem Mehle Brot herstellte und dieses an die Kadettenschule ablieferte, entstanden die Massenvergiftungen. Der gewissenlose Bäcker wurde verhaftet.«

Hätte er in die Ehe des Konkurrenten seine Zutat gegeben, es hieße »der Elende«.

* * *

13

Außer daß!

. . , . Was muß sie gelitten haben, bis alle Rücksichten auf Sitte und Sittlichkeit, die beinahe organisch gewordene Ehrfurcht vor Gesetz und Recht vergessen waren, bis sie sich aus dem Gedankenkreis heraushob, in dem sie lebte, bis sie nicht mehr die Frau eines Ministers war, die in prachtvollen Kleidern in den Salons das große Wort führt, die mit den Spitzen des Staates, mit den Leuchten der Wissenschaft in Berührung tritt . . . .

Nun, das ist erheblich. Wenn sie in prachtvollen Kleidern das große Wort führte, so ist es naheliegend, daß sie auch mit Spitzen Staat gemacht hat. Unbedingt zu streichen war aber der folgende Passus:

. . . . und einen Menschen über den Haufen schießt.

Sie dachte sich: Aug' um Auge, Zahn um Zahn! Brachte man ihren Gatten wie ein wildes Tier zur Strecke, wühlte man in seiner Vergangenheit, bis man den schmerzhaften Punkt fand, wo man ihm politisch den Tod bringen konnte, behandelte man ihn als Auswürfling, der durch Betrug und Täuschung des Volkes emporgehoben, nun wieder heruntergerissen, zu Boden getreten werden müsse, so würde sie auch ihn, den Jäger, verbluten lassen, wie die Beute, auf die er sich gestürzt hatte. So solle eben auch er, wenn auch nur körperlich, in den Staub fallen, damit gleiches Recht sei, und damit es dem Beleidiger nicht besser gehe als dem Beleidigten.

Politisch lassen sich die Folgen des Attentats . . . .

Der Absatz von »Sie dachte sich« bis »als dem Beleidigtem« ist als eine zeitraubende Trottelei wegen übermäßiger Anschaulichkeit ganz zu streichen. Es stellt sich nämlich heraus, daß sie sich gedacht hat: Zahn um Auge, Aug' um Zahn. Oder: Faust aufs Auge, Dummrian!

* * *

Ein abgesagter ~~Gegner~~ von Eingriffen ins Privatleben

Im ‚Neuen Wiener Journal' war am 18. März zu lesen:

. . . . Ob dies wirklich nur geschah, um die Reinheit der Republik zu bewahren, möchten nicht alle behaupten, die das Blatt und seinen Leiter kennen. Die Karriere Calmettes, die /n Riesensprüngen von einer sehr bescheidenen journalistischen Stellung hinauf zur Direktion des Boulevardblattes führt, war nicht immer von rein idealistischen Motiven geführt. . . . Aber es ging in dieser Tonart weiter und Herr Calmette verfolgte jetzt eine Taktik, für die keine Fälschung zu plump, kein Winkel des Privatlebens zu versteckt war. . . . Man findet in der öffentlichen Debatte alles in Frankreich, aber die unverhüllte Perfidie doch nur selten.

Frau Caillaux hat der anständigen öffentlichen Meinung in Frankreich eine Arbeit abgenommen, die diese eleganter durchgeführt hätte. . . .

Also auch die Gräfin Festetics hätte sich seinerzeit nicht in die Redaktionsräume des ‚Neuen Wieuer Journals' bemühen ~~sollen~~ Aber dafür wird es sich hoffentlich ~~sie~~ Gräfin ~~Esterhazy~~ nicht versagen können. Denn am 17. März war im ‚Neuen Wiener Journal' zu lesen:

* * *

WIENER STADTBIBLIOTHEK

Eingriff in das eigene Familienleben

Ja was macht denn der Pamperletsch vom Slezak? Es wäre sehr interessant, wenn die Zeitung es herausbrächte, aber das hat sie gar nicht nötig, er erzählt es ihr selbst:

Meine Frau und ich hatten nämlich Sehnsucht nach unseren Kindern, und es war uns heuer der Aufenthalt ohne unsere Kinder in Amerika wahrhaftig eine Qual. Wir waren zum erstenmal gezwungen, unsere Kinder in Wien zu lassen, da mein Töchterchen kurz vor unserer Abreise an Blinddarmentzündung operiert worden war und Hofrat Eiselsberg dem Kind die Seereise noch nicht gestattete.

Ja wer kommt denn da zurück aus Amerika? Ja was hat denn den Tammersänger bewogen, die Tonzerte abzusagen und nach dem Zusammenbruch der Tanadian National Opera Tompany abzureisen?

* * *

Eingriff in das eigene Familienleben

Ja was macht denn der Pamperletsch vom Slezak? Es wäre sehr interessant, wenn die Zeitung es herausbrächte, aber das hat sie gar nicht nötig, er erzählt es ihr schon von selbst:

... Meine Frau und ich hatten nämlich Sehnsucht nach unseren Kindern, und es war uns heuer der Aufenthalt ohne unsere Kinder in Amerika wahrhaftig eine Qual. Wir waren zum erstenmal gezwungen, unsere Kinder in Wien zu lassen, da mein Töchterchen kurz vor unserer Abreise an Blinddarmentzündung operiert worden war und Hofrat Eiselsberg dem Kind die Seereise noch nicht gestattete. . . .

Ja wer tommt denn da zurück aus Amerika? Ja was hat denn den Tammersänger bewogen, die Tonzerte abzusagen und nach dem Zusammenbruch der Tanadian National Opera Tompany abzureisen?

* * *

Aus einem Weltblatt

[Jubiläum.] Am 17. d. feiern Herr und Frau Johann und Theresia Ruzizka, I. Bezirk, Johannesgasse 22 wohnhaft, das Jubiläum ihrer fünfundzwanzigjährigen Tätigkeit im obgenannten Hause, in dem Herr Ruzizka als Portier bedienstet ist.

Eine Schwärmerin

Mit nur gutmüt., aufrichtigem Staats- oder Bahnbeamten, gut situiert, wünscht hübsches Fräulein, 36 J.

Sie hänge ihr Herz nicht an ein Ideal. Einen gutmütigen Staatsbeamten könnte sie ja finden — gutmütig sind sie alle —, aber sie würde schon sehen, wie fad das ist: den Akt erledigen, nur daß Ruh is. Und einen aufrichtigen Bahnbeamten — da kann sie ein altes Fräulein werden! Der Zug des Herzens hat ohnedies Verspätung. Fragt man: Wann endlich, so kriegt man die Antwort: So um ha elfe kommt er gern. Ist das aufrichtig? Kommt er dann um zwölfe so ist das Coupé schmutzig und ungeheizt.

* * *

Falsch verbunden

Eine interessante Statistik über die Verteilung der Telephonanschlüsse in der ganzen Welt wird von der Zeitschrift La Lumière electrique veröffentlicht. . . . Unter den europäischen Ländern steht an erster Stelle Dänemark mit 107.153 Apparaten bei 2,589.000 Einwohnern: es besitzt demnach jeder 24. Däne ein Telephonanschluß. Den zweiten und dritten Platz nehmen Schweden und Norwegen ein. Es kommt dann die Schweiz mit einem Telephonanschluß auf 41 Personen. Weiter folgt Deutschland mit 1,154,518 Telephonanschlüssen, so daß auf 56 Personen ein Apparat kommt. Hinter Deutschland kommen England, Luxemburg, Island und Holland. Den zehnten Platz erst behauptet Frankreich, wo man nur 260.998 Telephonanschlüsse zählt, so daß auf je 150 Franzosen ein Apparat kommt. An den letzten Stellen stehen Bulgarien, Griechenland und Bosnien, wo je 1500 – 2000 Einwohner nur über einen einzigen telephonischen Apparat verfügen können. . . .

Österreich ~~scheint demnach selbst von~~ der Statistik ~~gemieden~~ zu sein. ~~Kommt~~ überhaupt nicht vor. ~~Mit Recht~~, weil es hier überhaupt keine Telephonanschlüsse gibt. ~~Aber da~~ das österreichische Telephon nur in der älteren satirischen Literatur eine Rolle ~~spielt~~, ~~so gibt es überhaupt keine Möglichkeit, dazu Stellung zu nehmen.~~ Ich lebe ~~recht abgeschlossen~~ hin und wieder ruft mich die brasilianische Gesandtschaft an, weil sie mit der portugisischen sprechen wollte. Ach, die einzigen Verbindungen, die ich noch mit der Außenwelt habe, sind die falschen.

* * *

Nicht nur, sondern auch

» . . . . Bei der bei Hopf vorgenommenen Hausdurchsuchung seien nicht nur große Mengen von Gift und Kulturen der gefährlichsten Bakterien, sondern auch zwei Strafgesetzbücher vorgefunden worden.«

* * *

Nicht nur, sondern anch

» . . . . Bei der bei Hopf vorgenommenen Hausdurchsuchung seien nicht nur große Mengen von Gift und Kulturen der gefährlichsten Bakterien, sondern auch zwei Strafgesetzbücher vorgefunden worden,«

* * *

20.

Nicht nur, sondern anch

» . . . . Bei der bei Hopf vorgenommenen Hausdurchsuchung seien nicht nur große Mengen von Gift und Kulturen der gefährlichsten Bakterien, sondern auch zwei Strafgesetzbücher vorgefunden worden.«

* * *

Das Leben bietet seltsame Kontraste

. . . . Ein Bein wurde ihm vollkommen aufgerissen. Der Dompteur befreite sich mit übermenschlicher Kraft, gab mehrere Revolverschüsse gegen den Löwen ab und reterierte dann zur Tür. Die Verletzung ist sehr schwer.

Herma von Skoda-Abend.

Sehr zart sind die Gedichte von Fräulein Herma von Skoda, die gestern im Klub deutscher Künstlerinnen vorgetragen wurden. Feine lyrische Empfindungen sind in ihnen ausgesprochen, so wie sie manche spielerische, manche ernstere Minute zuträgt. . . .

Da nun der Setzerstreik in Prag, wo ohnedies ein Durcheinander ist, auch noch das seine tat, so hätte das Bild sich von rechtswegen so gestalten müssen:

Der Klub deutscher Künstlerinnen wurde ihm vollkommen aufgerissen. Der Dompteur Hermine von Skoda retirierte dann zur Tür. Sehr zart sind unsere Revolverschüsse, so wie sie manche spielerische, manche ernstere Minute zuträgt. Die Verletzung feiner lyrischer Empfindungen ist sehr schwer.

* * *

Das Leben bietet seltsame Kontraste

. . . . Ein Bein wurde ihm vollkommen aufgerissen. Der Dompteur befreite sich mit übermenschlicher Kraft, gab mehrere Revolverschüsse gegen den Löwen ab und reterierte dann zur Tür. Die Verletzung ist sehr schwer.

Herma von Skoda-Abend.

Sehr zart sind die Gedichte von Fräulein Herma von Skoda, die gestern im Klub deutscher Künstlerinnen vorgetragen wurden. Feine lyrische Empfindungen sind in ihnen ausgesprochen, so wie sie manche spielerische, manche ernstere Minute zuträgt. . . .

Da nun der Setzerstreik in Prag, wo ohnedies ein Durcheinander ist, auch noch das seine tat, so hätte das Bild sich von rechtswegen so gestalten müssen:

Der Klub deutscher Künstlerinnen wurde vollkommen aufgerissen. Der Dompteur befreite sich mit übermenschlicher Kraft. Hermine von Skoda retirierte dann zur Tür. Sehr zart sind unsere Revolverschüsse, so wie sie manche spielerische, manche ernstere Minute zuträgt. Die Verletzung feiner lyrischer Empfindungen ist sehr schwer.

* * *

Es ist unwahr

Colfuschg, 22. Jänner.

Bezugnehmend auf den Bauernbrief »Aus dem Gadertale« in letzter Nummer, bitte ich folgendes festzustellen: Es ist unwahr, daß ich um 4 Uhr Früh den Tangotanz im Gasthause zum Capellerwirt bei der Tanzunterhaltung am 26. Dezember vereitelt habe. Wahr ist, daß im Gasthause zur Kapelle, wo ich als Stallmagd bedienstet bin, am 26. Dezember 1913 ein Ball gar nicht stattgefunden hat, ja nicht ein einzigesmal getanzt worden ist, deshalb ich auch gar nicht in die Lage gekommen bin, einen Tangotanz zu vereiteln. Dies zur Richtigstellung. Im übrigen bemerke ich, daß Tänzerinnen aus Welschellen nicht eingeladen worden sind.

Marie Bernardi.

Es ist ihr Recht nach § 19. Und daß die ladinische Stallmagd aus einer Höhe von 1680 m über dem Meeresspiegel in jene Welt hineingefunden hat, wo man sich an derselben Stelle und mit denselben Lettern dagegen verwahrt, den Tango vereitelt zu haben, ~~zeigt, daß wir doch weiter halten als in den Zeiten, wo sie auf solchen Vorfall geantwortet hätte~~ ~~Hopsdoderoh~~ !

* * *

Es ist unwahr

In einem Tiroler Blatte ist zu lesen:

Colfuschg, 22. Jänner.

Bezugnehmend auf den Bauernbrief »Aus dem Gadertale« in letzter Nummer, bitte ich folgendes festzustellen: Es ist unwahr, daß ich um 4 Uhr Früh den Tangotanz im Gasthause zum Capellerwirt bei der Tanzunterhaltung am 26. Dezember vereitelt habe. Wahr ist, daß im Gasthause zur Kapelle, wo ich als Stallmagd bedienstet bin, am 26. Dezember 1913 ein Ball gar nicht stattgefunden hat, ja nicht ein einzigesmal getanzt worden ist, deshalb ich auch gar nicht in die Lage gekommen bin, einen Tangotanz zu vereiteln. Dies zur Richtigstellung. Im übrigen bemerke ich, daß Tänzerinnen aus Welschellen nicht eingeladen worden sind.

Marie Bernardi.

Es ist ihr Recht nach § 19. Und daß die ladinische Stallmagd aus einer Höhe von 1680 m über dem Meeresspiegel in jene Welt heimg'funden hat, wo man sich an derselben Stelle und mit denselben Lettern dagegen verwahrt, den Tango vereitelt zu haben, zeigt, daß wir doch weiter halten als in den Zeiten, wo sie auf solchen Vorfall

. . .

~~herzlich froh sein dürfte.~~ Die Tiroler selbst aber sind ein so tüchtiger, in sich gefestigter Menschenschlag, daß die Befürchtungen des Fürstbischofs wirklich grundlos sind. Sie werden, auch wenn sie weiter mit den Fremden in Berührung kommen, weder ihre Lebensweise noch ihre Weltanschauung wesentlich ändern. In den Sennhütten wird sich nicht der wallende, grüne Automobilschleier einbürgern, und auf den Tiroler Kirchweihfesten dürfte bis auf weiteres kein Tango getanzt werden.

Es ist unwahr

Ein Erzschmock macht sich über den Erzbischof lustig, der einen Hirtenbrief gegen den Tiroler Fremdenverkehr erlassen hat:

. . . . Die Tiroler selbst aber sind ein so tüchtiger, in sich gefestigter Menschenschlag, daß die Befürchtungen des Fürstbischofs wirklich grundlos sind. Sie werden, auch wenn sie weiter mit den Fremden in Berührung kommen, weder ihre Lebensweise noch ihre Weltanschauung wesentlich ändern. In den Sennhütten wird sich nicht der wallende grüne Automobilschleier einbürgern, und auf den Tiroler Kirchweihfesten dürfte bis auf weiteres kein Tango getanzt werden.

Das scheint wahr zu sein. Denn in einem Tiroler Blatt ist zu lesen:

Colfuschg, 22. Jänner.

Bezugnehmend auf den Bauernbrief »Aus dem Gadertale« in letzter Nummer, bitte ich folgendes festzustellen: Es ist unwahr, daß ich um 4 Uhr Früh den Tangotanz im Gasthause zum Capellerwirt bei der Tanzunterhaltung am 26. Dezember vereitelt habe. Wahr ist, daß im Gasthause zur Kapelle, wo ich als Stallmagd bedienstet bin, am 26. Dezember 1913 ein Ball gar nicht stattgefunden hat, ja nicht ein einzigesmal getanzt worden ist, deshalb ich auch gar nicht in die Lage gekommen bin, einen Tangotanz zu vereiteln. Dies zur Richtigstellung. Im übrigen bemerke ich, daß Tänzerinnen aus Welschellen nicht eingeladen worden sind.

Marie Bernardi.

Es ist ihr Recht nach § 19. Und daß die ladinische Stallmagd aus einer Höhe von 1680 m über dem Meeresspiegel in jene Welt heimg'funden hat, wo man sich an derselben Stelle und mit denselben Lettern dagegen verwahrt, den Tango vereitelt zu haben, zeigt, daß wir doch weiter halten als in den Zeiten, wo sie auf solchen Vorhalt geantwortet hätte, daß sie jetzt melken gehen müsse.

In verschiedener Lesart

Junge fesche Frau,
Isr. brünett, nachweisbar unschuldig geschieden, in Lebensstellung (Intelligenzberuf) mit Einkommen von 4000 K und 20.000 K Vermögen, sowie vollständig elegant eingerichteter Wohnung, sucht behufs Ehe Bekanntschaft. Nur Herren mit mindestens gleichem Einkommen aus sicherer Position und gut situiert, gesund, mit angenehmem Exterieur, wollen nichtanonyme Anträge unter »Seltener Fall 20« a. d. Ank.-Bur. d. Bl. richten.

* * *

13

In verschiedener Lesart

Junge fesche Frau,
Isr. brünett, nachweisbar unschuldig geschieden, in Lebensstellung (Intelligenzberuf) mit Einkommen von 4000 K und 20.000 K Vermögen, sowie vollständig elegant eingerichteter Wohnung, sucht behufs Ehe Bekanntschaft. Nur Herren mit mindestens gleichem Einkommen aus sicherer Position und gut situiert, gesund, mit angenehmem Exterieur, wollen nichtanonyme Anträge unter »Seltener Fall 30« a. d. Ank.-Bur. d. Bl. richten.

* * *

23.

~~Wo er recht hat, hat er recht~~

. . . . Aber das natürliche Schamgefühl des Weibes? Hier setzt der große Irrtum der Laien ein. Das Schamgefühl des Weibes ist nicht natürlich. Es ist ein Kunsterzeugnis, ein mühseliges Werk der Erziehung, und überaus hinfällig. Kratze den Firnis von Wohlanständigkeit der Frau von tadelloser Haltung und das Naturwesen kommt zum Vorschein . . . .

Schamhaftigkeit, die, ich wiederhole es, nicht ein inneres Gebot des Weibes ist und nicht aus einem urwüchsigen Bedürfnis seines Wesens entsteht, hat nur beim gealterten Weibe organische Wurzeln. Dieses ist sich bewußt, verblüht und weit eher abstoßend als begehrt zu sein, und es ist bestrebt, seine unschönen Ruinen vor vergleichenden und urteilenden Augen zu verbergen. Das junge, frische Weib, das sich schön und verführerisch weiß oder glaubt, wünscht nichts so sehr als mit seinen Reizen zu prunken. Die Sitte, die es zur Zurückhaltung zwingt, hat ihren Ursprung in der Eifersucht des Mannes, der als der Stärkere es unter die Tyrannei seines Willens brechen konnte und es kraft seines angemaßten Eigentumsrechts durch abwehrende Verhüllung vor dem lüsternen Blick möglicher Nebenbuhler schützte . . . .

Also sprach Nordau. Aber er freut sich dessen nicht, sondern es tut ihm leid. Aber in Pest, wo er das eher riskieren darf.

* * *

Nordau erkennt die Wahrheit und verwirft sie

. . . . Aber das natürliche Schamgefühl des Weibes? Hier setzt der große Irrtum der Laien ein. Das Schamgefühl des Weibes ist nicht natürlich. Es ist ein Kunsterzeugnis, ein mühseliges Werk der Erziehung, und überaus hinfällig. Kratze den Firnis von Wohlanständigkeit der Frau von tadelloser Haltung und das Naturwesen kommt zum Vorschein ... Schamhaftigkeit, die, ich wiederhole es, nicht ein inneres Gebot des Weibes ist und nicht aus einem urwüchsigen Bedürfnis seines Wesens entsteht, hat nur beim gealterten Weibe organische Wurzeln. Dieses ist sich bewußt, verblüht und weit eher abstoßend als begehrt zu sein, und es ist bestrebt, seine unschönen Ruinen vor vergleichenden und urteilenden Augen zu verbergen. Das junge, frische Weib, das sich schön und verführerisch weiß oder glaubt, wünscht nichts so sehr als mit seinen Reizen zu prunken. Die Sitte, die es zur Zurückhaltung zwingt, hat ihren Ursprung in der Eifersucht des Mannes, der als der Stärkere es unter die Tyrannei seines Willens brechen konnte und es kraft seines angemaßten Eigentumsrechts durch abwehrende Verhüllung vor dem lüsternen Blick möglicher Nebenbuhler schützte . . . . der Entfesselung des weiblichen Urtriebes naiver Schamlosigkeit ist nie ein sittliches Bedenken des Weibes selbst entgegengetreten.

Also sprach Nordau. Aber in Pest, wo er das eher riskieren darf. Aber er freut sich dessen nicht, sondern es tut ihm leid. Er schmäht den Sachverhalt, den er erkennt. Die Stelle ist aus dem Zusammenhang gerissen, und der Zusammenhang ist trostlos. Er bestärkt den Papst im Verbot des Tangos. Er hat oft genug die Kunst eine Idiotin genannt. Nun nennt er die Natur eine Kanaille. Die Ruhe Gottes am siebenten Tag dürfte wohl durch die Befürchtung getrübt worden sein, daß ers dem Nordau nicht und nicht habe recht machen können.

* * *

STADTBIBLIOTHEK

24.

Nordau erkennt die Wahrheit und verwirft sie

. . . . Aber das natürliche Schamgefühl des Weibes? Hier setzt der große Irrtum der Laien ein. Das Schamgefühl des Weibes ist nicht natürlich. Es ist ein Kunsterzeugnis, ein mühseliges Werk der Erziehung, und überaus hinfällig. Kratze den Firnis von Wohlanständigkeit der Frau von tadelloser Haltung und das Naturwesen kommt zum Vorschein .... Schamhaftigkeit, die, ich wiederhole es, nicht ein inneres Gebot des Weibes ist und nicht aus einem urwüchsigen Bedürfnis seines Wesens entsteht, hat nur beim gealterten Weibe organische Wurzeln. Dieses ist sich bewußt, verblüht und weit eher abstoßend als begehrt zu sein, und es ist bestrebt, seine unschönen Ruinen vor vergleichenden und urteilenden Augen zu verbergen. Das junge, frische Weib, das sich schön und verführerisch weiß oder glaubt, wünscht nichts so sehr als mit seinen Reizen zu prunken. Die Sitte, die es zur Zurückhaltung zwingt, hat ihren Ursprung in der Eifersucht des Mannes, der als der Stärkere es unter die Tyrannei seines Willens brechen konnte und es kraft seines angemaßten Eigentumsrechts durch abwehrende Verhüllung vor dem lüsternen Blick möglicher Nebenbuhler schützte . . . . Der Entfesselung des weiblichen Urtriebes naiver Schamlosigkeit ist nie ein sittliches Bedenken des Weibes selbst entgegengetreten.

Also sprach Nordau. Aber in Pest, wo er das eher riskieren darf. Aber er freut sich dessen nicht, sondern es tut ihm leid. Er schmäht den Sachverhalt, den er erkennt. Die Stelle ist aus dem Zusammenhang gerissen, und der Zusammenhang ist trostlos. Nordau bestärkt den Papst im Verbot des Tango. Er hat oft genug die Kunst eine Idiotin genannt. Nun nennt er die Natur eine Kanaille. Die Ruhe Gottes am siebenten Tag dürfte wohl durch die Befürchtung getrübt worden sein, daß ers dem Nordau nicht und nicht habe recht machen können.

* * *

Der Blitz hat sie getroffen, zerschmettert ist sie, nicht gedacht soll sie werden

Blitzschlag in die Telephonzentrale auf der Pforte.

Konstantinopel, 19. März.

Während des gestrigen Sturmes fuhr der Blitz in das Palais der Pforte und zerstörte einen Teil der Telephonzentrale.

Es gibt noch eine Gerechtigkeit! Und allen Telephonzentralen aller Staaten wird es so ergehen, die es sich künftig einfallen lassen sollten, unsere Korrespondenten zu verhaften und zu verschicken!

* * *

Wer hat das volle Recht, tief und erleichtert aufzuatmen?

Der Möbelfabrikant Herr Bernhard Ludwig, der sich seit Weihnachten schon dreimal in Durazzo aufgehalten hat und eben von seiner jüngsten Spritztour dorthin wieder zurückgekehrt ist. Das heißt nicht dorthin, sondern nach Wien. Und das heißt wieder, daß er erzählen muß. Es ist eine Ballade. Am 15. Dezember hatte ihm der Prinz von Wied lächelnd die Photographie des Gebäudes gezeigt und ihm mitgeteilt, daß alles bis 15. Januar fix und fertig sein müsse. »Und Herr Ludwig zögerte nicht«. Es wurde zwar nicht fertig, aber es wurde fertig. Oh Ludwig! Über wen ist Herr Ludwig voll des Lobes? Über Essad Pascha.

Brauchte man einheimische Erdarbeiter — Essad Pascha schaffte sie zur Stelle. Umliegende Gebäude mußten demoliert werden, und Essad Pascha ordnete sehr summarisch und schnell die Expropriierung der Objekte an. Essad Pascha feuerte aber sogar die Wiener Arbeiter immer wieder zu erneuter Energie an, so daß Herr Ludwig nun mit dem Gefühle des tiefsten Dankes gegen Essad Pascha aus Durazzo schied.

Ho Essad Pascha! Herr Ludwig ist aber nicht berufen, den Konak einzurichten und einen Kostenüberschlag zu machen, nein.

Herr Ludwig, der in seinem ganzen Wesen den modernen, scharf beobachtenden Geschäftsmann verrät, glaubt an die Zukunft des neuen Reiches. Er hat Gelegenheit genug gehabt, mit dem albanesischen Volke zu verkehren und sich zu überzeugen, wie willig, gut, herzig und ehrlich diese Leute sind und wie sie alle der Wille beseelt, an dem Aufbau ihres Landes mitzuhelfen.

Den Aufbau des Landes hat aber Herr Ludwig nicht übernommen. Er übernimmt auch keine Verantwortung:

Wenn Herr Ludwig nun schon von allen Seiten mit Anfragen über geschäftliche Möglichkeiten im neuen Reiche bestimmt wird, so kann er nur zur Geduld raten.

Oi Ludwig!

* * *

Wer hat das volle Recht, tief und erleichtert aufzuatmen?

Der Möbelfabrikant Herr Bernhard Ludwig, der sich seit Weihnachten schon dreimal in Durazzo aufgehalten hat und eben von seiner jüngsten Spritztour dorthin wieder zurückgekehrt ist. Das heißt nicht dorthin, sondern nach Wien. Und das heißt wieder, daß er erzählen muß. Es ist eine Ballade. Am 15. Dezember hatte ihm der Prinz von Wied lächelnd die Photographie des Gebäudes gezeigt und ihm mitgeteilt, daß alles bis 15. Januar fix und fertig sein müsse. »Und Herr Ludwig zögerte nicht«. Es wurde zwar nicht fertig, aber es wurde fertig. Oh Ludwig! Über wen ist Herr Ludwig nun voll des Lobes? Über Essad Pascha denn:

Brauchte man einheimische Erdarbeiter — Essad Pascha schaffte sie zur Stelle. Umliegende Gebäude mußten demoliert werden, und Essad Pascha ordnete sehr summarisch und schnell die Expropriierung der Objekte an. Essad Pascha feuerte aber sogar die Wiener Arbeiter immer wieder zu erneuter Energie an, so daß Herr Ludwig nun mit dem Gefühle des tiefsten Dankes gegen Essad Pascha aus Durazzo schied.

Ho Essad Pascha! [illegible] hat Ludwig »das volle Recht, tief und erleichtert aufzuatmen.« Kein Mensch wird etwas dagegen haben. Herr Ludwig ist aber nicht nur berufen, den Konak einzurichten und einen Kostenüberschlag zu machen, nein.

Herr Ludwig, der in seinem ganzen Wesen den modernen, scharf beobachtenden Geschäftsmann verrät, glaubt an die Zukunft des neuen Reiches. Er hat Gelegenheit genug gehabt, mit dem albanesischen Volke zu verkehren und sich zu überzeugen, wie willig, gut, herzig und ehrlich diese Leute sind und wie sie alle der Wille beseelt, an dem Aufbau ihres Landes mitzuhelfen.

Den Aufbau des Landes hat aber Herr Ludwig nicht übernommen. Er übernimmt auch keine Verantwortung.

Wenn Herr Ludwig nun schon von allen Seiten mit Anfragen über geschäftliche Möglichkeiten im neuen Reiche bestimmt wird, so kann er nur zur Geduld raten.

Oi Ludwig!

* * *

Wer oder was trotzt den Zeiten?

. . . Bald gab es keinen Wäschermädelball mehr, der Fiakerball verlor seinen Nimbus, der Lumpenball entartete. Und heute ist von diesen urwienerischen Fechsungen nichts mehr geblieben als der Narrenabend des Wiener Männergesangvereines. Der hat den Zeiten getrotzt, und er ist eigentlich so geblieben, wie er immer war. Vielleicht weil dieser erste Gesangverein der Welt eine unveränderliche Klasse bildet und sich in seinen Reihen immer durchaus künstlerisch empfindende Menschen befinden.

Zum Beispiel:

Die »Parsifalotten« führte Magister der Pharmazie Ulrich Diamant . . . .

Inmitten dieser gefährlichen Gesellschaft Frau Antonie Stern als »Unerschrockene Schwiegermutter Hopfs«.

Ehe der Humor in seine Rechte trat, soll kürzlich eine ~~Dame~~ eine Bruckner'sche Symphonie auf der Ziehharmonika gespielt haben.

• •

Wer oder was trotzt den Zeiten?

. . . . Bald gab es keinen Wäschermädelball mehr, der Fiakerball verlor seinen Nimbus, der Lumpenball entartete. Und heute ist von diesen urwienerischen Fechsungen nichts mehr geblieben als der Narrenabend des Wiener Männergesangvereines. Der hat den Zeiten getrotzt, und er ist eigentlich so geblieben, wie er immer war. Vielleicht weil dieser erste Gesangverein der Welt eine unveränderliche Klasse bildet und sich in seinen Reihen immer durchaus künstlerisch empfindende Menschen befinden,

Zum Beispiel:

Die »Parsifalotten« führte Magister der Pharmazie Ulrich Diamant . . . .

Inmitten dieser gefährlichen Gesellschaft Frau Antonie Stern als »Unerschrockene Schwiegermutter Hopfs«.

Und ehe der Humor in seine Rechte trat, soll kürzlich einer von ihnen eine Bruckner'sche Symphonie auf der Ziehharmonika gespielt haben.

• •

Märtyrer.

». . . . Die Honneurs machte Baronin Bienerth, unterstützt von einer Anzahl von aufopferungsvollen Komiteedamen und Herren.«

Mer lacht

.... Das Martyrium der Urchristen vom Gesichtspunkt Bernard Shaws! — man lacht und es ist ja in einem gewissen Sinn wahrhaft ein unendliches Vergnügen, mit dem erlesensten Zynismus einer blendenden Dialektik die unerhörtesten Blasphemien und Zertrümmerungen geweihter Vorurteile mit anzusehen .... Wir sehen den Cäsar und die Christenopfer immer in den Dimensionen von Roms Kolosseum. Shaw geht her und zeigt an Menschlichkeiten, die der höchste Ruhm von Selbstentäußerung, Opfermut und Seelenstärke bekränzt, einen psychologischen Querschnitt.

* * *

Adjutanten

.... Dann bestieg der Kronprinz das kleine bereitstehende Pferd und ritt, gefolgt von seinen militärischen Begleitern und den ihm zugeteilten Journalisten, durch die Boche di Cattaro neun Stunden lang an den dalmatinischen Hafen. Von Zeit zu Zeit erkundigte er sich während dieses neun Stunden dauernden Rittes nach Risano um das Befinden jener Reiter, die so großen Strapazen nicht gewachsen waren.

* * *

Mer lacht

. . . . Das Martyrium der Urchristen vom Gesichtspunkt Bernard Shaws! — man lacht und es ist ja in einem gewissen Sinn wahrhaft ein unendliches Vergnügen, mit dem erlesensten Zynismus einer blendenden Dialektik die unerhörtesten Blasphemien und Zertrümmerungen geweihter Vorurteile mit anzusehen . . . . Wir sehen den Cäsar und die Christenopfer immer in den Dimensionen von Roms Kolosseum. Shaw geht her und zeigt an Menschlichkeiten, die der höchste Ruhm von Selbstentäußerung, Opfermut und Seelenstärke bekränzt, einen psychologischen Querschnitt. . . .

Erstarrt der Schleim nicht vor Entsetzen? Hyänen sind barmherzige Brüder! Es ist die Zeit für die neuen Märtyrer gekommen. Man beschmiere die Schnauze ~~der Psychologen~~ mit Druckerschwärze, man vierteile sie, denen der neue Glauben befahl, an Menschen~~fleisch~~ einen Querschnitt zu zeigen! Auf ins Kolosseum mit seinem Sensationsprogramm!

* * *

Mer lacht

. . . . Das Martyrium der Urchristen vom Gesichtspunkt Bernard Shaws! — man lacht und es ist ja in einem gewissen Sinn wahrhaft ein unendliches Vergnügen, mit dem erlesensten Zynismus einer blendenden Dialektik die unerhörtesten Blasphemien und Zertrümmerungen geweihter Vorurteile mit anzusehen . . . . Wir sehen den Cäsar und die Christenopfer immer in den Dimensionen von Roms Kolosseum. Shaw geht her und zeigt an Menschlichkeiten, die der höchste Ruhm von Selbstentäußerung, Opfermut und Seelenstärke bekränzt, einen psychologischen Querschnitt. . . .

Erstarrt der Schleim nicht vor Entsetzen? Hyänen sind barmherzige Brüder! Es ist die Zeit für die neuen Märtyrer gekommen. Man beschmiere die psychologische Schnauze mit Druckerschwärze! Man vierteile sie, denen der neue Glauben befahl, an Menschlichkeiten einen Querschnitt zu zeigen! Auf ins Kolosseum mit seinem Sensationsprogramm!

* * *

Von Dostojewski habe ich schon geredet. Aber sie alle sind ja tot. Will einer heute in einer Literatur von unermeßlichem Umfang nach den, wenn auch unbewußten, Beziehungen zum Werke Kierkegaards suchen, so könnte er fast verzweifeln. Wohl kann einer ja im Verborgenen ein Leben des Geistes führen und ihm unendlich viel näher kommen, als die allermeisten, die heute schreiben und die im Grund nur zwei Möglichkeiten hätten, ihre Ehrfurcht vor ihm zu beweisen: Schweigen und Selbstverachtung[1]). Ein Name jedoch fällt mir sofort ein, ohne daß ich mich zu besinnen brauche: Karl Kraus. Er wirkt wie einer der subjektiven Denker, die Kierkegaard als Möglichkeiten seiner selbst entdeckte, sie aus sich herausstellte, ihnen Namen gab, und sie produzieren hieß. Denn ihm allein gelang ja das Unheimliche, was noch nie einem Dichter gelungen war, verschiedenen produzierenden Genies ihre Köpfe und ihre Herzen zu geben und sie unsterbliche Werke schaffen zu lassen. Manche Aufsätze der Fackel sind wie Fortsetzungen der Abhandlungen des Constantin Constantius über die Posse und den komischen Schauspieler. Manche andere Sätze könnten in den Reden der Erotiker des Gastmahls »in vino veritas« stehen, manche seiner Aphorismen sind wie Variationen der *Διαψάλματα* oder der Sätze des Frater Taciturnus über die Lust des Denkens und das Wunder der Sprache. Aber Karl Kraus ist ja wirklich und setzt seine Existenz für sein Wirken ein, so steht er in lebendigem Zusammenhange mit einem lebendigen Teil des lebendigen Ganzen, das Kierkegaard heißt. Unter allen Lebenden wurde ihm die stärkste vis comica geschenkt, doch steht sie bei ihm im Dienste der Idee. Er ist der einzige große, durch die Ethik gedeckte Polemiker und Satiriker der Zeit, er allein, sonst keiner, hätte das Recht, in seinem Werke des Hasses die furchtbaren Worte Kierkegaards über die Journalisten zu zitieren. Im Geiste gesehen ist Karl Kraus der mutigste Mann, der heute lebt, denn er steht mit seinem Wirken im grellen Lichte der Öffentlichkeit. Es ist doch immer noch weniger anstrengend, im Verborgenen, oder unter Bienen und Blumen den Gott zu suchen, der Geist ist, als in den Straßen der Stadt zwischen Fratzen und Larven ihn nicht zu verlieren.

[1]) Einer der Pseudonyme Kierkegaards meinte, die Dichten seiner Zeit seien der beste Beweis für die Unsterblichkeit, denn, wenn die unsterblich sind, dann sind es alle. Heute muß man sagen: nie scheinen Menschen so fest an den nahen Untergang der Welt geglaubt zu haben, wie heute die Mehrzahl unserer Literaten. Denn wenn sie die leiseste Hoffnung hätten, es könnte eine Zukunft geben, die in ihre Bücher einmal hineinsieht, dann müßte sie doch die Aussicht auf eine so totale Blamage zum Selbstmord treiben.

Aus »Sören Kierkegaard und die Philosophie der Innerlichkeit« von Theodor Haecker (Verlag von J. F. Schreiber, München 1913).

Von Dostojewski habe ich schon geredet. Aber sie alle sind ja tot. Will einer heute in einer Literatur von unermeßlichem Umfang nach den, wenn auch unbewußten, Beziehungen zum Werke Kierkegaards suchen, so könnte er fast verzweifeln. Wohl kann einer ja im Verborgenen ein Leben des Geistes führen und ihm unendlich viel näher kommen, als die allermeisten, die heute schreiben und die im Grund nur zwei Möglichkeiten hätten, ihre Ehrfurcht vor ihm zu beweisen: Schweigen und Selbstverachtung[1]). Ein Name jedoch fällt mir sofort ein, ohne daß ich mich zu besinnen brauche: Karl Kraus. Er wirkt wie einer der produzierenden subjektiven Denker, die Kierkegaard als Möglichkeite seiner selbst entdeckte, sie aus sich herausstellte, ihnen Namen gab, und sie produzieren hieß. Denn ihm allein gelang ja das Unheimliche, was noch nie einem Dichter gelungen war, verschiedenen produzierenden Genies ihre Köpfe und ihre Herzen zu geben und sie unsterbliche Werke schaffen zu lassen. Manche Aufsätze der Fackel sind wie Fortsetzungen der Abhandlungen des Constantin Constantius über die Posse und den komischen Schauspieler. Manche andere Sätze könnten in den Reden der Erotiker des Gastmahls »in vino veritas« stehen, manche seiner Aphorismen sind wie Variationen der *διαψάλματα* oder der Sätze des Frater Taciturnus über die Lust des Denkens und das Wunder der Sprache. Aber Karl Kraus ist ja wirklich und setzt seine Existenz für sein Wirken ein, so steht er in lebendigem Zusammenhange mit einem lebendigen Teil des lebendigen Ganzen, das Kierkegaard heißt. Unter allen Lebenden wurde ihm die stärkste vis comica geschenkt, doch steht sie bei ihm im Dienste der Idee. Er ist der einzige große, durch die Ethik gedeckte Polemiker und Satiriker der Zeit, er allein, sonst keiner, hätte das Recht, in seinem Werke des Hasses die furchtbaren Worte Kierkegaards über die Journalisten zu zitieren. Im Geiste gesehen ist Karl Kraus der mutigste Mann, der heute lebt, denn er steht mit seinem Wirken im grellen Lichte der Öffentlichkeit. Es ist doch immer noch weniger anstrengend, im Verborgenen, oder unter Bienen und Blumen den Gott zu suchen, der Geist ist, als in den Straßen der Stadt zwischen Fratzen und Larven ihn nicht zu verlieren.

[1]) Einer der Pseudonyme Kierkegaards meinte, die Dichter seiner Zeit seien der beste Beweis für die Unsterblichkeit, denn, wenn die unsterblich sind, dann sind es alle. Heute muß man sagen: nie scheinen Menschen so fest an den nahen Untergang der Welt geglaubt zu haben, wie heute die Mehrzahl unserer Literaten. Denn wenn sie die leiseste Hoffnung hätten, es könnte eine Zukunft geben, die in ihre Bücher einmal hineinsieht, dann müßte sie doch die Aussicht auf eine so totale Blamage zum Selbstmord treiben.

Die Auffassung, die in diesen schönen Worten enthalten ist, könnte natürlich nur von Idioten mit der Annahme gestützt werden, daß Kraus Kierkegaard kennt, oder wenn sie jemand glaubt, zur Tatsache konstatiert werden, daß er von ihm keine Zeile gelesen hat.

Notizen 1.

Aus »Sören Kierkegaard und die Philosophie der Innerlichkeit« von Theodor Haecker (Verlag von J. F. Schreiber, München 1913):

Von Dostojewski habe ich schon geredet. Aber sie alle sind ja tot. Will einer heute in einer Literatur von unermeßlichem Umfang nach den, wenn auch unbewußten, Beziehungen zum Werke Kierkegaards suchen, so könnte er fast verzweifeln. Wohl kann einer ja im Verborgenen ein Leben des Geistes führen und ihm unendlich viel näher kommen, als die allermeisten, die heute schreiben und die im Grund nur zwei Möglichkeiten hätten, ihre Ehrfurcht vor ihm zu beweisen: Schweigen und Selbstverachtung*). Ein Name jedoch fällt mir sofort ein, ohne daß ich mich zu besinnen brauche: Karl Kraus. Er wirkt wie einer der produzierenden subjektiven Denker, die Kierkegaard als Möglichkeite seiner selbst entdeckte, sie aus sich heraussteilte, ihnen Namen gab, und sie produzieren hieß. Denn ihm allein gelang ja das Unheimliche, was noch nie einem Dichter gelungen war, verschiedenen produzierenden Genies ihre Köpfe und ihre Herzen zu geben und sie unsterbliche Werke schaffen zu lassen. Manche Aufsätze der Fackel sind wie Fortsetzungen der Abhandlungen des Constantin Constantius über die Posse und den komischen Schauspieler. Manche andere Sätze könnten in den Reden der Erotiker des Gastmahls »in vino veritas« stehen, manche seiner Aphorismen sind wie Variationen der *διαψάλματα* oder der Sätze des Frater Taciturnus über die Lust des Denkens und das Wunder der Sprache. Aber Karl Kraus ist ja wirklich und setzt seine Existenz für sein Wirken ein, so steht er in lebendigem Zusammenhange mit einem lebendigen Teil des lebendigen Ganzen, das Kierkegaard heißt. Unter allen Lebenden wurde ihm die stärkste vis comica geschenkt, doch steht sie bei ihm im Dienste der Idee. Er ist der einzige große, durch die Ethik gedeckte Polemiker und Satiriker der Zeit, er allein, sonst keiner, hätte das Recht, in seinem Werke des Hasses die furchtbaren Worte Kierkegaards über die Journalisten zu zitieren. Im Geiste gesehen ist Karl Kraus der mutigste Mann, der heute lebt, denn er steht mit seinem Wirken im grellen Lichte der Öffentlichkeit. Es ist doch immer noch weniger anstrengend, im Verborgenen, oder unter Bienen und Blumen den Gott zu suchen, der Geist ist, als in den Straßen der Stadt zwischen Fratzen und Larven ihn nicht zu verlieren.

*) Einer der Pseudonyme Kierkegaards meinte, die Dichter seiner Zeit seien der beste Beweis für die Unsterblichkeit, denn, wenn die unsterblich sind, dann sind es alle. Heute muß man sagen: nie scheinen Menschen so fest an den nahen Untergang der Welt geglaubt zu haben, wie heute die Mehrzahl unserer Literaten. Denn wenn sie die leiseste Hoffnung hätten, es könnte eine Zukunft geben, die in ihre Bücher einmal hineinsieht, dann müßte sie doch die Aussicht auf eine so totale Blamage zum Selbstmord treiben.

Die Auffassung, die in diesen schönen Worten enthalten ist, wird von Idioten entweder mit der Annahme gestützt werden, daß Kraus Kierkegaard kennt, oder durch die Tatsache entkräftet werden, daß er von ihm keine Zeile gelesen hat.

* (1 Bem)

In dieser Schrift steht auch der gute Satz:

Die Gedanken Claudels sind schon dadurch verdächtig, daß sie von Franz Blei in Deutschland eingeführt werden.

Dieser Satz hat Herrn Blei gegen das Buch aufgebracht. Er nimmt bei dieser Gelegenheit gleich auch das Recht auf Kierkegaard für sich in Anspruch und räumt dem Verfasser nur ein, gute Einzelheiten vorbringe, daß er »eine vortreffliche Erudition besitzt« — man sieht, wir sind am Ende des achtzehnten Jahrhunderts — und »auch hellen Sinn für Leben und Zeitdinge« — wir sind am Anfang des zwanzigsten — »und stolzen Mut zu Urteilen, deren Gründe oft tiefer liegen als im bloß Intellektuellen . . . .«:

. . . . vortrefflich alles für Bergson, Strindberg, Dostojewsky, Kraus Gesagte: zu alle dem kann man nicht anderer Meinung sein als der Verfasser.

Ei, Blei! Aber das ist ja einerlei. Ich muß doch die Antwort Haeckers aus dem ‚Brenner' zitieren, denn sie zeigt ja daß es in der deutschen Literatur noch manchmal männlich zugeht.

Die paar zitierten Sätze sind nun alles, was F. Blei zum Hauptthema zu bemerken hat. Dagegen schreibt er ein paar Dutzend Sätze über ein Nebenthema: über sich selber. Ich kann ihm auch dorthin folgen, ohne Sorge, daß ich mein Hauptthema aus den Augen verlieren könnte, das ich ja doch beständig in mente habe.

Für mich muß ich zum Verfasser bemerken, daß ich vor 23 Jahren ich war ein junger Student — zum erstenmal Entweder-Oder las (der Titel des Buches zog mich in den Laden, in dessen Fenster das Buch lag) und daß mir seitdem zum immer stärker drängenden Erlebnis die Existenz dieses aufregenden Ingenium wurde, wenn es mir auch nicht gelang, dieses Erlebnis in höherem Maße auszudrücken, als es nach meinem eben nicht sehr großen Vermögen geschah. In all der Zeit war mir K. stärker als irgend sonst was die laute Mahnung des Christentums, die nicht immer deutlich gehörte, aber nie nicht gehörte. Keinem bin ich mit meinem inneren Leben stärker verpflichtet. Der Leser entschuldige diese allzupersönliche Bemerkung zum Verfasser hin, der, wie manchmal zum Schimpfen, so manchmal auch in das Mißtrauen des snobistischen Entdeckers fällt, der auf seine Primeurs eifersüchtig ist . . .

Ich habe mich schon manchmal besonnen, was Schriftsteller wie F. Blei eigentlich wollen. Unmittelbare Dichter sind sie nicht und den entschiedenen Kampf für Geist und Wahrheit führen sie auch nicht, das hatte ich bald heraus. So schien es denn, daß sie für die geistreichsten und klügsten Leute gelten wollten. Das stimmt nun aber auch nicht. Wenn es nämlich, wie ich doch annehmen muß, nicht christlicher Selbsthaß ist, der F. Blei dazu bewegt, seinem Gegner die stärkste Waffe selber in die Hand zu spielen, nein, wenn es im Gegenteil ahnungslos geschieht und sogar im Glauben, er verteidige sich — ist das dann ein Zeichen besonderer Klugheit? Könnte ich einen stärkeren Einwand gegen F. Blei vorbringen als sein eigenes Geständnis, daß er Kierkegaard schon seit 23 Jahren kenne? Man denke nur, schon seit 23 Jahren ist F. Blei »von den Idealen verwundet«, schon 23 Jahre lang braust in seinem Herzen der Schlachtruf: »Entweder — Oder«; aber plaudernd zähmt schon sein Mund wieder die widerspenstigen Glieder der Disjunktion und kopuliert sie so halb und halb zum verträglichsten Ehepaar dieser Welt: Sowohl, als auch; sowohl Kierkegaard, als auch Maurice Barrès, sowohl Karl Kraus als auch — er selber. Weil ein Geständnis das andere wert ist, will auch ich mit einem aufwarten. Ich gestehe, geahnt zu haben, daß wenn nicht der Herausgeber des ‚Amethyst', so doch der Verfasser des »Heliogabalus« schon geraume Zeit vor mir Kierkegaard gekannt hat. Schon lange hegte ich den jetzt zur Gewißheit gewordenen Verdacht, daß Kierkegaards ganze Wirkung auf F. Blei's literarisches Tun und Lassen nur die verkehrte gewesen war, daß F. Blei tat, was er hätte lassen sollen. Aber gerade das geht diesen Talenten am allerschwersten in den Kopf, daß für sie das Lassen viel wichtiger und ersprießlicher wäre als das Tun, das ihre besseren Möglichkeiten immer von neuem verschüttet. Würden sie mit der Kraft, die sie zur Herstellung eines Feuilletons aufwenden, ihre Scham vertiefen, daß ihnen nichts Besseres einfällt, wer weiß, vielleicht fiele ihnen Besseres ein! Ich suchte nach den lebendigen Spuren Kierkegaards in dem geistigen Geschehen unserer Tage und fand sie nur zwei Lebenden, die beide, wahrscheinlich — ich weiß es nicht — niemals ein Wort von Kierkegaard gelesen haben: bei Karl Kraus und teilweise bei Gerhart Hauptmann. Ich fand sie nicht bei F. F. Blei, woraus ich schloß, daß ich ihn nicht kenne. Ein Trugschluß, er identifiziert Prämissen, die himmelweit von einander verschieden sind. Ich suchte nach den lebendigen Spuren, nicht nach den literarischen. Hätte ich dieses letzte gewollt, was wäre nicht alles zu suchen und zu sagen gewesen? Viele kennen heute vieles. Irgend ein fetter Idiot kann mir unversehens Buddhasprüche ins Gesicht spucken, warum nicht auch Sätze Kierkegaards. Alle Weisheit der Welt liegt auf der Straße und ein Litfaß

kann eine Henne unterrichten im flinken Aufpicken. Ich hätte sogar von Sternen der Literatur reden können, z. B. daß Jakob Wassermann nachdem er das »Tagebuch des Verführers« gelesen hatte, das Produzieren nicht aufgab, sondern auch noch die »Masken Erwin Reiners« schrieb, oder daß Heinrich Lilienlein die Indenads-Lectie »Periander« in »Schuldig — nicht schuldig«, also ein Stück, das nach innen gelesen werden sollte, so gründlich und gräßlich mißverstand, daß er es nach außen las und ein Drama »Der Tyrann« machte. So gewiß nun F. Blei gescheiter ist, als diese beiden, ebenso gewiß ist es dennoch, daß er nicht zu den wenigen Denkern gehört, »in denen Kierkegaard existent ist«.

2.

In dieser Schrift steht auch der gute Satz:

Die Gedanken Claudels sind schon dadurch verdächtig, daß sie von Franz Blei in Deutschland eingeführt werden.

Dieser Satz hat Herrn Blei mit Recht gegen das Buch aufgebracht. Er nimmt bei der Gelegenheit gleich auch das Recht auf Kierkegaard für sich in Anspruch und räumt dem Verfasser, mit dem er im Hauptthema nicht einverstanden ist, höchstens ~~nur~~, daß Hein er gute Einzelheiten vorbringe, daß er »eine vortreffliche Erudition besitzt« — man sieht, wir sind am Ende des achtzehnten Jahrhunderts — und »auch hellen Sinn für Leben und Zeitdinge« — wir sind am Anfang des zwanzigsten — »und stolzen Mut zu Urteilen, deren Gründe oft tiefer liegen als im bloß Intellektuellen . . . .«:

. . . . vortrefflich alles für Bergson, Strindberg, Dostojewsky, Kraus Gesagte. zu all dem kann man nicht anderer Meinung sein als der Verfasser.

Ei, Blei! Aber das ist ja einerlei; ich muß trotzdem die Antwort Haeckers aus dem ‚Brenner' zitieren, denn sie zeigt, daß es in der deutschen Literatur noch manchmal männlich zugeht:

. . . . Die paar zitierten Sätze sind nun alles, was F. Blei zum Hauptthema zu bemerken hat. Dagegen schreibt er ein paar Dutzend Sätze über ein Nebenthema: über sich selber. Ich kann ihm auch dorthin folgen, ohne Sorge, daß ich mein Hauptthema aus den Augen verlieren könnte, das ich ja doch beständig in mente habe.

»Für mich muß ich zum Verfasser bemerken, daß ich vor 23 Jahren — ich war ein junger Student — zum erstenmal Entweder-Oder las (der Titel des Buches zog mich in den Laden, in dessen Fenster das Buch lag) und daß mir seitdem zum immer stärker drängenden Erlebnis die Existenz dieses aufregenden Ingenium wurde, wenn es mir auch nicht gelang, dieses Erlebnis in höherem Maße auszudrücken, als es nach meinem eben nicht sehr großen Vermögen geschah. In all der Zeit war mir K. stärker als irgend sonst was die laute Mahnung des Christentums, die nicht immer deutlich gehörte, aber nie nicht gehörte. Keinem bin ich mit meinem inneren Leben stärker verpflichtet. Der Leser entschuldige diese allzupersönliche Bemerkung zum Verfasser hin, der, wie manchmal zum Schimpfen, so manchmal auch in das Mißtrauen des snobistischen Entdeckers fällt, der auf seine Primeurs eifersüchtig ist . . . .«

Ich habe mich schon manchmal besonnen, was Schriftsteller wie F. Blei eigentlich wollen. Unmittelbare Dichter sind sie nicht und den entschiedenen Kampf für Geist und Wahrheit führen sie auch nicht, das hatte ich bald heraus. So schien es denn. daß sie für die geistreichsten und klügsten Leute gelten wollten. Das stimmt nun aber auch nicht. Wenn es nämlich, wie ich doch annehmen muß, nicht christlicher Selbsthaß ist, der F. Blei dazu bewegt, seinem Gegner die stärkste Waffe selber in die Hand zu spielen, nein, wenn es im Gegenteil ahnungslos geschieht und sogar im Glauben, er verteidige sich — ist das dann ein Zeichen besonderer Klugheit? Könnte ich einen stärkeren Einwand gegen F. Blei vorbringen als sein eigenes Geständnis, daß er Kierkegaard schon seit 23 Jahren kenne? Man denke nur, schon seit 23 Jahren ist F. Blei »von den Idealen verwundet«, schon 23 Jahre lang braust in seinem Herzen der Schlachtruf: »Entweder — Oder«; aber plaudernd zähmt schon sein Mund wieder die widerspenstigen Glieder der Disjunktion und kopuliert sie so halb und halb zum verträglichsten Ehepaar dieser Welt: Sowohl, als auch; sowohl Kierkegaard, als auch Maurice Barrès, sowohl Karl Kraus als auch — er selber. Weil ein Geständnis das andere wert ist, will auch ich mit einem aufwarten. Ich gestehe, geahnt zu haben, daß wenn nicht der Herausgeber des »Amethyst«, so doch der Verfasser des »Heliogabalus« schon geraume Zeit vor mir Kierkegaard gekannt hat. Schon lange hegte ich den jetzt zur Gewißheit gewordenen Verdacht, daß Kierkegaards ganze Wirkung auf F. Blei's literarisches Tun und Lassen nur die verkehrte gewesen war, daß F. Blei tat, was er hätte lassen sollen. Aber gerade das geht diesen Talenten am allerschwersten in den Kopf, daß für sie das Lassen viel wichtiger und ersprießlicher wäre als das Tun, das ihre besseren Möglichkeiten immer von neuem verschüttet. Würden sie mit der Kraft, die sie zur Herstellung eines Feuilletons aufwenden, ihre Scham vertiefen, daß ihnen nichts Besseres einfällt, wer weiß, vielleicht fiele ihnen Besseres ein! Ich suchte nach den lebendigen Spuren Kierkegaards in dem geistigen Geschehen unserer Tage und fand sie nur bei zwei Lebenden, die beide wahrscheinlich — ich weiß es nicht — niemals ein Wort von Kierkegaard gelesen haben: Bei Karl Kraus und teilweise bei Gerhart Hauptmann. Ich fand sie nicht bei F. Blei, woraus er schloß, daß ich ihn nicht kenne. Ein Trugschluß, er identifiziert Prämissen, die himmelweit von einander verschieden sind. Ich suchte nach den lebendigen Spuren, nicht nach den literarischen. Hätte ich dieses letzte gewollt, was wäre nicht alles zu suchen und zu sagen gewesen? Viele kennen heute vieles. Irgend ein fetter Idiot kann mir unversehens Buddhasprüche ins Gesicht spucken, warum nicht auch Sätze Kierkegaards. Alle Weisheit der Welt liegt auf der Straße und ein Literat kann eine Henne unterrichten im flinken Aufpicken. Ich hätte sogar von Sternen der Literatur reden können, z. B. daß

Jakob Wassermann, nachdem er das »Tagebuch des Verführers« gelesen hatte, das Produzieren nicht aufgab, sondern auch noch die »Masken Erwin Reiners« schrieb, oder daß Heinrich Lilienfein die Indenads Lectie »Periander« in »Schuldig — nicht schuldig«, also ein Stück, das nach innen gelesen werden sollte, so gründlich und gräßlich mißverstand, daß er es nach außen las und ein Drama »Der Tyrann« machte. So gewiß nun F. Blei gescheiter ist, als diese beiden, ebenso gewiß ist es dennoch, daß er nicht zu den wenigen Denkern gehört, »in denen Kierkegaard existent ist« . . . .

X X X

~~Dem~~ ‚Prager Tagblatt' ~~ist die folgende Berichtigung~~ ~~geschickt worden~~:

Im ‚Prager Tagblatt' vom 21. Dezember 1913 ist ein ‚Münchener Kunstbrief' erschienen, in dem es von einer Ausstellung des Herrn Max Oppenheimer heißt:

»Besonders ihm wird der Vorwurf gemacht, er hätte sich Kohoschka als Vorbild genommen. Richtiger, aber nicht ganz richtig, hat sich Herr Karl Kraus ausgedrückt, der ihn einen ‚Vorahmer' Kokoschkas nannte.«

Wollen Sie die Freundlichkeit haben, festzustellen, daß diese Bemerkung unrichtig ist und daß ich Herrn Oppenheimer nie einen Vorahmer, sondern immer einen Nachahmer Kokoschkas genannt habe. Der Aphorismus: »Es gibt auch Vorahmer von Originalen«, den Herr Oppenheimer vielleicht zu seinen Gunsten auf sich bezogen hat, kann sich nur auf solche Produzenten beziehen, welche in einer ihnen noch nicht wesentlichen Form die Vorläufer von schöpferischen und zur Übernahme berechtigten Naturen sind, die ich gegen den Verdacht des Plagiats schützen wollte. Es konnte mir nie darum zu tun sein, Kokoschka gegen solchen Verdacht zu schützen, da sein Schaffen nicht der Fähigkeit des Herrn Oppenheimer, sondern diese jenem auf dem Fuße folgte. Nie ist es mir in den Sinn gekommen, die Tätigkeit des Herrn Oppenheimer auf kunstphilosophischem Wege zu erklären, und wahr ist, daß ich Herrn Oppenheimer, so oft ich von ihm sprach, einen Nachahmer Kokoschkas genannt habe.

~~Mit vorzüglicher Hochachtung~~
~~Karl Kraus~~

~~Zur Zeit~~ Janowitz, am 2. Januar 1914.

Um welche Art von Kunstkritik es sich da gehandelt hat und was heute gedruckt werden kann, geht aus dem folgenden hervor:

Kokoschka ist ein Psycholog .... Kokoschkas Farben sind mehr seelisch den spektral .... da das Schaffen Kokoschkas nur auf dem Wege der Analyse verglichen werden kann, schließt es sich von selbst aus, daß seine Nachahmer, deren Denken wie das aller Nachahmer synthetisch ist, auch annähernd Ähnliches leisten könnten. Kokoschka wird eine ebenso vereinzelte Erscheinung bleiben, wie ~~der~~ Kafka ~~Kafkinsky~~.

Hrsg.

Hrsg.

Im ‚Prager Tagblatt', 7. Januar, war die folgende Berichtigung enthalten:

z. Zt. Janowitz, am 2. Januar 1914.

Im ‚Prager Tagblatt' vom 21. Dezember 1913 ist ein »Münchener Kunstbrief« erschienen, in dem es von einer Ausstellung des Herrn Max Oppenheimer heißt:

»Besonders ihm wird der Vorwurf gemacht, er hätte sich Kohoschka als Vorbild genommen. Richtiger, aber nicht ganz richtig, hat sich Herr Karl Kraus ausgedrückt, der ihn einen ‚Vorahmer' Kokoschkas nannte.«

Wollen Sie die Freundlichkeit haben, festzustellen, daß die Bemerkung unrichtig ist und daß ich Herrn Oppenheimer nie einen Vorahmer, sondern immer einen Nachahmer Kokoschkas genannt habe. Der Aphorismus: »Es gibt auch Vorahmer von Originalen«, den Herr Oppenheimer vielleicht zu seinen Gunsten auf sich bezogen hat, kann sich nur auf solche Produzenten beziehen, welche in einer ihnen noch nicht wesentlichen Form die Vorläufer von schöpferischen und zur Übernahme berechtigten Naturen sind, die ich gegen den Verdacht des Plagiats schützen wollte. Es konnte mir nie darum zu tun sein, Kokoschka gegen solchen Verdacht zu schützen, da sein Schaffen nicht der Tätigkeit des Herrn Oppenheimer, sondern diese jenem auf dem Fuße folgte. Nie ist es mir in den Sinn gekommen, die Tätigkeit des Herrn Oppenheimer auf kunstphilosophischem Wege zu erklären, und wahr ist, daß ich Herrn Oppenheimer, so oft ich von ihm sprach, einen Nachahmer Kokoschkas genannt habe.

Um welche Art von Kunstkritik es sich da gehandelt hat, und was heute gedruckt werden kann, geht aus der folgenden Stelle hervor:

Kokoschka ist ein Psycholog .... Kokoschkas Farben sind mehr seelisch den spektral.... Da das Schaffen Kokoschkas nur auf dem Wege der Analyse verstanden werden kann, schließt es sich von selbst aus, daß seine Nachahmer, deren Denken wie das aller Nachahmer synthetisch ist, auch annähernd Ähnliches leisten könnten. Kokoschka wird eine ebenso vereinzelte Erscheinung bleiben, wie etwa Kandinsky.

.... Man konnte mit ihm sprechen wie mit einem Maler — und das ist am Ende das größte Kompliment, das ein Maler einem Kunstkenner oder Kunstgelehrten machen kann. A. S. F.

Wie? Lichtwark hat mit Seligmann gesprochen? Und Seligmann ist ein Maler? Das alles habe ich ja gar nicht gewußt!

* * *

Auf Liliencron — wie außer ihm vielleicht nur noch auf Peter Altenberg — hatte das »Sage mir, mit wem du umgehst« keine Anwendung; und auch an seinen Briefen wird man keinen von jenen erkennen, denen er sie geschrieben hat. Der Allumarmer hat Diurnisten zu Prachtkerlen ernannt und Reporter zu ~~e~~samen Künstlerseelen. Er schrieb einem Kaffeehausjüngel: »I h n e n verdanken wir's!« und er schrieb einem Bierjungen alles Heil zu. Er nannte den Otto Ernst — als er noch Schmidt hieß — »unsern herrlichen D ichter, diesen Charakter, zu dem ich mit Ehrerbietung hinaufsehe« und er schied von ~~einem Ästheter~~ mit der Erinnerung »an Ihr ewig blutendes Künstlerherz in der infamen, unerhörten Roheit des Lebens«. Er hatte die Bierbäume so groß gezogen, daß sie auf ihn heruntersehen zu können glaubten. Dann entlud er sich in Bitternis über seinen »Ottju«.. Es ~~war~~ die Zeit, da ihm vor jenen zu grauen begann, die sich ihm mit einem »Hurrah!« genähert und die er darum für »Kämpen« gehalten hatte. Nun glaubten sie ihrem »Detl« auf die Schulter klopfen zu dürfen. Es war bei allem Glauben an die Selbstbewahrung dieser einzigen Persönlichkeit schmerzlich, auch nur eine Minute seines kostbaren Lebens an die Beglaubigung jener vertun zu sehen, deren Kümmerlichkeit sich durch seinen Atem über das rechtmäßige Philisterium gehoben fühlte. Umso plumper sank sie dahin zurück, gegen den unverläßlichen Feuergeist aufbegehrend, der ja doch nicht vierzigtausend Impotenzen die Treue halten konnte. Was fängt nur irgendein »lieber herrlicher Stauf von der March« mit dem einen Kreditbrief an? Er macht den Spender einer flüchtigen Illusion für sein Pospischil-Dasein verantwortlich. Immer wieder mußte es Liliencron erleben, daß die Quittungen, die er für leeren Enthusiasmus ausgestellt hatte, vor ihm traten und Fortsetzung heischten. Sein Herz hatte ihm grundsätzlich verboten, die Neigungen, die ihm zugeflogen waren, unbeantwortet zu lassen; umso schwerer trug es an den Folgen. Eines der spekulativsten Kinder seiner kritiklosen Liebe ~~hatte er~~ hatte er schon im Jahre 1893 erkannt. Damals, am 8. Juni, schrieb er an mich: »Auch über Busse urteile ich wie Sie! Sein Aufsatz war der eines Strebers — und unbescheiden. Auch ich hoffe von diesem prächtigen Kerlchen, daß er sich nicht von den »Alten« herumkriegen läßt. Denn dann ist er verloren.« Das schrieb ich ihm auch.« ~~Und meinte dann, daß ich ihn überschätze.~~ Herr Busse, der längst eingesehen hat, daß ihm die Verehrung des Dichters Brüggen besser liegt als die Liliencrons, wird nun nicht müde, diesem nach dem Tode heimzuzahlen, was er ihm durch die in Dehmels Briefsammlung eingereihte Bemerkung angetan hat. Die Liliencron-Biographie des Herrn Spiero, die natürlich meines Wirkens für Liliencron in Österreich von 1897 bis zu dessen Tod mit keiner Silbe ~~erwähnt~~, ist Herrn Busse willkommene Gelegenheit, das größte Herz der deutschen Literatur mit tintigen Fingern abzutasten, um einen »Sprung« zu entdecken. Das geschieht, wie sich's gehört, in der Neuen Freien Presse und unter dem intimen Titel »Lille«. Nicht dieser hat die Entdeckung Busses zu bedauern, sondern Busse hat sich ehedem »für einen Mann begeistert, den keine Katze kannte«. Er wurde so intim mit ihm, daß er heute vor dem Bild, welches die Nachwelt von Liliencron gezeichnet hat, sich fragen muß: »Timmo Boje Tetje, bist Du das wirklich?« Herr Busse zweifelt. Er findet, daß Liliencron denn doch überschätzt werde. Er bemüht sich sichtlich, einen »innerlichen Bruch oder Sprung« nachzuweisen. Er wirft zu diesem Behufe Liliencron seinen »Adelstick« vor; der Baron sei ihm sehr wichtig gewesen. »Nebenbei gesagt, war übrigens mit seinem Adel nicht allzu viel Staat zu machen: es war junger, aus dem siebzehnten Jahrhundert stammender Briefadel . . . .« Das ist nicht alt genug für den Herrn Karl Busse, dem kein Brief Liliencrons jenen Adel bestreiten soll, den ihm ein Brief Liliencrons einmal verliehen hatte. Aber Herr Busse hat auch mehr Ahnen als der Freiherr. Wie? Er will von dem ersten Streber der deutschen Literatur abstammen? Nicht doch. Liliencron sei einmal einem schneidigen Reiteroffizier namens Busse befreundet gewesen. »Noch zwanzig Jahre später, als er die Verbindung mit dem alten Kameraden längst verloren hatte, war eine seiner ersten Fragen an mich, ob ich mit dem liebsten Genossen seiner Leutnantsjahre verwandt wäre. Ich habe das damals zu seinem Kummer verneint. Heute könnte ich ihm lachend sagen, daß wir doch zusammenhängen, wenn unser gemeinsamer Ahn auch schon vor drei Jahrhunderten blühte.« Trotzdem weiß sich Busse frei von jeder Anwandlung eines Adelsticks. Er hat überhaupt bessere Eigenschaften als Liliencron. Er kam, wiewohl der jüngere, schon viel früher in geordnete Verhältnisse. Er findet deshalb die »ewigen Geldklagen« und die »billigen Weiberaffären« Liliencrons tadelnswert. Und er hat die Impertinenz, dem toten Liliencron ~~speziell~~ einen Vorwurf daraus zu machen, daß er ihn, dem 19jährigen Herrn Busse, damals durch Briefe eingeweiht hatte, »an die irgendeine Kathi oder Seffi mit Krakelpfoten einen unorthographischen Gruß hatte anschreiben müssen«. Herr Busse wagt es, Liliencrons wahllose Begeisterung für Dilletanten, der er seine Entdeckung verdankt, »zum Teil wohl aus Höflichkeit, zum anderen wohl auch aus Literatenklugheit« zu erklären, also auch aus einer Gesinnung, die den Entwicklungsgang des Herrn Busse

seit ~~der~~ Entdeckung durch Liliencron erklärt. Er habe denn auch an Liliencron einmal »eine heftige und deutliche Epistel über solchen Unfug geschrieben«. Da habe er die kurze Antwort bekommen: er, Liliencron, würde sich diese Zeilen für immer aufbewahren. »Geholfen haben sie wahrscheinlich wenig, und korrespondiert haben wir seitdem nicht mehr.« Also haben sie doch geholfen. Liliencron sah doch einmal ein, daß man nicht jedem schreiben dürfe. Auch hatte er gemeint, er wolle sich die Zeilen aufbewahren, um sich immer zu erinnern, wer der Busse sei. Dieser beklagt, daß »der Liliencron, der über die Stränge schlägt«, in der Biographie nicht recht zur Geltung kommen, und knüpft daran die sympathische Vermutung, »daß der von der Familie so reich unterstützte ‚offizielle' Biograph sich da im Urteil und sonstwie manche Beschränkung auferlegt hat«. Nun, in keiner deutschen Zeitschrift war ein Wort über die Tat des Herrn Busse zu lesen. Freilich liegt der seltene Fall vor, daß was wie ein Roheitsakt aussieht, sich bloß als dummes Benehmen auf einem Friedhof qualifiziert. Ein Handlanger, der längst Familienblätter und Zeitungen bedient, will seine Rache haben für die Aussicht, als Irrtum eines Genius auf die Nachwelt zu kommen. Er entschädigt sich durch ein Feuilletonhonorar, das man heute auch mit Grabschändungen verdienen kann. Niemand stört ihn außer dem Toten, der dem prächtigen Kerlchen heute wie vor zwanzig Jahren die Worte versetzt: »Sein Aufsatz war der eines Strebers und — unbescheiden«.

WIENER STADTBIBLIOTHEK

Auf Liliencron — wie außer ihm vielleicht nur noch auf Peter Altenberg — hatte das »Sage mir, mit wem du umgehst« keine Anwendung; und auch an seinen Briefen wird man keinen von jenen erkennen, denen er sie geschrieben hat. Der Allumarmer hat Diurnisten zu Prachtkerlen ernannt und Reporter zu einsamen Künstlerseelen. Er schrieb einem Kaffeehausjüngel: »I h n e n verdanken wir's!« und er schrieb einem Bierjungen alles Heil zu. Er nannte den Otto Ernst — als er noch Schmidt hieß — »unsern herrlichen Dichter, diesen Charakter, zu dem ich mit Ehrerbietung hinaufsehe« ~~und er schied von [illegible] als er [illegible] mit der Erinnerung »an Ihr ewig blutendes Künstlerherz in der infamen, unerhörten Rohheit des Lebens«~~ Er hatte die Bierbäume so groß gezogen, daß sie auf ihn heruntersehen zu können glaubten. Dann entlud er sich in Bitternis über seinen »Ottju«.. Es kam die Zeit, da ihm vor jenen zu grauen begann, die sich ihm mit einem »Hurrah!« genähert und die er darum für »Kämpen« gehalten hatte. Nun glaubten sie ihrem »Detl« auf die Schulter klopfen zu dürfen. Es war bei allem Glauben an die Selbstbewahrung dieser einzigen Persönlichkeit schmerzlich, auch nur eine Minute seines kostbaren Lebens an die Beglaubigung jener vertan zu sehen, deren Kümmerlichkeit sich durch seinen Atem über das rechtmäßige Philisterium gehoben fühlte. Umso plumper sank sie dahin zurück, gegen den unverläßlichen Feuergeist aufbegehrend, der ja doch nicht vierzigtausend Impotenzen die Treue halten konnte. Was fängt nur irgendein »lieber herrlicher Stauf von der March« mit dem einen Kreditbrief an? Er macht den Spender einer flüchtigen Illusion für sein Pospischil-Dasein verantwortlich. Immer wieder mußte es Liliencron erleben, daß die Quittungen, die er für leeren Enthusiasmus ausgestellt hatte, vor ihn traten und Fortsetzung heischten. Sein Herz hatte ihm grundsätzlich verboten, die Neigungen, die ihm zugeflogen waren, unbeantwortet zu lassen; umso schwerer trug es an den Folgen. Eine der spekulativsten Kinder seiner kritiklosen Liebe hatte er schon im Jahre 1893 erkannt. Damals, am 8. Juni, schrieb er an mich: »Auch über Busse urteile ich wie Sie! Sein Aufsatz war der eines Strebers — und unbescheiden. Auch ich hoffe von diesem prächtigen Kerlchen, daß er sich nicht von den »Alten« herumkriegen läßt. Denn dann ist er verloren! Das schrieb ich ihm auch.« Herr Busse, der längst eingesehen hat, daß ihm die Verehrung des Dichters Blüthgen besser liegt als die Liliencrons, wird nun nicht müde, diesem nach dem Tode heimzuzahlen, was er ihm durch die in Dehmels Briefsammlung eingereihte Bemerkung angetan hat. Die Liliencron-Biographie des Herrn Spiero, die natürlich meines Wirkens für Liliencron in Österreich von 1892 bis zu dessen Tod mit keiner Silbe erwähnt, ist Herrn Busse willkommene Gelegenheit, das größte Herz der deutschen Literatur mit tintigen Fingern abzutasten, um einen »Sprung« zu entdecken. Das geschieht, wie sich's gehört, in der Neuen Freien Presse und unter dem intimen Titel »Lille«. Nicht dieser hat die Entdeckung Busses zu bedauern, sondern Busse hat sich ehedem »für einen Mann begeistert, den keine Katze kannte«. Er wurde so intim mit ihm, daß er heute vor dem Bild, welches die Nachwelt von Liliencron gezeichnet hat, sich fragen muß: »Timmo Boje Tetje, bist Du das wirklich?« Herr Busse zweifelt. Er findet, daß Liliencron denn doch überschätzt werde. Er bemüht sich sichtlich, einen »innerlichen Bruch oder Sprung« nachzuweisen. Er wirft zu diesem Behufe Liliencron seinen »Adelstick« vor; der Baron sei ihm sehr wichtig gewesen. »Nebenbei gesagt, war übrigens mit seinem Adel nicht allzu viel Staat zu machen: es war junger, aus dem siebzehnten Jahrhundert stammender Briefadel ....« Das ist nicht alt genug für den Herrn Karl Busse, dem kein Brief Liliencrons jenen Adel bestreiten soll, den ihm ein Brief Liliencrons einmal verliehen hatte. Aber Herr Busse hat auch mehr Ahnen als der Freiherr. Wie denn? Er will von dem ersten Streber der deutschen Literatur abstammen? Nicht doch. Liliencron sei einmal mit einem schneidigen Reiteroffizier namens Busse befreundet gewesen. »Noch zwanzig Jahre später, als er die Verbindung mit dem alten Kameraden längst verloren hatte, war eine seiner ersten Fragen an mich, ob ich mit dem liebsten Genossen seiner Leutnantsjahre verwandt wäre. Ich habe das damals zu seinem Kummer verneint. H e u t e k ö n n t e i c h i h m l a c h e n d s a g e n, daß wir doch zusammenhängen, wenn unser gemeinsamer Ahn auch schon vor drei Jahrhunderten blühte.« Busse hat es inzwischen festgestellt. Trotzdem weiß er sich frei von jeder Anwandlung eines Adelsticks. Er hat überhaupt bessere Eigenschaften als Liliencron. Er kam, wiewohl der jüngere, schon viel früher in geordnete Verhältnisse. Er findet deshalb die »ewigen Geldklagen« und die »billigen Weiberaffären« Liliencrons tadelnswert. Und er hat die Impertinenz, dem toten Liliencron insbesondere einen Vorwurf daraus zu machen, daß er ihn, dem 19jährigen Herrn Busse, damals durch Briefe eingeweiht hatte, »an die irgend eine Kathi oder Seffi mit Krakelpfoten einen unorthographischen Gruß hatte anschreiben müssen. Herr Busse wagte, Liliencrons wahllose Begeisterung für Dilletanten, der er doch seine Entdeckung verdankt, »zum Teil wohl aus Höflichkeit, zum andern wohl auch aus Literatenklugheit« zu erklären, also auch aus einer Gesinnung, die den Entwicklungsgang [illegible]

seit seiner Entdeckung durch Liliencron erklärt. Er habe denn auch an Liliencron einmal »eine heftige und deutliche Epistel über solchen Unfug geschrieben«. Da habe er die kurze Antwort bekommen: er, Liliencron, würde sich diese Zeilen für immer aufbewahren. »Geholfen haben sie wahrscheinlich wenig, und korrespondiert haben wir seitdem nicht mehr.« Also haben sie doch geholfen. Liliencron sah also doch einmal ein, daß man nicht jedem schreiben dürfe. Auch hatte er gemeint, er wolle sich die Zeilen aufbewahren, um sich immer zu erinnern, wer der Busse sei. Dieser beklagt, daß »der Liliencron, der über die Stränge schlägt«, in der Biographie nicht recht zur Geltung komme, und knüpft daran die sympathische Vermutung, »daß der von der Familie so reich ünterstützte ‚offizielle' Biograph sich da im Urteil und sonstwie manche Beschränkung auferlegt hat«. Nun, in keiner deutschen Zeitschrift war ein Wort über die Tat des Herrn Busse zu lesen. Freilich liegt der seltene Fall vor, daß was wie ein Roheitsakt aussieht, sich bloß als dummes Benehmen auf einem Friedhof qualifiziert. Ein Handlanger, der längst Familienblätter und Zeitungen bedient, will seine Rache haben für die quälende Aussicht, als Irrtum eines Genies auf die Nachwelt zu kommen. Er entschädigt sich durch ein Feuilletonhonorar, das man heute auch mit Grabschändungen verdienen kann. Niemand stört ihn; außer dem Toten, der dem prächtigen Kerlchen heute wie vor zwanzig Jahren die Worte versetzt: »Sein Aufsatz war der eines Strebers und — unbescheiden«.

Auf Liliencron — wie außer ihm vielleicht nur noch auf Peter Altenberg — hatte das »Sage mir, mit wem du umgehst« keine Anwendung; und auch an seinen Briefen wird man keinen von jenen erkennen, denen er sie geschrieben hat. Der Allumarmer hat Diurnisten zu Prachtkerlen ernannt und Reporter zu einsamen Künstlerseelen. Er schrieb einem Kaffeehausjüngel: »Ihnen verdanken wir's!« und er schrieb einem Bierjungen alles Heil zu. Er nannte den Otto Ernst — als er noch Schmidt hieß — »unsern herrlichen Dichter, diesen Charakter, zu dem ich mit Ehrerbietung hinaufsehe«. Er hatte die Bierbäume so groß gezogen, daß sie auf ihn heruntersehen zu können glaubten. Dann entlud er sich in Bitternis über seinen »Ottju«.. Es kam die Zeit, da ihm vor jenen zu grauen begann, die sich ihm mit einem »Hurrah!« genähert und die er darum für »Kämpen« gehalten hatte. Nun glaubten sie ihrem »Detl« auf die Schulter klopfen zu dürfen. Es war bei allem Glauben an die Selbstbewahrung dieser einzigen Persönlichkeit schmerzlich, auch nur eine Minute seines kostbaren Lebens an die Beglaubigung jener vertan zu sehen, deren Kümmerlichkeit sich durch seinen Atem über das rechtmäßige Philisterium gehoben fühlte. Umso plumper sank sie dahin zurück, gegen den unverläßlichen Feuergeist aufbegehrend, der ja doch nicht vierzigtausend Impotenzen die Treue halten konnte. Was fängt nur irgendein »lieber herrlicher Stauf von der March« mit dem einen Kreditbrief an? Er macht den Spender einer flüchtigen Illusion für sein Pospischil-Dasein verantwortlich. Immer wieder mußte es Liliencron erleben, daß die Quittungen, die er für leeren Enthusiasmus ausgestellt hatte, vor ihn traten und Fortsetzung heischten. Sein Herz hatte ihm grundsätzlich verboten, die Neigungen, die ihm zugeflogen waren, unbeantwortet zu lassen; umso schwerer trug es an den Folgen. Eins der spekulativsten Kinder seiner kritiklosen Liebe hatte er schon im Jahre 1893 erkannt. Damals, am 8. Juni, schrieb er an mich: »Auch über Busse urteile ich wie Sie! Sein Aufsatz war der eines Strebers — und unbescheiden. Auch ich hoffe von diesem prächtigen Kerlchen, daß er sich nicht von den »Alten« herumkriegen läßt. Denn dann ist er verloren! Das schrieb ich ihm auch.« Herr Busse, der längst eingesehen hat, daß ihm die Verehrung des Dichters Blüthgen besser liegt als die Liliencrons, wird nun nicht müde, diesem nach dem Tode heimzuzahlen, was er ihm durch die in Dehmels Briefsammlung eingereihte Bemerkung angetan hat. Die Liliencron-Biographie des Herrn Spiero, die natürlich meines Wirkens für Liliencron in Österreich von 1892 bis zu dessen Tod mit keiner Silbe erwähnt, ist Herrn Busse willkommene Gelegenheit, das größte Herz der deutschen Literatur mit tintigen Fingern abzutasten, um einen »Sprung« zu entdecken. Das geschieht, wie sich's gehört, in der Neuen Freien Presse und unter dem intimen Titel »Lille«. Nicht dieser hat die Entdeckung Busses zu bedauern, sondern Busse hat sich ehedem »für einen Mann begeistert, den keine Katze kannte«. Er wurde so intim mit ihm, daß er heute vor dem Bild, welches die Nachwelt von Liliencron gezeichnet hat, sich fragen muß: »Timmo Boje Tetje, bist Du das wirklich?« Herr Busse zweifelt. Er findet, daß Liliencron denn doch überschätzt werde. Er bemüht sich sichtlich, einen »innerlichen Bruch oder Sprung« nachzuweisen. Er wirft zu diesem Behufe Liliencron seinen »Adelstick« vor; der Baron sei ihm sehr wichtig gewesen. »Nebenbei gesagt, war übrigens mit seinem Adel nicht allzu viel Staat zu machen: es war junger, aus dem siebzehnten Jahrhundert stammender Briefadel ....« Das ist nicht alt genug für den Herrn Karl Busse, dem kein Brief Liliencrons jenen Adel bestreiten soll, den ihm ein Brief Liliencrons einmal verliehen hatte. Aber Herr Busse hat auch mehr Ahnen als der Freiherr. Wie denn? Er will von dem ersten Streber der deutschen Literatur abstammen? Nicht doch. Liliencron sei einmal mit einem schneidigen Reiteroffizier namens Busse befreundet gewesen. »Noch zwanzig Jahre später, als er die Verbindung mit dem alten Kameraden längst verloren hatte, war eine seiner ersten Fragen an mich, ob ich mit dem liebsten Genossen seiner Leutnantsjahre verwandt wäre. Ich habe das damals zu seinem Kummer verneint. Heute könnte ich ihm lachend sagen, daß wir doch zusammenhängen, wenn unser gemeinsamer Ahn auch schon vor drei Jahrhunderten blühte.« Busse hat es inzwischen festgestellt. Trotzdem weiß er sich frei von jeder Anwandlung eines Adelsticks. Er hat überhaupt bessere Eigenschaften als Liliencron. Er kam, wiewohl der jüngere, schon viel früher in geordnete Verhältnisse. Er findet deshalb die »ewigen Geldklagen« und die »billigen Weiberaffären« Liliencrons tadelnswert. Und er hat die Impertinenz, dem toten Liliencron insbesondere einen Vorwurf daraus zu machen, daß er ihn, dem 19jährigen Herrn Busse, damals durch Briefe eingeweiht hatte, »an die irgend eine Kathi oder Seffi mit Krakelpfoten einen unorthographischen Gruß hatte anschreiben müssen«. Herr Busse wagtes, Liliencrons wahllose Begeisterung für Dilletanten, der er doch seine Entdeckung verdankt, »zum Teil wohl aus Höflichkeit, zum andern wohl auch aus Literatenklugheit« zu erklären, also auch aus einer Gesinnung, die den Entwicklungsgang des Herrn Busse

seit seiner Entdeckung durch Liliencron erklärt. Er habe denn auch an Liliencron einmal »eine heftige und deutliche Epistel über solchen Unfug geschrieben«. Da habe er die kurze Antwort bekommen: er, Liliencron, würde sich diese Zeilen für immer aufbewahren. »Geholfen haben sie wahrscheinlich wenig, und korrespondiert haben wir seitdem nicht mehr.« Also haben sie doch geholfen. Liliencron sah also doch einmal ein, daß man nicht jedem schreiben dürfe. Auch hatte er gemeint, er wolle sich die Zeilen aufbewahren, um sich immer zu erinnern, wer der Busse sei. Dieser beklagt, daß »der Liliencron, der über die Stränge schlägt«, in der Biographie nicht recht zur Geltung komme, und knüpft daran die sympathische Vermutung, »daß der von der Familie so reich ünterstützte ‚offizielle' Biograph sich da im Urteil und sonstwie manche Beschränkung auferlegt hat«. Nun, in keiner deutschen Zeitschrift war ein Wort über die Tat des Herrn Busse zu lesen. Freilich liegt der seltene Fall vor, daß was wie ein Roheitsakt aussieht, sich bloß als dummes Benehmen auf einem Friedhof qualifiziert. Ein Handlanger, der längst Familienblätter und Zeitungen bedient, will seine Rache haben für die quälende Aussicht, als Irrtum eines Genies auf die Nachwelt zu kommen. Er entschädigt sich durch ein Feuilletonhonorar, das man heute auch mit Grabschändungen verdienen kann. Niemand stört ihn; außer dem Toten, der dem prächtigen Kerlchen heute wie vor zwanzig Jahren die Worte versetzt: »Sein Aufsatz war der eines Strebers und — unbescheiden«.

+ + +

In den „Süddeutschen Monatsheften" wird eine Stelle aus dem Programm zitiert, das die Münchner Besucher des Hofmannsthalschen Kinodramas zugesteckt bekamen. Der vierte Akt wird wie folgt beschrieben:

Da ist ein häßlicher, böser Winkel einer großen Stadt, Häuser auf Abbruch. In der Mitte zwischen den Häusern führt ein Gäßchen steil hinauf mit Stufen, und oben ziemlich ferne ist dann eine ordentliche, beleuchtete Straße, hier unten ist es ganz dunkel. Da kommt von der Seite durch irgend einen Durchgang die Alte, und der reiche Mann hinter ihr, in seinen Samtmantel gewickelt und mit bloßem Kopf, so wie er vom Hause fortgelaufen war. Da waren schon vorher an Kellerfenstern und hinter Schutthaufen die Gauner sichtbar, und zuvorderst der starke junge Kerl mit der Kappe und dem tätowierten Arm und haben einander zugewinkt und zugepfiffen und sind wieder verschwunden. Da klopft die Alte an eine Haustür, und da zeigt sich ihnen Licht, und sie will in der Tür stehen bleiben und den jungen Herrn vor sich eintreten lassen, aber da stutzt er doch und bleibt außen stehen und hat den Revolver unter dem Samtmantel in der Hand. Da gibt es die Alte auf und läßt ihn draußen und geht hinein, und er wartet, da geht die Tür wieder auf, und sie schicken das Mädchen heraus, damit sie den Fremden hereinbringt. Da sieht das Mädchen in dem bißchen Licht, das durch die Tür herausfällt, und erkennt, wer es ist, und will nicht, macht sich starr. Anstatt daß sie ihn zu sich winkte, wehrt sie ihn ab und gibt ihm zu verstehen, er müsse von ihr ablassen und von ihr fortgehen. Da packen Fäuste sie hinterrücks und reißen sie hinein, und die Tür fällt zu. Da verläßt ihn sein bißchen Vorsicht, und er klopft an die Tür und will nach, da öffnen sie halb die Tür, er geht hinein, und ehe er den Revolver in die Höhe kriegt, ist drin die Lampe umgestürzt, und sie haben sich auf ihn geworfen in dem Hausflur. Da ist niemand zu sehen, wie er dumpf hinschlägt, als draußen der Bucklige, der macht die Mauer und paßt auf, ob niemand vorüberkommt. Da bringen sie den jungen Herrn gleich wieder zur Tür hinaus, aber ausgeraubt, mit einem Knebel im Mund und gebundenen Händen und Füßen und machen sich fort. Da kommt von irgendwo das Mädchen herangeschlichen, huscht zu dem Regungslosen, da hat es einer gesehen, und sie sind gleich bös hinter ihr her, sie fliehi vor ihnen davon wie ein Wiesel, doch sie wird eingeholt, da pfeift einer gellend den Warnungspfiff, also sind Schutzleute in der Nähe oder Arbeiter auf der Straße, denn es fängt schon zu tagen an. Im Nu sind die Gauner davon, alles liegt da wie ausgestorben. Da kriecht nach einer Weile das Mädchen auf den Gebundenen zu, auf Händen und Füßen, ganz verstohlen wie ein Tier, bis sie fühlt, es lauert niemand.

Da richtet sie sich bei dem Gebundenen auf, sieht ihn an mit Angst und Zärtlichkeit, berührt sein Gesicht, beißt die Stricke durch an den Gelenken und bringt ihn zurück ins Leben mit Berühren und Streicheln und Aufrichten. Da kommt er ins Leben mit halbstarren Gliedern noch und wüstem Kopf, und da sind sie einander gegenüber an der Erde, und sie ist da wie eine Frau, und nicht mehr wie ein Kind, und schüttet eine überschwengliche Zärtlichkeit über ihn aus und da stehen sie beide auf ihren Füßen und er will auf sie zu, da wird sie totenbleich und schwankt und fällt ihm vor den Füßen zusammen. Da kniet er bei ihr und kann nicht fassen, wie das alles so jäh nacheinander kommen kann und rührt sie an und spürt, sie ist nicht ohnmächtig, sondern da liegt eine Tote, und sitzt da, wie betäubt, bei der frischen Leiche. Da bleibt er bei dem Felsen stehen mit seinem Abenteuer und seiner Geheimnisvollen und allem, was er erlebt hat und der innere Frost schüttelt ihn

kleine Frost schüttelt ihn ein wenig auf dem Felsen hin und her, und das tote Mädchen liegt ganz ruhig und schön in der Mitte auf den Steinen und weiß von nichts mehr.

Da legst di nieder. Da denkt sich der Leser, daß sich Herr von Hofmannsthal selbst bemüht haben dürfte, das Programm zu verfassen, wenn er schon so liebenswürdig war, das Kinostück zu schreiben. Da sagt man sich, daß kein Kolportagedruck so gemein sein kann, daß es nicht müßig wäre, ihn durch ein bißchen daderadada literaturfähig zu machen. Da stellt ein Wort zu rechter Zeit sich ein. Da gibt es einen guten Klang. Da wars um ihn geschehn. Da wendet sich der Gast mit Grausen.

E

8

In den ‚Süddeutschen Monatsheften' wird eine Stelle aus dem Programm zitiert, das die Münchner Besucher des Hofmannsthalschen Kinodramas zugesteckt bekamen. Der vierte Akt ist wie folgt beschrieben:

Da ist ein häßlicher, böser Winkel einer großen Stadt, Häuser auf Abbruch. In der Mitte zwischen den Häusern führt ein Gäßchen steil hinauf mit Stufen, und oben ziemlich ferne ist dann eine ordentliche, beleuchtete Straße, hier unten ist es ganz dunkel. Da kommt von der Seite durch irgend einen Durchgang die Alte, und der reiche Mann hinter ihr, in seinen Samtmantel gewickelt und mit bloßem Kopf, so wie er vom Hause fortgelaufen war. Da waren schon vorher an Kellerfenstern und hinter Schutthaufen die Gauner sichtbar, und zuvorderst der starke junge Kerl mit der Kappe und dem tätowierten Arm und haben einander zugewinkt und zugepfiffen und sind wieder verschwunden. Da klopft die Alte an eine Haustür, und da zeigt sich ihnen Licht, und sie will in der Tür stehen bleiben und den jungen Herrn vor sich eintreten lassen, aber da stutzt er doch und bleibt außen stehen und hat den Revolver unter dem Samtmantel in der Hand. Da gibt es die Alte auf und läßt ihn draußen und geht hinein, und er wartet, da geht die Türe wieder auf, und sie schicken das Mädchen heraus, damit sie den Fremden hereinbringt. Da sieht das Mädchen in dem bißchen Licht, das durch die Tür herausfällt, und erkennt, wer es ist, und will nicht, macht sich starr. Anstatt daß sie ihn zu sich winkte, wehrt sie ihn ab und gibt ihm zu verstehen, er müsse von ihr ablassen und von ihr fortgehen. Da packen Fäuste sie hinterrücks und reißen sie hinein, und die Tür fällt zu. Da verläßt ihn sein bißchen Vorsicht, und er klopft an die Tür und will nach, da öffnen sie ihm halb die Tür, er geht hinein, und ehe er den Revolver in die Höhe kriegt, ist drin die Lampe umgestürzt, und sie haben sich auf ihn geworfen in dem Hausflur. Da ist niemand zu sehen, wie er dumpf hinschlägt, als draußen der Bucklige, der macht die Mauer und paßt auf, ob niemand vorüberkommt. Da bringen sie den jungen Herrn gleich wieder zur Tür hinaus, aber ausgeraubt, mit einem Knebel im Mund und gebundenen Händen und Füßen und machen sich fort. Da kommt von irgeudwo das Mädchen hervorgekrochen, huscht zu dem Regungslosen, da hat es einer noch gesehen und sie sind gleich bös hinter ihr her, sie fliehi vor ihnen davon wie ein Wiesel, doch sie wird eingeholt, da pfeift einer gellend den Warnungspfiff, also sind Schutzleute in der Nähe oder Arbeiter auf der Straße, denn es fängt schon an zu tagen. Im Nu sind die Gauner davon, alles liegt da wie ausgestorben. Da kriecht nach einer Weile das Mädchen auf den Gebundenen zu, auf Händen und Füßen, ganz verstohlen wie ein Tfer, bis sie fühlt, es lauert niemand.

Da richtet sie sich bei dem Gebundenen auf, sieht ihn an mit Angst und Zärtlichkeit, berührt sein Gesicht, beißt die Stricke durch an seinen Gelenken und bringt ihn ins Leben mit Berühren und Streicheln und Aufrichten. Da kommt er ins Leben mit halbstarren Gliedern noch und wüstem Kopf, und da sind sie einander gegenüber an der Erde, und sie ist da wie eine Frau, und nicht mehr wie ein KInd, und schüttet eine überschwengliche Zärtlichkeit über ihn aus und da stehen sie beide auf ihren Füßen und er will auf sie zu, da wird sie totenbleich und schwankt und fällt ihm vor den Füßen zusammen. Da kniet er bei ihr und kann nicht fassen, wie das alles so jäh nacheinander kommen kann und rührt sie an und spürt, sie ist nicht ohnmächtig, sondern da liegt eine Tote, und sitzt da, wie betäubt, bei der frischen Leiche. Da bleibt er bei dem Felsen stehen mit seinem Abenteuer und seiner Geheimnisvollen und allem, was er erlebt hat, und der innere Frost schüttelt ihn ein wenig auf dem Felsen hin und her, und das tote Mädchen liegt ganz ruhig und schön in der Mitte auf den Steinen und weiß von nichts mehr.

Da legst di nieder. Da denkt sich der Leser, daß sich Herr von Hofmannsthal wohl selbst bemüht haben dürfte, das Programm zu verfassen, wenn er schon so gefällig war, das Kinostück zu

schreiben. Da sagt man sich, daß kein Kolportagedreck so gemein
12 sein kann, daß es nicht möglich wäre, ihn durch ein bißchen
dadaradada literaturfähig zu machen. Da stellt ein Wort zu rechter
Zeit sich ein. Da gibt es einen guten Klang. Da war's um ihn
geschehn. Da wendet sich der Gast mit Grausen.

Trakl erschreckt oft durch einen krassen Neutralismus. Und neben einer Reihe von Gedichten, die mit ähnlichen starken Ausdrücken belastet werden, finden wir Verse, die an Hofmannsthal erinnern, sicher von ihm beeinflußt sind. Trakl ist wohl nicht talentlos, aber seine Kunst ist noch viel zu unausgeglichen, alle fünf Seiten ein anderer Stil!

Die Literaturrubrik, der diese von einem Unverantwortlichen verfaßte Kritik entnommen ist, schließt mit der Bemerkung: »Redakteur: Dr. Paul Schlenther, Berlin-Wilmersdorf.« Und das haben wir durch zehn Jahre hier mit Löwenbräu genährt! Wenn die Ostpreußen bei uns dick geworden sind, schicken wir sie mit Pension und Hofratstitel zurück zu Masse. Gäbe es eine höhere Gerechtigkeit, die die Maßverhältnisse des staatlichen Lebens ausgleicht, so müßte Herrn Schlenther jetzt das Gewissen zwingen, den Gehalt, den er lebensdürftig zur Erinnerung an seine Burgtheater-Direktion bezieht, nebst Hofratstitel an den österreichischen Dichter Georg Trakl abzutreten. Jedenfalls sollte sich das Obersthofmeisteramt darum kümmern, wie sich seine Pensionäre aufführen und ob sie sich der unbegreiflichen Gnade würdig erweisen. Kein Geld auf Erden scheint mir so zum Fenster hinausgeworfen wie die Pension, die man dem Schlenther zahlt. Wenn man sie ihm schon nicht zu Gunsten eines bedürftigen österreichischen Dichters kurzerhand abnimmt, so geht es doch nicht an, einen solchen ohneweiters der Laune eines Dorfliteraten preiszugeben, der die geistige Schwemme des Berliner Tageblatts für einen Richtplatz zu halten scheint. Eine Verwarnung wäre angebracht.

* * *

Der Gipfel der plastischen Reportage ist in dem Satz erreicht:

. . . . . und endlich Gedichte, deren breiter, farbengesättigter Schwung den Beifall des Publikums fand.

Hier sind also von Gedichten in einem Relativsatz vier Eigenschaften ausgesagt, die sich in der Natur sonst nicht zusammenfinden und eben nur dann vertragen, wenn sie Gedichten zugeschrieben werden können. Die Gedichte haben Schwung, weil eine Bewegung. Diese Bewegung ist aber nicht schnell, sondern breit. Ferner bedürften sie keiner Nahrung mehr, denn sie sind gesättigt. Wovon? Von Farben. So weit hat's die Technik gebracht.

Trakl erschreckt oft durch einen krassen Neutralismus ... Und neben einer Reihe von Gedichten, die mit ähnlichen starken Ausdrücken belastet werden, finden wir Verse, die an Hofmannsthal erinnern, sicher von ihm beeinflußt sind. Trakl ist wohl nicht talentlos, aber seine Kunst ist noch viel zu unausgeglichen, alle fünf Seiten ein anderer Stil!

Die Literaturrubrik, der diese von einem Unverantwortlichen verfaßte Kritik entnommen ist, schließt mit der Bemerkung: »Redakteur: Dr. Paul Schlenther, Berlin-Wilmersdorf.« Und das haben wir durch zehn Jahre hier mit Löwenbräu genährt! Wenn die Ostpreußen bei uns dick geworden sind, schicken wir sie mit Pension und Hofratstitel zurück zu Mosse. Gäbe es eine höhere Gerechtigkeit, die die Mißverhältnisse des staatlichen Lebens ausgleicht, so müßte Herrn Schlenther jetzt das Gewissen zwingen, den Gehalt, den er lebenslänglich zur Erinnerung an seine Burgtheater-Direktion bezieht, mit Nachsicht des Hofratstitels an den österreichischen Dichter Georg Trakl abzutreten. Jedenfalls sollte sich das Obersthofmeisteramt darum kümmern, wie sich seine Pensionäre aufführen und ob sie sich der unbegreiflichen Gnade würdig erweisen. Kein Geld auf Erden scheint mir so zum Fenster hinausgeworfen wie die Pension, die man dem Schlenther zahlt. Wenn man sie ihm schon nicht zu Gunsten eines bedürftigen österreichischen Dichters kurzerhand abnimmt, so geht es doch nicht an, einen solchen ohneweiters der Laune eines ~~Viertel~~literaten preiszugeben, der ~~die~~ geistige Schwemm' des Berliner Tageblatts ~~für einen Richtplatz zu halten scheint~~. Eine Verwarnung wäre angebracht.

* * *

. . . . Ein Mensch, der Großes gewollt, setzt sich hier in erschütternder Weise mit dem Leben auseinander . . . . Ich habe wenig im letzten Jahre gelesen, das mir die Seele so mächtig ergriffen hätte, wie die Gedichte Paul Wilhelms . . . . ein volles, fast übervolles Herz zittert in jedem Worte mit Adel der Farbe, Schmelz der Sprache und eine Musik ist ihnen zu eigen, die förmlich nach der Vertonung ruft. Als Beispiel nur eines:

Einst war mir die Liebe wie Sonnenschein,
Wie Glanz aus urewigen Höhen —
Ich hab' sie erkannt und habe hinein
Mit geblendetem Auge gesehen.

Dann ward das Auge ermüdet vom Glanz,
Das goldene Licht ist versunken —
Nur manchmal erhob sich noch glühend ein Kranz
Von sprühenden, leuchtenden Funken.

Nun aber erstrahlt sie ein einziger Stern,
Ich seh' ihn leuchten und beben —
So schimmernd und flimmernd unendlich fern,
Verzittern — verglühen — verschweben!

Das ist Schubertsche Musik! . . . .

M. E. delle Grazie.

. . . . Ein Mensch, der Großes gewollt, setzt sich hier in erschütternder Weise mit dem Leben auseinander . . . . Ich habe wenig im letzten Jahre gelesen, das mir die Seele so mächtig ergriffen hätte, wie die Gedichte Paul Wilhelms . . . . ein volles, fast übervolles Herz zittert in jedem Worte mit Adel der Farbe, Schmelz der Sprache und eine Musik ist ihnen zu eigen, die förmlich nach der Vertonung ruft. Als Beispiel nur eines:

Einst war mir die Liebe wie Sonnenschein,
Wie Glanz aus urewigen Höhen —
Ich hab' sie erkannt und habe hinein
Mit geblendetem Auge gesehen.

Dann ward das Auge ermüdet vom Glanz,
Das goldene Licht ist versunken —
Nur manchmal erhob sich noch glühend ein Kranz
Von sprühenden, leuchtenden Funken.

Nun aber erstrahlt sie ein einziger Stern,
Ich seh' ihn leuchten und beben —
So schimmernd und flimmernd unendlich fern,
Verzittern — verglühen — verschweben!

Das ist Schubertsche Musik! . . . .

M. E. delle Grazie.

9. 2. 12.

Wer vorgestern aufgeregt von den erhitzten politischen Debatten des Tages am Abend den kleinen stillen Saal des Zoo-Restaurants betrat, wo Hugo Salus auf Einladung des Vereines der hiesigen Österreicher aus seinen Werken vorlas, dem mußte die milde, wohltuende Abgeklärtheit, die von der Persönlichkeit dieses Poeten ausgeht, ganz besonders zu Herzen sprechen — — — Versonnenheit — — — Ein Mann, der beim Anblick des Ladenschildes eines ihm gegenüberwohnenden Schneiders den ganzen Zauber des Landes Italia vor seinen Augen erstehen lassen kann, nur weil der Schneider Paolo Garabella heißt: dem muß man gut sein — — — Weniger groß war der Eindruck seiner Offiziersballaden, die er nachher vortrug —

Und grad die sind die schönsten.

* * *

Der Türmer ist also, wie man jetzt weiß, erhaben über den Verdacht, Else Lasker-Schüler für eine Dichterin zu halten. Welche Dichterinnen er für solche hält, ~~habe~~ ich, da ich ihn zurückgeschickt habe, ~~lange nicht mehr gewußt~~ Jetzt verrät es mir jenes gutwillige Wiener Journal, daß sich von fremden Mist nährt:

(Moderne Poesie.) Der Türmer veröffentlicht das folgende fein empfundene Gedicht:

Meine Liebe.

Meine Lieb ist ein Vöglein
Im duft'gen Blütenbaum,
Meine Liebe ist ein Blümlein
Am bunten Waldessaum;
Meine Liebe ist ein Kindchen,
Das blind vertrauend geht,
Meine Lieb ist eine Mutter,
Die spricht ein still Gebet.

Maria Mathi.

~~Und mein Türmer ist ein Kenner, der von Lyrik was versteht.~~

Der ‚Türmer' ist also, wie man jetzt weiß, erhaben über den Verdacht, Else Lasker-Schüler für eine Dichterin zu halten. Welche Dichterinnen er für solche hält, weiß ich nicht, da ich ihn, wie man weiß, zurückgeschickt habe. Zum Glück verrät es mir jenes gutwillige Wiener Journal, daß sich von fremden Mist nährt:

(Moderne Poesie.) ‚Der Türmer' veröffentlicht das folgende fein empfundene Gedicht:

Meine Liebe.

Meine Liebe ist ein Vöglein
Im duft'gen Blütenbaum,
Meine Liebe ist ein Blümlein
Am bunten Waldessaum;
Meine Liebe ist ein Kindchen,
Das blind vertrauend geht,
Meine Liebe ist eine Mutter,
Die spricht ein still Gebet.

Maria Mathi.

Jetzt ~~bin ich wieder gut~~

Der ‚Türmer' ist also, wie man jetzt weiß, erhaben über den Verdacht, Else Lasker-Schüler für eine Dichterin zu halten. Welche Dichterinnen er für solche hält, weiß ich nicht, da ich ihn, wie man jetzt weiß, zurückgeschickt habe. Zum Glück verrät es mir jenes gutwillige Wiener Journal, das sich von fremdem Mist nährt:

(Moderne Poesie.) ‚Der Türmer' veröffentlicht das folgende fein empfundene Gedicht:

Meine Liebe.

Meine Liebe ist ein Vöglein
Im duft'gen Blütenbaum,
Meine Liebe ist ein Blümlein
Am bunten Waldessaum;
Meine Liebe ist ein Kindchen,
Das blind vertrauend geht,
Meine Liebe ist eine Mutter,
Die spricht ein still Gebet.

Maria Mathi.

Jetzt weiß ich es.

11.

. . . . Wer Heine noch nicht liebt, könnte ihn aus diesem Buche lieben lernen.

Ich zum Beispiel liebe ihn noch nicht. Aber ich wüßte erst, daß ich recht hätte, wenn ich ihn aus einem Buch von Stilgebauer lieben lernen sollte. . . .

~~Der Gipfel~~ der plastischen Reportage ist in dem Satz ~~erreicht:~~

. . . . . und endlich Gedichte, deren breiter, farbengesättigter Schwung den Beifall des Publikums fand.

Hier sind also von Gedichten in einem Relativsatz vier Eigenschaften ausgesagt, die sich in der Natur sonst nicht zusammenfinden und eben nur dann vertragen, wenn sie Gedichten zugeschrieben werden können. Die Gedichte haben Schwung, also eine Bewegung. Diese Bewegung ist aber nicht schnell, sondern breit. Ferner bedarf sie keiner Nahrung mehr, denn sie ist gesättigt. Wo~~von~~? ~~Von~~ Farben. So weit hat's die Technik gebracht.

WIENER STADTBIBLIOTHEK

Die ‚Mittagszeitung' ist jetzt das beliebteste Blatt. Denn zu den beseligendsten, elektrisierendsten, befreiendsten, asthmatisch kraftvollsten und wiewohl musivisch zusammengesetzten, so doch immer monumentalen Bewußtseinsdefekten dieser trunkenen, von primitiven und direkt komplizierten horizontalen Sehnsüchten gesteigerten Epoche gehört das distanzierte Erlebnis jenes Adjektivkünstlers, der uns jeden Mittag mit taumelnd unbeirrter und schwankend sicherer Attitüde aus der Fülle der Wörter spendet, die was das Leben schmücken. Wenn bei Keller, der schon an und für sich ein epitheton ornans ist, Kubin eine Ausstellung hat, von der ich vermute, daß sie auch wieder schöne Adjektive enthält, so ist das schon mehr als wir uns je geträumt haben. Aber wie schön wird das Leben erst, wenn wir dann lesen:

Diese Kunst, eine der Dämmerung und der Wirrnis gleichsam mathematisch verrenkter Träume kommt der Realität nur im Detail und auf dem Umweg einer phantastisch skurrilen Hypothese nahe. Eine absichtlich verwischte Schärfe ist in ihr, ein kalter Humor, eine erfroren zynische und grauenvolle Geste. Es sind durchaus Visionen, die, auch wenn sie im Krimskrams des Alltags karikaturistisch arbeiten, einen großen und prachtvollen Zug aufweisen; ihr Grinsen ist von Schauern durchbebt, ihre Groteske ins Unheimliche gesteigert, sie sind zeichnerisch Extrakte einer andeutenden Manier des Absonderlichen, Musterbeispiele dafür, wie ein Zeichner nicht den Weg der meisterlich eingekrusteten Klischees geht, sondern im Weltbild imaginär gültige Typen findet.

Was dann noch folgt, ist nur mehr beklemmend, aber von kapillorisch apartem Reiz, glatt und scharf kontrastierend, extrem modern, dekorativ und gefällig plastisch, anämisch und absichtlich dekadent und von einer bildhaft geschlossenen Rundung der Pose. Das ist nicht viel. Wir sind verwöhnt und können uns nicht plötzlich einschränken. Aber schließlich — morgen ist auch ein Mittag.

•

In der ‚Schlesischen Zeitung' klagt einer:

Und um von der Operette noch ein Charakteristikum festzulegen: Schon im Vorjahre haben zwei Wiener »Librettisten« mit einem Pariser Komponisten ein Operettengeschäft abgeschlossen. Auch Felix Dörmann, eine in Wien besonders geschätzte Librettistengröße will jetzt mit dem französischen Musiker Charles Cuvillier (Gott mag es wissen, wie er vielleicht einmal geheißen hat) zusammen eine Operette »schaffen« — derlei Dinge werden nämlich nur »geschaffen«, nie geschrieben, — »die eine Vermählung wienerischer und französischer Anmut werden soll.« Das wird den naiven Zeitungslesern vorgeschwätzt und sie glauben daran. Die Macht und die Ränke einer gewissen Clique in Wien sind noch immer nicht genügend ans Tageslicht gezerrt, trotz Karl Kraus und seiner Fackel. Der eine ist kein Wiener, der andere kaum ein wirklicher Franzose und sie vermählen die Anmut dieser Länder. Du armes, liebes Wien!

So wenig wie die sogenannten Übelstände auszurotten sind, so wenig ist es der Glaube, daß es gelingen könnte. Als ob die Macht und die Ränke, ans Tageslicht gezerrt, sich genieren würden, Geschäfte zu machen, und als ob es auf etwas anderes ankäme, als den Stand der Welt zu überliefern, auf dem es möglich war. Daß der Herr Dörmann zu verdienen aufhört, wäre nicht der Triumpf, mit dessen Bewußtsein ich meine Augen schließen möchte. Wohl aber werde ich hinüberlächeln, wenn man mir die Kunde bringen wird, ich hätte es durchgesetzt, daß die Kinder der übernächsten Generation mit einer ausgesprochenen Nichtschätzung für Dörmann auf die Welt kommen werden.

Die ‚Mittagszeitung' ist jetzt das beliebteste Blatt. Denn zu den beseligendsten, elektrisierendsten, befreiendsten, asthmatisch kraftvollsten und wiewohl musivisch zusammengesetzten, so doch immer monumentalen Bewußtseinsinhalten dieser trunkenen, von primitiven und direkt komplizierten horizontalen Sehnsuchten gesteigerten Epoche gehört das distanzierte Erlebnis jenes Adjektivkünstlers, der uns jeden Mittag mit taumelnd unbeirrter und schwankend sicherer Attitüde aus der Fülle der Wörter spendet, die was das Leben schmücken. Wenn bei Hugo Heller, der schon an und für sich ein epitheton ornans ist, Kubin eine Ausstellung hat, von der ich vermute, daß sie auch viele schöne Adjektive enthält, so ist das schon mehr als wir uns je geträumt haben. Aber wie schön wird das Leben erst, wenn wir dann lesen:

Diese Kunst, eine der Dämmerung und der Wirrnis gleichsam mathematisch verrenkter Träume kommt der Realität nur im Detail und auf dem Umweg einer phantastisch skurrilen Hypothese nahe. Eine absichtlich verwischte Schärfe ist in ihr, ein kalter Humor, eine erfroren zynische und grauenvolle Geste. Es sind durchaus Visionen, die, auch wenn sie im Krimskrams des Alltags karikaturistisch arbeiten, einen großen und prachtvollen Zug aufweisen; ihr Grinsen ist von Schauern durchbebt, ihre Groteske ins Unheimliche gesteigert, sie sind zeichnerisch Extrakte einer andeutenden Manier des Absonderlichen, Musterbeispiele dafür, wie ein Zeichner nicht den Weg der meisterlich eingekrusteten Klischees geht, sondern durch die Unterstreichung das ihm Wesentlichen im Weltbild imaginär gültige Typen findet.

Was dann noch folgt, ist nur mehr glatt und scharf kontrastierend, extrem modern, dekorativ und gefällig plastisch, anämisch und absichtlich dekadent und von einer bildhaft geschlossenen Rundung der Pose, beklemmend, aber von tragikomischapartem Reiz. Das ist nicht viel. Wir sind verwöhnt und können uns nicht plötzlich einschränken. (Mein mitleidiger Setzer macht mir einen kapillorisch aparten Reiz vor. Wie schade, daß es kapillorisch nicht gibt.) Aber schließlich — morgen ist auch ein Mittag.

In der ‚Schlesischen Zeitung' klagt einer:

Und um von der Operette noch ein Charakteristikum festzulegen: Schon im Vorjahre haben zwei Wiener »Librettisten« mit einem Pariser Komponisten ein Operettengeschäft abgeschlossen. Auch Felix Dörmann, eine in Wien besonders geschätzte Librettistengröße will jetzt mit dem französischen Musiker Charles Cuvillier (Gott mag es wissen, wie er vielleicht einmal geheißen hat) zusammen eine Operette »schaffen« — derlei Dinge werden nämlich nur »geschaffen«, nie geschrieben, — »die eine Vermählung wienerischer und französischer Anmut werden soll.« Das wird den naiven Zeitungslesern vorgeschwätzt und sie glauben daran. Die Macht und die Ränke einer gewissen Clique in Wien sind noch immer nicht genügend ans Tageslicht gezerrt, trotz Karl Kraus und seiner ‚Fackel'. Der eine ist kein Wiener, der andere kaum ein wirklicher Franzose und sie vermählen die Anmut dieser Länder. Du armes, liebes Wien!

So wenig wie die sogenannten Übelstände auszurotten sind, so wenig ist es der Glaube, daß es gelingen könnte. Als ob die Macht und die Ränke, ans Tageslicht gezerrt, sich genieren würden, Geschäfte zu machen, und als ob es auf etwas anderes ankäme, als den Stand der Welt zu überliefern, auf dem es möglich war. Daß der Herr Dörmann zu verdienen aufhört, wäre nicht der Triumpf, mit dessen Bewußtsein ich meine Augen schließen möchte. Wohl aber werde ich hinüberlächeln, wenn man mir die Kunde bringen wird, ich hätte es durchgesetzt, daß die Kinder der übernächsten Generation mit einer ausgesprochenen Nichtschätzung für den Herrn Dörmann zur Welt kommen.

~~Und was~~ die Rejane ~~anlangt, so hat diese Frau~~ doch in der Erstarrung der Verzweiflung eine Noblesse des Pathos, eine Routine, die frei und improvisatorisch geworden ist durch die Delikatesse der Melancholie, während im Detail die blendende Grazilität der Rasse in einer höchsten Inkarnation aufglänzt und wohlpassioniertes Feuer in schönfarbigem Glühen lodert, wobei uns vieles als Glätte, Berechnung und Kostüm gilt, was die Romanen zur Organik des Komödiantischen zählen.

* * *

Die ‚Mittagszeitung' ist jetzt das beliebteste Blatt. Denn zu den beseligendsten, elektrisierendsten, befreiendsten, asthmatisch kraftvollsten und wiewohl musivisch zusammengesetzten, so doch immer monumentalen Bewußtseinsinhalten dieser trunkenen, von primitiven und direkt komplizierten horizontalen Sehnsuchten gesteigerten Epoche gehört das distanzierte Erlebnis jenes Adjektivkünstlers, der uns jeden Mittag mit taumelnd unbeirrter und schwankend sicherer Attitüde aus der Fülle der Wörter spendet, die ~~was~~ das Leben schmücken. Wenn bei Hugo Heller, der schon an und für sich ein epitheton ornans ist, Kubin eine Ausstellung hat, von der ich vermute, daß sie auch viele schöne Adjektive enthält, so ist das schon mehr als wir uns je geträumt haben. Aber wie schön wird das Leben erst, wenn wir dann lesen:

> Diese Kunst, eine der Dämmerung und der Wirrnis gleichsam mathematisch verrenkter Träume kommt der Realität nur im Detail und auf dem Umweg einer phantastisch skurrilen Hypothese nahe. Eine absichtlich verwischte Schärfe ist in ihr, ein kalter Humor, eine erfroren zynische und grauenvolle Geste. Es sind durchaus Visionen, die, auch wenn sie im Krimskrams des Alltags karikaturistisch arbeiten, einen großen und prachtvollen Zug aufweisen; ihr Grinsen ist von Schauern durchbebt, ihre Groteske ins Unheimliche gesteigert, sie sind zeichnerisch Extrakte einer andeutenden Manier des Absonderlichen, Musterbeispiele dafür, wie ein Zeichner nicht den Weg der meisterlich eingekrusteten Klischees geht, sondern durch die Unterstreichung des ihm Wesentlichen im Weltbild imaginär gültige Typen findet.

Was dann noch folgt, ist nur mehr glatt und scharf kontrastierend, extrem modern, dekorativ und gefällig plastisch, anämisch und absichtlich dekadent und von einer bildhaft geschlossenen Rundung der Pose, beklemmend, aber von tragikomisch apartem Reiz. Das ist nicht viel. Wir sind verwöhnt und können uns nicht plötzlich einschränken. (Mein mitleidiger Setzer macht mir einen kapillorisch aparten Reiz vor. Wie schade, daß es kapillorisch nicht gibt!) Aber schließlich — morgen ist auch ein Mittag.

14.

66

In der ‚Schlesischen Zeitung' klagt einer:

Und um von der Operette noch ein Charakteristikum festzulegen: Schon im Vorjahre haben zwei Wiener »Librettisten« mit einem Pariser Komponisten ein Operettengeschäft abgeschlossen. Auch Felix Dörmann, eine in Wien besonders geschätzte Librettistengröße will jetzt mit dem französischen Musiker Charles Cuvillier (Gott mag es wissen, wie er vielleicht einmal geheißen hat) zusammen eine Operette »schaffen« — derlei Dinge werden nämlich nur »geschaffen«, nie geschrieben, — »die eine Vermählung wienerischer und französischer Anmut werden soll.« Das wird den naiven Zeitungslesern vorgeschwätzt und sie glauben daran. Die Macht und die Ränke einer gewissen Clique in Wien sind noch immer nicht genügend ans Tageslicht gezerrt, trotz Karl Kraus und seiner ‚Fackel'. Der eine ist kein Wiener, der andere kaum ein wirklicher Franzose und sie vermählen die Anmut dieser Länder. Du armes, liebes Wien!

So wenig wie die sogenannten Übelstände auszurotten sind, so wenig ist es der Glaube, daß es gelingen könnte. Als ob die Macht und die Ränke, ans Tageslicht gezerrt, sich genieren würden, Geschäfte zu machen, und als ob es auf etwas anderes ankäme, als den Stand der Welt zu überliefern, auf dem es möglich war. Daß der Herr Dörmann zu verdienen aufhört, wäre nicht der Triumpf, mit dessen Bewußtsein ich meine Augen schließen möchte. Wohl aber werde ich hinüberlächeln, wenn man mir die Kunde bringen wird, ich hätte es durchgesetzt, daß die ~~Kinder~~ ~~Ihr~~ übernächste Generation mit einer ausgesprochenen Nichtschätzung für ~~den Herrn~~ Dörmann zur Welt kommt.

Daß noch immer dumme Briefe an die Fackel, deren Herausgeber oder deren »Redaktion« geschrieben werden, indem sich jeder für den der Ausnahme würdigen Fall hält, muß vor Ablauf des fünfzehnten Jahres ~~festgestellt~~ werden. Daß die ~~Arbeit~~ des »Herausgebers« lediglich darin besteht, ~~das~~ von ihm Geschriebene in Druck zu legen, und daß ~~an ihr~~ nicht die geringste Verpflichtung hängt, der Öffentlichkeit außerhalb der im Druck sichtbaren Leistung Rede und Antwort zu stehen, ist ihr in keiner Weise beizubringen. Aber schließlich besteht die »Redaktion« nicht nur aus einem Schreibtisch, sondern auch aus einem Papierkorb, und der arbeitet automatisch. Leider wird nun die Ablieferung an diese Einlaufstelle durch ~~die~~ arge Sitte kompliziert, den Briefen Retourmarken beizulegen, da der Einsender nicht nur auf Beachtung, sondern auch auf Antwort, womöglich auf einen Briefwechsel ~~rechnet~~. In solchen Fällen, die keine Erleichterung, sondern eine Erschwerung des Lebens bewirken, wurde bisher, nur um das Problem der Retourmarken zu erledigen, durch den Verlag ~~eine~~ abweisende Antwort erteilt. Es ist aber doch zu trist, daß Menschenarbeit an den Einfall eines Optimisten gewendet werden soll, der die Fackel fragt, ob sie sich nicht für die Zustände an den Prager Handelsschulen interessieren würde. Da nun täglich derartige Anfragen, Zumutungen, Einladungen u. dgl. einlaufen, die den Nachteil der Retourmarke haben, so wird darauf aufmerksam gemacht, daß Zuschriften, die sich nicht auf rein administrative Angelegenheiten beziehen, also an den Verlag zu richten sind, in keinem Fall mehr beantwortet und daß die beigelegten Retourmarken gesammelt und am Schluß des Kalenderjahres einem wohltätigen Zwecke zugewendet werden sollen. Vielleicht ist, da Wohltun ohne Aussicht auf Publizität nicht allzu verlockend sein dürfte, doch einmal jener Zustand zu erzielen, bei dem es wenigstens die Briefträger gut haben, indem ihnen, denen ich jeden Rückweg erspare, auch der Weg zu mir erspart wird.

Daß noch immer dumme Briefe an die Fackel, deren Herausgeber oder deren »Redaktion« geschrieben werden, indem sich jeder Briefschreiber für den der Ausnahme würdigen Fall hält, muß vor Ablauf des fünfzehnten Jahres bedauert werden. Daß die Pflicht des »Herausgebers« lediglich die Arbeit vorstellt, ein von ihm Geschriebenes in Druck zu legen, und daß daran nicht die geringste Verpflichtung hängt, der Öffentlichkeit außerhalb der im Druck sichtbaren Leistung Rede und Antwort zu stehen, ist ihr in keiner Weise beizubringen. Aber schließlich besteht die »Redaktion« nicht nur aus einem Schreibtisch, sondern auch aus einem Papierkorb, und der arbeitet automatisch. Leider wird nun die Ablieferung an diese Einlaufstelle durch eine arge Sitte kompliziert, die scheinbar als Höflichkeit gedacht, in Wahrheit eine Zudringlichkeit bedeutet: durch die Sitte, den Briefen Retourmarken beizulegen, da der Einsender nicht nur auf Beachtung, sondern auch auf Antwort, womöglich auf einen Briefwechsel hofft. In solchen Fällen, die also keine Erleichterung, sondern eine Erschwerung des Lebens bewirken, wurde bisher, nur um das Problem der Retourmarke zu erledigen, durch den Verlag die abweisende Antwort erteilt. Es ist aber doch zu trist, daß Menschenarbeit an den Einfall eines Optimisten gewendet werden soll, der die Fackel fragt, ob sie sich nicht für die Zustände an den Prager Handelsschulen interessieren würde. Da nun täglich derartige Anfragen, Zumutungen, Einladungen u. dgl. einlaufen, die den Nachteil der Retourmarke haben, so wird darauf aufmerksam gemacht, daß Zuschriften, die sich nicht auf rein administrative Angelegenheiten beziehen, also an den Verlag zu richten sind, in keinem Fall mehr beantwortet und daß die beigelegten Retourmarken gesammelt und am Schluß des Kalenderjahres einem wohltätigen Zwecke zugewendet werden sollen. Vielleicht ist, da Wohltun ohne Aussicht auf Publizität nicht allzu verlockend sein dürfte, doch einmal jener Zustand zu erzielen, bei dem es wenigstens die Briefträger gut haben, indem ihnen, denen ich selbst jeden Rückweg erspare, auch der Weg zu mir füglich erspart wird.

Ein Advokat ~~Dr. Artur Gülcher~~ ~~macht die folgende Mitteilung~~

Der in Wien verstorbene Obertierarzt Karl Kohl hat in seinem Testamente dto. Wien 2. Oktober 1913 folgende Anordnungen getroffen:

»An Barlegaten vermache ich folgende

— — — —

9. Dem Schriftsteller Karl Kraus, Herausgeber der Fackel 200 K als Beitrag für Verlags~~kosten~~.

Dieser freundliche Mensch, von dem ich erst aus seinem Testament erfahre, daß er gelebt hat, ~~hat~~ wohl erkannt, daß der Sinn der Fackel seinem Berufe zugetan und die Wut der Hunde etwas sei, was sich irgendwie aus dem Zustand einer frei herumlaufenden Menschheit erklären muß. Seinem Andenken Dank. Unter den vielen Beziehungen, welche die Fackel hinter der ~~geduldeten~~ Welt des Drucks geknüpft hat, ist diese posthume eine der wertvollsten. Der Verlag ~~teilt mit~~, daß der Verstorbene, der seit dem 195. Heft Abonnent war, von seinem letzten Abonnement nur zwölf Hefte bezogen hat, daß sich somit der Betrag von 200 Kronen um 6 Kronen zu Gunsten jener drei Schriftsteller vermehrt, denen ~~ihn die Fackel~~ nach der Vollstreckung des Testaments zu gleichen Teilen überweisen ~~wird~~: Else Lasker-Schüler, Peter Altenberg und Georg Trakl.

26 FEBR

Ein Advokat macht die folgende Mitteilung:

Der am 24. Oktober 1913 in Wien verstorbene Obertierarzt Karl Kohl hat in seinem Testamente dto. Wien 2. Oktober 1913 folgende Anordnungen getroffen:

›An Barlegaten vermache ich folgende

— — — —

9. Dem Schriftsteller Karl Kraus, Herausgeber der Fackel 200 K als Beitrag für Verlagsspesen.

Dieser freundliche Mensch, von dem ich erst aus seinem Testament erfahre, daß er gelebt hat, mochte wohl erkannt haben, daß der Sinn der Fackel seinem Berufe zugetan und die Wut der Hunde etwas sei, was sich irgendwie aus dem Zustand einer frei herumlaufenden Menschheit erklären muß. Seinem Andenken Dank. Unter den vielen sonderbaren Beziehungen, welche die Fackel hinter der Welt des Drucks geknüpft hat, ist diese posthume eine der wertvollsten. Der Verlag stellt fest, daß der Verstorbene, der seit dem 195. Heft Abonnent war, von seinem letzten Abonnement nur zwölf Hefte bezogen hat und daß sich somit die Summe von 200 Kronen um 6 Kronen zu Gunsten jener drei Schriftsteller vermehrt, denen sie ~~nach der Vollstreckung des Testaments~~ zu gleichen Teilen überwiesen werden soll: Else Lasker-Schüler, Peter Altenberg und Georg Trakl.

17.

Eine »Wiener Buchhandlung für Universitätswissenschaften und schöne Literatur« gibt einen Katalog heraus, der die folgende Anführung enthält:

Kraus, Karl (Fackel-Kraus), Die chinesische Mauer. Orgbd. K 9.—. — Sprüche und Widersprüche. Aphorismen. geb. K 5.40
— Heine und die Folgen. 1911 K —.96
— Pro domo et mundo. geb. K 4.80

Da kann man nichts machen, in Wien haben sogar die Kataloge ordinäre Manieren.

/

x x x

Ein Beamter in Neunkirchen schreibt:

Heute erhielt ich die Karte mit dem Text: Aufruf! So Ihnen das Wohl des Vaterlandes am Herzen liegt, das einem furchtbaren Kampf entgegengeht und so weiter. Bitte demnach um aufklärende Schriften. 10 Heller Marke liegt bei.

Auf die Frage, was er eigentlich wolle, schickt er eine aus Oderberg an ihn gelangte Postkarte ein:

Aufruf!

So Ihnen das Wohl Ihres Vaterlandes am Herzen liegt, das einem furchtbaren Kampf entgegensieht, schreiben Sie diesen Text auf 4 Postkarten ab und senden Sie diese an Bekannte und Unbekannte, vorerst an solche, denen Sie Charakterstärke und festen Willen zu einer großen Tat zutrauen. Es gilt einem verwegenen Handstreich entgegenzuarbeiten, nur rasche Entschlossenheit kann helfen. Darum lautet unser Motto: Eile tut Not, Weile bringt Tod. Klein ist die Mühe und groß der Dank, der Ihrer vom Vaterlande harrt. An Karl Kraus, Chefredakteur der ‚Fackel' (Wien I., Lothringerstraße) als Organisator einer das ganze intellektuelle Österreich umfassenden Vereinigung wollen Sie den Betrag von 10 h (Briefmarken einsenden), damit Sie umgehend aufklärende Schriften erhalten.

Im Auftrage der politisch-literarischen Organisation,
Sitz Wien-Linz.

Für den Fall, daß dieser »Aufruf« tatsächlich verbreitet werden sollte, muß festgestellt werden, daß es sich entweder um einen dummen Scherz oder um einen Betrug mit noch nicht ersichtlicher Absicht oder um die Idee eines Geisteskranken handelt, die sich an eine auffallende Person fixiert. Ich wohne weder im ersten Bezirk, noch bin ich Chefredakteur und nicht einmal Organisator einer das ganze intellektuelle Österreich umfassenden Vereinigung bin ich. So daß, wenns auf mich ankommt, dem Vaterland nicht zu helfen sein wird.

* * *

Ein Druckfehler

. . . . Die letzte Summe verteilt sich auf 93 Posten, wobei in der Liste fast jedes Organ der Presse vertreten ist. An der Spitze steht der ‚Pesti Hirlap' mit 210.000 Kronen . . . .

Das ist ein Druckfehler. Es waren nur 21.000. Der ‚Pesti Hirlap' wird hoffentlich berichtigen. Schreibt er schon gegen Entree, muß er sich nicht nachsagen lassen so viel Entree.

* * *

Ein Beamter in Neunkirchen schreibt:

Heute erhielt ich die Karte mit dem Text: Aufruf! So Ihnen das Wohl des Vaterlandes am Herzen liegt, das einem furchtbaren Kampf entgegengeht und so weiter. Bitte demnach um aufklärende Schriften. 10 Heller Marke liegt bei.

Auf die Frage, was er eigentlich wolle, schickt er eine aus Oderberg an ihn gelangte Postkarte ein:

Aufruf!

So Ihnen das Wohl Ihres Vaterlandes am Herzen liegt, das einem furchtbaren Kampf entgegensieht, schreiben Sie diesen Text auf 4 Postkarten ab und senden Sie diese an Bekannte und Unbekannte, vorerst an solche, denen Sie Charakterstärke und festen Willen zu einer großen Tat zutrauen. Es gilt, einem verwegenen Handstreich entgegenzuarbeiten, nur rasche Entschlossenheit kann helfen. Darum lautet unser Motto: Eile tut Not, Weile bringt Tod. Klein ist die Mühe und groß der Dank, der Ihrer vom Vaterlande harrt. An Karl Kraus, Chefredakteur d. ‚Fackel' (Wien I., Lothringerstraße) und Organisator einer das ganze intellektuelle Österreich umfassenden Vereinigung wollen Sie den Betrag von 10 h (Briefmarken einsenden), damit Sie umgehend aufklärende Schriften erhalten.

Im Auftrage der politisch-literarischen Organisation,
Sitz Wien-Linz.

Ein Kaufmann in Markt Krönau verlangt gleichfalls aufklärende Schriften. Für den Fall, daß dieser ›Aufruf‹ ~~tatsächlich~~ verbreitet werden sollte, muß festgestellt werden, daß es sich entweder um einen dummen Scherz oder um einen Betrug mit noch nicht ersichtlicher Absicht oder um die Idee eines Geisteskranken handelt, die sich an einer auffallenden Person fixiert. Ich wohne nicht im ersten Bezirk, ich bin nicht Chefredakteur und nicht einmal Organisator einer das ganze intellektuelle Österreich umfassenden Vereinigung. So daß, wenns auf mich ankommt, dem Vaterland nicht zu helfen sein wird. Wahrscheinlich hat aber der Urheber des Aufrufs gar nicht so hohe Amtitionen. Ich stelle mir ihn als einen Vertreter jenes Typus vor, der mir seit fünfzehn Jahren so oft begegnet ist, als eine das ganze intellektuelle Österreich umfassende Vereinigung von Herzhaftigkeit, Betrügerei und Geisteskrankheit. Mit einem Wort ~~ist~~ ein Exemplar ~~jener~~ von Eisenbach ~~berufenen~~ ›Rotzpuma‹. Es dürfte einer sein, der aus Rache dafür, daß es ihm nicht gelungen ist, mich zu belästigen, mir Belästigungen zuziehen will.

* * *

Ein Beamter in Neunkirchen schreibt:

Heute erhielt ich die Karte mit dem Text: Aufruf! So Ihnen das Wohl des Vaterlandes am Herzen liegt, das einem furchtbaren Kampf entgegengeht und so weiter. Bitte demnach um aufklärende Schriften. 10 Heller Marke liegt bei.

Auf die Frage, was er eigentlich wolle, schickt er eine aus Oderberg an ihn gelangte Postkarte ein:

Aufruf!

So Ihnen das Wohl Ihres Vaterlandes am Herzen liegt, das einem furchtbaren Kampf entgegensieht, schreiben Sie diesen Text auf 4 Postkarten ab und senden Sie diese an Bekannte und Unbekannte, vorerst an solche, denen Sie Charakterstärke und festen Willen zu einer großen Tat zutrauen. Es gilt, einem verwegenen Handstreich entgegenzuarbeiten, nur rasche Entschlossenheit kann helfen. Darum lautet unser Motto: Eile tut Not, Weile bringt Tod. Klein ist die Mühe und groß der Dank, der Ihrer vom Vaterlande harrt. An Karl Kraus, Chefredakteur d. ‚Fackel' (Wien I., Lothringerstraße) und Organisator einer das ganze intellektuelle Österreich umfassenden Vereinigung wollen Sie den Betrag von 10 h (Briefmarken einsenden), damit Sie umgehend aufklärende Schriften erhalten.

Im Auftrage der politisch-literarischen Organisation,
Sitz Wien-Linz.

Ein Kaufmann in Markt Krönau verlangt gleichfalls aufklärende Schriften. Für den Fall, daß dieser ›Aufruf‹ weiter verbreitet werden sollte, muß festgestellt werden, daß es sich entweder um einen dummen Scherz oder um einen Betrug mit noch nicht ersichtlicher Absicht oder um die Idee eines Geisteskranken handelt, die sich an einer auffallenden Person fixiert. Ich wohne nicht im ersten Bezirk, ich bin nicht Chefredakteur und nicht einmal Organisator einer das ganze intellektuelle Österreich umfassenden Vereinigung. So daß, wenns auf mich ankommt, dem Vaterland nicht zu helfen sein wird. Wahrscheinlich hat aber der Urheber des Aufrufs gar nicht so hohe Amtitionen. Ich stelle mir ihn als einen Vertreter jenes Typus vor, der mir seit fünfzehn Jahren so oft begegnet ist, als eine das ganze intellektuelle Österreich umfassende Vereinigung von Scherzhaftigkeit, Betrügerei und Geisteskrankheit. Es dürfte einer sein, der aus Rache dafür, daß es ihm nicht gelungen ist, mich zu belästigen, mir Belästigungen zuziehen will. Mit einem Wort ein Exemplar der von Eisenbach entdeckten Spezies ›Rotzpuma‹.

15.

Ein Beamter in Neunkirchen schreibt:

Heute erhielt ich die Karte mit dem Text: Aufruf! So Ihnen das Wohl des Vaterlandes am Herzen liegt, das einem furchtbaren Kampf entgegengeht und so weiter. Bitte demnach um aufklärende Schriften. 10 Heller Marke liegt bei.

Auf die Frage, was er eigentlich wolle, schickt er eine aus Oderberg an ihn gelangte Postkarte ein:

Aufruf!

So Ihnen das Wohl Ihres Vaterlandes am Herzen liegt, das einem furchtbaren Kampf entgegensieht, schreiben Sie diesen Text auf 4 Postkarten ab und senden Sie diese an Bekannte und Unbekannte, vorerst an solche, denen Sie Charakterstärke und festen Willen zu einer großen Tat zutrauen. Es gilt, einem verwegenen Handstreich entgegenzuarbeiten, nur rasche Entschlossenheit kann helfen. Darum lautet unser Motto: Eile tut Not, Weile bringt Tod. Klein ist die Mühe und groß der Dank, der Ihrer vom Vaterlande harrt. An Karl Kraus, Chefredakteur d. ‚Fackel' (Wien I., Lothringerstraße) und Organisator einer das ganze intellektuelle Österreich umfassenden Vereinigung wollen Sie den Betrag von 10 h (Briefmarken einsenden), damit Sie umgehend aufklärende Schriften erhalten.

Im Auftrage der politisch-literarischen Organisation,
Sitz Wien-Linz.

Ein Kaufmann in Markt Krönau verlangt gleichfalls aufklärende Schriften. Für den Fall, daß dieser ›Aufruf‹ weiter verbreitet werden sollte, muß festgestellt werden, daß es sich entweder um einen dummen Scherz oder um einen Betrug mit noch nicht ersichtlicher Absicht oder um die Idee eines Geisteskranken handelt, die sich an einer auffallenden Person fixiert. Ich wohne nicht im ersten Bezirk, ich bin nicht Chefredakteur und nicht einmal Organisator einer das ganze intellektuelle Österreich umfassenden Vereinigung. So daß, wenns auf mich ankommt, dem Vaterland nicht zu helfen sein wird. Wahrscheinlich hat aber der Urheber des Aufrufs gar nicht so hohe Amtitionen. Ich stelle mir ihn als einen Vertreter jenes Typus vor, der mir seit fünfzehn Jahren so oft begegnet ist, als eine das ganze intellektuelle Österreich umfassende Vereinigung von Scherzhaftigkeit, Betrügerei und Geisteskrankheit. Es dürfte einer sein, der aus Rache dafür, daß es ihm nicht gelungen ist, mich zu belästigen, mir Belästigungen zuziehen will. Mit einem Wort, ein Exemplar der von Eisenbach entdeckten Spezies der ›Rotzpuma‹.

x x
y

Erhöhungen, trotz Wachsens aller sonstigen Unkosten, trotz schärfster Konkurrenz den Etat Ihrer Zeitung günstig zu beeinflussen und **die Auflage erheblich zu steigern,** übersandte ich Ihnen letzthin eine **Auswahl meiner Illustrierten Unterhaltungsbeilagen.** Sie haben sich sicher vorgenommen, dieselben gelegentlich einer eingehenden Prüfung zu unterziehen, um Ihre Wahl zu treffen. **Die dazu geeignete Zeit ist gekommen!** Das Lesebedürfnis ist jetzt besonders lebhaft und **Sie müssen Erfolge haben,** wenn Sie Ihrem Blatte eine vielseitige und reiche Ausstattung geben. Dies bewirken Sie am billigsten und dem Lesepublikum am auffälligsten durch Beigabe wirklich gediegener und zugkräftiger Unterhaltungsbeilagen. Holen Sie bitte sofort auf nebenstehender Karte für Sie unverbindliche Offerte ein, um sich die für Sie in Frage kommenden Blätter für Ihr Interessengebiet rechtzeitig zu sichern.

Verehrlicher Verlag!

Bereits öfter erlaubte ich mir, Ihnen Angebot in meinen verschiedenen Beilagen zu unterbreiten und Sie auf die Vorteile eines solchen Bezuges aufmerksam zu machen. Die augenblicklichen Schwierigkeiten, welche dem österreichischen Buchgewerbe durch den ausgebrochenen Streik erwachsen, geben mir Veranlassung, Ihnen erneut meine reich illustrierten modernen Unterhaltungsblätter in Erinnerung zu bringen. Mit Hilfe dieser Beilagen können Sie Ihr geschätztes Blatt auch während der kommenden schwierigen Monate nach wie vor in umfangreicher Weise erscheinen lassen. Um Sie von der Güte des Gebotenen zu überzeugen und Ihnen besonders in der nächsten Zeit reichen Stoff zu bieten, bin ich bereit, Ihnen auf Wunsch vorerst 1/4 Jahr meine Beilagen zu liefern und zweifle nicht, daß Sie alsdann auch über diesen Termin hinaus die Blätter beziehen werden, zumal die Preise äußerst niedrige sind.

Ich bitte, falls Sie sich dieses außergewöhnliche günstige Angebot zu Nutze machen wollen, um freundlichst baldigen Bescheid, da ich die gleiche Beilage an einem Platze nur an eine Firma abgebe.

Stets gern zu Ihren Diensten

hochachtungsvoll

Ich schwanke noch zwischen ›Ratgeber für Feld und Haus‹, ›Mode der Handarbeit‹, ›Über Nah und Fern‹, ›Unser Hausfreund‹, ›Für unsere Kleinen‹, ›Humoristische Blätter‹ (Gut gegeben, Maliziös, Immer derselbe, Ein Schwerenöter).

77

19.

Wo die Not am größten, erhält man dieses Angebot:

Verehrlicher Verlag!

Bereits öfter erlaubte ich mir, Ihnen Angebot in meinen verschiedenen Beilagen zu unterbreiten und Sie auf die Vorteile eines solchen Bezuges aufmerksam zu machen. Die augenblicklichen Schwierigkeiten, welche dem österreichischen Buchgewerbe durch den ausgebrochenen Streik erwachsen, geben mir Veranlassung, Ihnen erneut meine reich illustrierten modernen Unterhaltungsblätter in Erinnerung zu bringen. Mit Hilfe dieser Beilagen können Sie Ihr geschätztes Blatt auch während der kommenden schwierigen Monate nach wie vor in umfangreicher Weise erscheinen lassen. Um Sie von der Güte des Gebotenen zu überzeugen und Ihnen besonders in der nächsten Zeit reichen Stoff zu bieten, bin ich bereit, Ihnen auf Wunsch vorerst 1/4 Jahr meine Beilagen zu liefern und zweifle nicht, daß Sie alsdann auch über diesen Termin hinaus die Blätter beziehen werden, zumal die Preise äußerst niedrige sind.

Ich bitte, falls Sie sich dieses außergewöhnliche günstige Angebot zu Nutze machen wollen, um freundlichst baldigen Bescheid, da ich die gleiche Beilage an einem Platze nur an eine Firma abgebe.

Stets gern zu Ihren Diensten

hochachtungsvoll

Ich schwanke noch zwischen »Ratgeber für Feld und Haus«, »Mode und Handarbeit«, »Von Nah und Fern«, »Unser Hausfreund«, »Humoristische Blätter« (Gut gegeben, Maliziös, Immer derselbe, Ein Schwerenöter) »Schnittmusterbogen« und »Für unsere Kleinen«. Ich schwanke noch. Da traf mich die folgende Mahnung:

Als Fingerzeig trotz tariflicher Erhöhungen, trotz Wachsens aller sonstigen Unkosten, trotz schärfster Konkurrenz den Etat Ihrer Zeitung günstig zu beeinflussen und die Auflage erheblich zu steigern, übersandte ich Ihnen letzthin eine Auswahl meiner Illustrierten Unterhaltungsbeilagen. Sie haben sich sicher vorgenommen, dieselben gelegentlich einer eingehenden Prüfung zu unterziehen, um Ihre Wahl zu treffen. Die dazu geeignete Zeit ist gekommen! Das Lesebedürfnis ist jetzt besonders lebhaft und Sie müssen Erfolge haben, wenn Sie Ihrem Blatte eine vielseitige und reiche Ausstattung geben. Dies bewirken Sie am billigsten und dem Lesepublikum am auffälligsten durch Beigabe wirklich gediegener und zugkräftiger Unterhaltungsbeilagen. Holen Sie bitte sofort auf nebenstehender Karte für Sie unverbindliche Offerte ein, um sich die für Sie in Frage kommenden Blätter für Ihr Interessengebiet rechtzeitig zu sichern.

Ich wähle »Für unsere Kleinen«.

Der nun beendete Setzerstreik — der in der Idee kulturfreundlich, aber in der Durchführung ein Verrat war, da die Wiener Tagesblätter weiter erschienen, ungehindert und in vollem Umfang — erklärt die Verspätung dieses Heftes, auch daß es zum Teil Beiträge enthält, die schon für das vorige Heft geschrieben waren, aber damals nicht gesetzt werden konnten. Auf die Erhaltung der sogenannten Aktualität wird freilich bei Arbeiten kein Wert gelegt, denen die Vergilbung der Anlässe erst die Aufnahme in ein Buch sichert. Was ist das aber auch für ein Setzerstreik, der die Schweine des Tages gewähren läßt und deren Verewignng aufhält

20

Der nun beendete Setzerstreik — der in der Idee kulturfreundlich, aber in der Durchführung ein Verrat war, da die Wiener Tagesblätter weiter erschienen, ungehindert und in vollem Umfang — erklärt die Verspätung des letzten Heftes und daß das vorliegende zum Teil Beiträge enthält, die schon für das vorige Heft geschrieben waren, aber damals nicht gesetzt werden konnten. Auf die Erhaltung der sogenannten Aktualität wird freilich bei Arbeiten kein Wert gelegt, denen die Vergilbung der Anlässe erst die Aufnahme in ein Buch sichert. Was ist das aber für ein Setzerstreik, der die Infamie des Tages gewähren läßt und deren Verewigung aufhält?

Notizen

Salzburg, im Saale des Österreichischen Hofs, 12. Januar; Innsbruck, im Kleinen Musikvereinssaal, 13. Januar, veranstaltet vom ‚Brenner'. Da und dort in den Blättern aller Parteien maßlos anerkennende Berichte, die aufhebenswert wären, weil sie wieder in auffälliger Art den Unterschied zeigen zwischen dem Niveau, das die Begeisterung von Lesern, die zufällig schreiben, Lehrern oder Beamten, erreicht, und jenem, welches in der Großstadt Routine und Gemeinheit behaupten.

Budapest, im Royal-Saal, 23. Januar:

I. Die Welt der Plakate / Der kleine Brockhaus; Gefährlich; Ein Freund unseres Blattes; Auf der Suche nach Fremden; Non scholae, sed vitae / Die Kinder der Zeit II. Der Mißgriff; Ich pfeife auf den Text; Petite chronique scandaleuse; Aphorismus über ~~Peter~~ Altenberg; Die Dummköpfe; Die mit dem Tod intim sind; Interview mit einem sterbenden Kind III. Eine Prostituierte ist ermordet worden

Wien, im Kleinen Musikvereinssaal, 28. Januar:

I. Von meiner Eitelkeit (Schopenhauer-Zitat); Die Künstler; Das Leben nach dem Leitartikel; Gralsjünger; Der Bittner und die Bande / Das Denkmal eines Schauspielers II. Schrecken der Unsterblichkeit / Ein Fiebertraum; Wiener Faschingsleben 1913; Der Sieg des Walzers über den Tango; Aus dem dunkelsten Österreich; Das hätte ich nicht erfinden können / Die neue Art des Schimpfens III. Ich habe ihn gefunden; Wahrung berechtigter Interessen; Mitteilungen aus unterrichteten Kreisen / Der sterbende Mensch.

Die nächste (VI.) Vorlesung findet Mittwoch, 11. März 1914 im Kleinen Musikvereinssaale statt.

München, im Richard Wagner-Saal, am 13. Februar:

I. Erklärung. — Die Sprache der Konzertagentur; De/ im Grunewald; Der liebe Gott; Der Sadist; In der Werkstatt; Ein Verlorener; Ein reiner Künstler; Aphorismus über Altenberg; Das kommt von den Vorurteilen . . .; Schlichte Woche; Petite chronique scandaleuse; Von den Dummköpfen / Titanic II. Die Kinder der Zeit / Pfleget den Fremdenverkehr; Mein Weltuntergang / Der Neger III. Ich habe ihn gefunden; Die Schuldigkeit; Mitteilungen aus unterrichteten Kreisen. — Der sterbende Mensch.

Mannheim, im Hof- und Nationaltheater, am 15. Februar (Matinee):

I. Die Kinder der Zeit / Der kleine Brockhaus; Die Welt der Woche; Ostende, erster Morgen; Aus der »Forum-Szene«; Der Deutlichkeit halber; Ein Satz / Der Neger II Die Schuldigkeit / Eine Prostituierte ist ermordet worden.

Zürich, im kleinen Tonhalle-Saal (veranstaltet vom Lesezirkel Hottinger), am 16. Februar:

I. Die Kinder der Zeit / Der kleine Brockhaus; Die Welt der Woche; Ostende, erster Morgen; Der Deutlichkeit halber; Aus der »Forum-Szene«; Schlichte Worte; Ein Satz; Was hams g'sagt; Von den Dummköpfen / Der Traum ein Wiener Leben II. Pfleget den Fremdenverkehr; Aphorismus über Altenberg / Der Neger III. Die Schuldigkeit; Wahrung berechtigter Interessen; Mitteilungen aus unterrichteten Kreisen.

Heidelberg, im Lesesaal der Stadthalle (veranstaltet von der Akademischen Gesellschaft für Dramatik), am 17. Februar:

I. Die Kinder der Zeit / Der kleine Brockhaus; Die Welt der Woche; Ostende, erster Morgen / Der Traum ein Wiener Leben II. Aus der »Forum-Szene«; Der Deutlichkeit halber; Ein Verlorener; Ein reiner Künstler; Das kommt von den Verurteilen . . .; Der liebe Gott; Über Altenberg; Schlichte Worte; Ein Satz; Was hams g'sagt; Von den Dummköpfen / Der Neger III. Die Schuldigkeit / Das Ehrenkreuz / Mein Weltuntergang; Mitteilungen aus unterrichteten Kreisen.

Notizen

Salzburg im Saale des Österreichischen Hofs, am 12. Januar, und Innsbruck, im Kleinen Musikvereinssaal, am 13. Januar (veranstaltet vom ‚Brenner').

Da und dort in den Blättern aller Parteien ~~maßlos anerkennende~~ Berichte, die aufhebenswert wären, weil sie wieder in auffälliger Art den Unterschied zeigen zwischen dem Niveau, das die Begeisterung von Lesern, die zufällig schreiben, Lehrern oder Beamten, erreicht, und jenem, welches in der Großstadt Routine und Gemeinheit behaupten.

Budapest, im Royal-Saal, am 23. Januar:

I. Die Welt der Plakate / Der kleine Brockhaus; Gefährlich; Ein Freund unseres Blattes; Auf der Suche nach Fremden; Non scholae, sed vitae / Die Kinder der Zeit II. Der Mißgriff; Ich pfeife auf den Text; Petite chronique scandaleuse; Aphorismus über Altenberg; Von den Dummköpfen; Die mit dem Tod intim sind; Interview mit einem sterbenden Kind III. Eine Prostituierte ist ermordet worden

Wien, im Kleinen Musikvereinssaal, am 28. Januar:

I. Von meiner Eitelkeit (Schopenhauer-Zitat); Die Künstler; Das Leben nach dem Leitartikel; Gralsjünger; Der Bittner und die Bande / Das Denkmal eines Schauspielers II. Schrecken der Unsterblichkeit / Ein Fiebertraum; Wiener Faschingsleben 1913; Der Sieg des Walzers über den Tango; Aus dem dunkelsten Österreich; Das hätte ich nicht erfinden können / Die neue Art des Schimpfens III. Ich habe ihn gefunden; Wahrung berechtigter Interessen; Mitteilungen aus unterrichteten Kreisen / Der sterbende Mensch.

Die nächste (VI.) Vorlesung findet ~~Mittwoch~~, ~~11. März~~ 1914 im Kleinen Musikvereinssaale statt.

21.

Notizen

Salzburg im Saale des Österreichischen Hofs, am 12. Januar, und Innsbruck, im Kleinen Musikvereinssaal, am 13. Januar (veranstaltet vom ‚Brenner').

Da und dort in den Blättern aller Parteien Berichte, die aufhebenswert wären, weil sie wieder in auffälliger Art den Unterschied zeigen zwischen dem Niveau, das die Begeisterung von Lesern, die zufällig schreiben, Lehrern oder Beamten, erreicht, und jenem, welches in der Großstadt Routine und Gemeinheit behaupten.

Budapest, im Royal-Saal, am 23. Januar:

I. Die Welt der Plakate / Der kleine Brockhaus; Gefährlich; Ein Freund unseres Blattes; Auf der Suche nach Fremden; Non scholae, sed vitae / Die Kinder der Zeit II. Der Mißgriff; Ich pfeife auf den Text; Petite chronique scandaleuse; Aphorismus über Altenberg; Von den Dummköpfen; Die mit dem Tod intim sind; Interview mit einem sterbenden Kind III. Eine Prostituierte ist ermordet worden

Wien, im Kleinen Musikvereinssaal, am 28. Januar:

I. Von meiner Eitelkeit (Schopenhauer-Zitat); Die Künstler; Das Leben nach dem Leitartikel; Gralsjünger; Der Bittner und die Bande / Das Denkmal eines Schauspielers II. Schrecken der Unsterblichkeit / Ein Fiebertraum; Wiener Faschingsleben 1913; Der Sieg des Walzers über den Tango; Aus dem dunkelsten Österreich; Das hätte ich nicht erfinden können / Die neue Art des Schimpfens III. Ich habe ihn gefunden; Wahrung berechtigter Interessen; Mitteilungen aus unterrichteten Kreisen / Der sterbende Mensch.

Die nächste (VIII.) Vorlesung findet Dienstag, 7. April 1914 im Kleinen Musikvereinssaale statt.

Die Neue Freie Presse ~~27. Januar~~ enthielt eine wirksame Voranzeige:

. . . . Es wird besonders darauf aufmerksam gemacht, daß dieser Vortrag nachmittags um 4 Uhr im kleinen Musikvereinssaale anberaumt ist. Abends um halb 8 Uhr findet im selben Saale eine andere Vorlesung statt.

Wie es doch kommen mag, daß eine andere Vorlesung, um stattfinden zu können, nicht näher bezeichnet werden muß? Die Frage eines neugierigen Lesers: Welche andere Vorlesung würde beantwortet werden: Eine von den sieben oder acht anderen Vorlesungen, die jährlich stattfinden, Euer Gnaden wissen eh, mir wern kan Kritiker brauchen.

Die Neue Freie Presse brachte — schon zwei Tage ehe sie das Ding beim Namen nannte — eine wirksame Voranzeige:

. . . . Es wird besonders darauf aufmerksam gemacht, daß dieser Vortrag nachmittags um 4 Uhr im kleinen Musikvereinssaale anberaumt ist. Abends um halb 8 Uhr findet im selben Saale eine andere Vorlesung statt.

Wie es doch kommen mag, daß eine andere Vorlesung, um stattfinden zu können, nicht näher bezeichnet werden muß? Die Frage eines neugierigen Lesers: Welche andere Vorlesung? würde beantwortet werden: Eine von den ~~sieben oder~~ acht anderen Vorlesungen, die jährlich stattfinden, Euer Gnaden wissen eh, mir wern kan Kritiker brauchen.

Die Neue Freie Presse brachte — schon zwei Tage bevor sie das Ding beim Namen nannte — eine wirksame Voranzeige:

. . . . Es wird besonders darauf aufmerksam gemacht, daß dieser Vortrag nachmittags um 4 Uhr im kleinen Musikvereinssaale anberaumt ist. Abends um halb 8 Uhr findet im selben Saale eine andere Vorlesung statt.

Wie es doch kommen mag, daß eine andere Vorlesung, um stattfinden zu können, nicht näher bezeichnet werden muß? Die Frage eines neugierigen Lesers: Welche andere Vorlesung? würde beantwortet werden: Eine von den sieben oder acht anderen Vorlesungen, die alljährlich stattfinden, Euer Gnaden wissen eh, mir wern kan Kritiker brauchen.

Wien, im Kleinen Musikvereinssaal, am 11. März:

I Gegen die Jugend (Schluß vom »Untergang der Welt durch schwarze Magie«) / Non scholae, sed vitae; Arzt und Künstler; Der denkende Hund; Der kleine Korngold; Gralsjünger; Representative men II Das hätte ich nicht erfinden können; Wie?; Wenn ich einmal; Wie man deutsche Sänger behandelt, da hört sich alles auf; Wo gibt es noch eine so schöne Gegend; Albanische Präludien; Idyllen; Aus dem Ungarischen; Selbstverständlich; Die elektrische Bahn Wien–Preßburg ist eröffnet worden; Außi möcht' i oder: Auf zum Südpol!; Stadtverordnete besuchen Gemeinderäte; Jetzt ist die Zeit III Ich habe ihn gefunden; Alle, die durch der Zeitung; Verleihungen und Ernennungen X Ansprache an den Staat (aus dem »Prozeß Veith«) / Wie in Deutschland die Unsittlichkeit zustandekommt und wie die Sitte spricht.

*

23.

Wien, im Kleinen Musikvereinssaal, am 11. März:

I Gegen die Jugend (Schluß von ›Untergang der Welt durch schwarze Magie‹) / Non scholae, sed vitae; Arzt und Künstler; Der denkende Hund; Der kleine Korngold; Gralsjünger; Representative men II Das hätte ich nicht erfinden können; Wie?; Wenn ich einmal; Wie man deutsche Sänger behandelt, da hört sich alles auf; Wo gibt es noch eine so schöne Gegend; Albanische Präludien; Idyllen; Aus dem Ungarischen; Selbstverständlich; Die elektrische Bahn Wien-Preßburg ist eröffnet worden; Außi möcht' i oder: Auf zum Südpol!; Stadtverordnete besuchen Gemeinderäte; Jetzt ist die Zeit III Ich habe ihn gefunden; Alle, die durch der Zeitung; Verleihungen und Ernennungen / Ansprache an den Staat (aus dem ›Prozeß Veith‹) / Wie in Deutschland die Unsittlichkeit zustandekommt und wie die Sitte spricht.

(VII.)

× (1 Nr.)

München, im Richard Wagner-Saal, am 13. Februar:

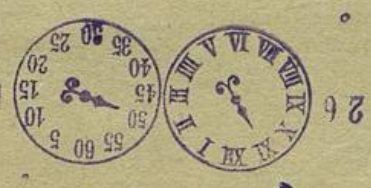
I. Erklärung. — Die Sprache der Konzertagentur; Den im Grunewald; Der liebe Gott; Der Sadist; In der Werkstatt; Ein Verlorener; Ein reiner Künstler; Aphorismus über Altenberg; Das kommt von den Vorurteilen . . .; Schlichte Woche; Petite chronique scandaleuse; Von den Dummköpfen / Titanic II. Die Kinder der Zeit / Pfleget den Fremdenverkehr; Mein Weltuntergang / Der Neger III. Ich habe ihn gefunden; Die Schuldigkeit; Mitteilungen aus unterrichteten Kreisen. — Der sterbende Mensch.

Seit etlichen Jahren, wenn es auf den Frühling zugeht, kommt Karl Kraus aus Wien. Und die nicht allzu große, aber begeisterte Gemeinde, die er hier besitzt, versammelt sich mit starken Erwartungen. Immer wieder fesselt das Schauspiel, diesen großen Hasser sich an den zahllosen Gegenständen seines Ingrimms entzünden und sich in die wildeste und heute denkbar konsequente Opposition zu einem Zeitalter setzen zu sehen, das er verachtet. Aber der Künstler in ihm ist doch stärker, als der soziale Ankläger, und wenn man so recht tief hineinhorcht in das gellende Feuerwerk, das dieser Zornige abbrennt, hineinhorcht in das infernalische Brausen dieses Raketenregens, so tönt aus dieser Eruptionsmusik die Stimme eines Kindes. Und die trauert Jean Paul nach und seiner versunkenen Traumwelt aus Reinheit und Schönheit.

Kraus las aus den Glossen und Dichtungen, die den Lesern der Fackel zum großen Teil bekannt waren, und fand für seine temperamentbeschwingte Interpretierung stärkste Anteilnahme und einen Beifall, der sich zuletzt zu einer so intensiven Ovation verdichtete, daß sich Kraus zu Zugaben verstand. E.

Ähnlich die anderen Zeitungen.

1 l



Münchener Neueste Nachrichten:

Seit etlichen Jahren, wenn es auf den Frühling zugeht, kommt Karl Kraus aus Wien. Und die nicht allzu große, aber begeisterte Gemeinde, die er hier besitzt, versammelt sich mit starken Erwartungen. Immer wieder fesselt das Schauspiel, diesen großen Hasser sich an den zahllosen Gegenständen seines Ingrimms entzünden und sich in die wildeste und heute denkbar konsequente Opposition zu einem Zeitalter setzen zu sehen, das er verachtet. Aber der Künstler in ihm ist doch stärker, als der soziale Ankläger, und wenn man so recht tief hineinhorcht in das gellende Feuerwerk, das dieser Zornige abbrennt, hineinhorcht in das infernalische Brausen dieses Raketenregens, so tönt aus dieser Eruptionsmusik die Stimme eines Kindes. Und die trauert Jean Paul nach und seiner versunkenen Traumwelt aus Reinheit und Schönheit.

Kraus las aus den Glossen und Dichtungen, die den Lesern der Fackel zum großen Teil bekannt waren, und fand für seine temperamentbeschwingte Interpretierung stärkste Anteilnahme und einen Beifall, der sich zuletzt zu einer so intensiven Ovation verdichtete, daß sich Kraus zu Zugaben verstand. E.

Ähnlich die anderen Zeitungen.

Der Abend wurde durch die folgende Erklärung eröffnet:

Ich habe den Zuspruch zu dieser Vorlesung möglicherweise dem Simplicissimus zu verdanken, sei es dem Prospekt, der dem letzten Heft beigelegt war, sei es der Erinnerung an meine einstige Mitarbeit. Ich muß aber leider erklären, daß ich diese Erinnerung als Aussatz fühle, als ein Geschwür, das ich je eher je lieber los sein möchte und zwar seit einer Stunde. Ich habe nämlich soeben in dem Heft, dem der Prospekt beigelegt war, eine Erzählung gefunden, in der der Verfasser, ein gewesener österreichischer Offizier, der sich den Namen Roda Roda beilegt, über ein Hotelabenteuer berichtet, das ein österreichischer Offizier, dem er den Namen Barta beilegt, seinerzeit in Semlin mit einer Dame aus Belgrad gehabt hat. Er ist dieser Dame, die er ausdrücklich und wiederholt eine Hure nennt, 20 Kronen schuldig geblieben, und die Geschichte endet mit der Pointe, daß diese Dame, damals noch eine Ingenieursgattin, niemand anderer gewesen sei als die spätere und seither ermordete Königin Draga Maschin.

Herr Barta Barta schließt mit den Worten:

Auf alle Art versuchte Barta, die Ingenieurin aufzufinden. Vergebens. Und die zwanzig Kronen brannten ihm im Sack — er mußte sie der Kanaille geben.

Das blöde Erlebnis bohrte und fraß an seiner Seele. Da, eines Abends . . Eines Abends, Barta war wiederum in Belgrad und hatte sich die Augen nach der Person ausgeguckt — da versäumte er das letzte Abendschiff. Was tun? — Nun — ins Theater.

Im Zwischenakt, bei hellerleuchtetem Saal, läßt Barta gelangweilt seine Bli . . Mein Gott! Zwei Jahre hat er sie wie eine Stecknadel gesucht; da sitzt sie — in der Proszeniumsloge. Er zischt den Nachbar an, heiser und hastig: Sie! Wer ist das? Die Frau? Und der andere, ohne hinzublicken — nach wem konnte der Fremde sonst gefragt haben? —: Diese Frau, mein Herr, ist jetzt Ihre Majestät unsere Königin. Man hört deutlich: er billigt die Wahl des Herrschers ganz und gar nicht. Sie haben wohl in der Zeitung gelesen: Vor kurzem noch Draga Maschin, Gattin eines Ingenieurs . . .

Einmal mußte Bartas wegen das kaiserlich sanktionierte Verordnungsblatt umgedruckt werden. Und derselbe Barta erlebte das Außerordentliche, einer Königin zwanzig Kronen zu schulden.

Ich will hoffen, daß unter den Menschen, die in Deutschland das Schreibhandwerk ausüben, sich noch so viel Ehrgefühl auftreiben lassen wird, um die kulturelle Sendung eines Blattes, welches diese Erzählung gedruckt hat, ein für allemal zu würdigen.

Der Abend wurde durch die folgende Erklärung eröffnet:

Ich habe den Zuspruch zu dieser Vorlesung möglicherweise dem Simplicissimus zu verdanken, sei es dem Prospekt, der dem letzten Heft beigelegt war, sei es der Erinnerung an meine einstige Mitarbeit. Ich muß aber leider erklären, daß ich diese Erinnerung als Ausſatz fühle, als ein Geschwür, das ich je eher je lieber los sein möchte. Und zwar seit einer Stunde. Ich habe nämlich soeben in dem Heft, dem der Prospekt beigelegt war, eine Erzählung gefunden, in der der Verfasser, ein gewesener österreichischer Offizier, der sich den Namen Roda Roda beilegt, über ein Hotelabenteuer berichtet, das ein österreichischer Offizier, dem er den Namen Barta beilegt, seinerzeit in Semlin mit einer Dame aus Belgrad gehabt hat. Er ist dieser Dame, die er ausdrücklich und wiederholt eine Hure nennt, 20 Kronen schuldig geblieben, und die Geschichte endet mit der Pointe, daß diese Dame, damals noch eine Ingenieursgattin, niemand anderer gewesen sei als die spätere und seither ermordete, zerfleischte Königin Draga Maschin.

Herr Barta Barta schließt mit den Worten:

— — Auf alle Art versuchte Barta, die Ingenieurin aufzufinden. Vergebens. Und die zwanzig Kronen brannten ihm im Sack — er mußte sie der Kanaille geben — — — Das blöde Erlebnis bohrte und fraß an seiner Seele. Da, eines Abends . . . Eines Abends, Barta war wiederum in Belgrad und hatte sich die Augen nach der Person ausgeguckt — da versäumte er das letzte Abendschiff. Was tun? — Nun — ins Theater. — — Im Zwischenakt, bei hellerleuchtetem Saal, läßt Barta gelangweilt seine Bli . . . Mein Gott! Zwei Jahre hat er sie wie eine Stecknadel gesucht; da sitzt sie — in der Proszeniumsloge — — Er zischt den Nachbar an, heiser und hastig: »Sie! Wer ist das? Die Frau?« Und der andere, ohne hinzublicken — nach wem konnte der Fremde sonst gefragt haben? —: »Diese Frau, mein Herr, ist jetzt Ihre Majestät unsere Königin.« Man hört deutlich er billigt die Wahl des Herrschers ganz und gar nicht. »Sie haben wohl in der Zeitung gelesen: Vor kurzem noch Draga Maschin, Gattin eines Ingenieurs . . .« Einmal mußte Bartas wegen das kaiserlich sanktionierte Verordnungsblatt umgedruckt werden. Und derselbe Barta erlebte das Außerordentliche, einer Königin zwanzig Kronen zu schulden.

Ich will hoffen, daß unter den Menschen, die in Deutschland das Schreibhandwerk ausüben, sich noch so viel Ehrgefühl auftreiben lassen wird, um die kulturelle Sendung eines Blattes, welches diese Erzählung gedruckt hat, ein für allemal zu würdigen!

Der Abend wurde durch die folgende Erklärung eröffnet:

Ich habe den Zuspruch zu dieser Vorlesung möglicherweise dem ‚Simplicissimus' zu verdanken, sei es dem Prospekt, der dem letzten Heft beigelegt war, sei es der Erinnerung an meine einstige Mitarbeit. Ich muß aber leider erklären, daß ich diese Erinnerung als Aussatz fühle, als ein Geschwür, das ich je eher je lieber los sein möchte. Und zwar seit einer Stunde. Ich habe nämlich soeben in dem Heft, dem der Prospekt beigelegt war, eine Erzählung gefunden, in der der Verfasser, ein gewesener österreichischer Offizier, der sich den Namen Roda Roda beilegt, über ein Hotelabenteuer berichtet, das ein österreichischer Offizier, dem er den Namen Barta beilegt, seinerzeit in Semlin mit einer Dame aus Belgrad gehabt hat. Er ist dieser Dame, die er ausdrücklich und wiederholt eine Hure nennt, 20 Kronen schuldig geblieben, und die Geschichte endet mit der Pointe, daß diese Dame, damals noch eine Ingenieursgattin, niemand anderer gewesen sei als die spätere und seither ermordete, zerfleischte Königin Draga Maschin.

Herr Barta Barta schließt mit den Worten:

— — Auf alle Art versuchte Barta, die Ingenieurin aufzufinden. Vergebens. Und die zwanzig Kronen brannten ihm im Sack — er mußte, er mußte sie der Kanaille geben. — — — Das blöde Erlebnis bohrte und fraß an seiner Seele. Da, eines Abends . . . Eines Abends, Barta war wiederum in Belgrad und hatte sich die Augen nach der Person ausgeguckt — da versäumte er das letzte Abendschiff. Was tun? — Nun — ins Theater. — — Im Zwischenakt, bei hellerleuchtetem Saal, läßt Barta gelangweilt seine Bli . . . Mein Gott! Zwei Jahre hat er sie wie eine Stecknadel gesucht; da sitzt sie — in der Proszeniumsloge. — — Er zischt den Nachbar an, heiser und hastig: »Sie! Wer ist das? Die Frau?« Und der andere, ohne hinzublicken — nach wem konnte der Fremde sonst gefragt haben? —: »Diese Frau, mein Herr, ist jetzt Ihre Majestät, unsere Königin.« Man hört deutlich: er billigt die Wahl des Herrschers ganz und gar nicht. »Sie haben wohl in der Zeitung gelesen: Vor kurzem noch Draga Maschin, Gattin eines Ingenieurs . . .« — — Einmal mußte Bartas wegen das kaiserlich sanktionierte Verordnungsblatt umgedruckt werden. Und derselbe Barta erlebte das Außerordentliche, einer Königin zwanzig Kronen zu schulden.

Ich will hoffen, daß unter den Menschen, die in Deutschland das Schreibhandwerk ausüben, sich noch so viel Ehrgefühl auftreiben lassen wird, um die kulturelle Sendung eines Blattes, welches diese Erzählung gedruckt hat, ein für allemal zu würdigen!

Mannheim, im Hof- und Nationaltheater, am 15. Februar (Matinee):

I. Die Kinder der Zeit / Der kleine Brockhaus; Die Welt der Woche; Ostende, erster Morgen; Aus der »Forum-Szene«; Der Deutlichkeit halber; Ein Satz / Der Neger II Die Schuldigkeit / Eine Prostituierte ist ermordet worden.

Zürich, im kleinen Tonhalle-Saal (veranstaltet vom Lesezirkel Hottingen), am 16. Februar:

I. Die Kinder der Zeit / Der kleine Brockhaus; Die Welt der Woche; Ostende, erster Morgen; Der Deutlichkeit halber; Aus der »Forum-Szene«; Schlichte Worte; Ein Satz; Was hams g'sagt; Von den Dummköpfen / Der Traum ein Wiener Leben II. Pfleget den Fremdenverkehr; Aphorismus über Altenberg / Der Neger III. Die Schuldigkeit; Wahrung berechtigter Interessen; Mitteilungen aus unterrichteten Kreisen.

Heidelberg, im Lesesaal der Stadthalle (veranstaltet von der Akademischen Gesellschaft für Dramatik), am 17. Februar:

I. Die Kinder der Zeit / Der kleine Brockhaus; Die Welt der Woche; Ostende, erster Morgen / Der Traum ein Wiener Leben II. Aus der »Forum-Szene«; Der Deutlichkeit halber; Ein Verlorener; Ein reiner Künstler; Das kommt von den Verurteilen . . .; Der liebe Gott; Aphorismus über Altenberg; Schlichte Worte; Ein Satz; Was hams g'sagt; Von den Dummköpfen / Der Neger III. Die Schuldigkeit / Das Ehrenkreuz / Mein Weltuntergang; Mitteilungen aus unterrichteten Kreisen.

WIENER STADTBIBLIOTHEK

Aus zahllosen ~~längeren Vorartikeln~~ und Berichten, die in der Presse von Mannheim, Heidelberg und Umgebung erschienen sind, nur diese Zitate:

Neue Bad. Landeszeitung, 14. Februar:

~~Sein Übergewicht über das Material der Zeit machte ihn zum Künstler.~~ Seine Formphantasie beschwingt die Realien und hebt sie in eine Sphäre, in der die Tore zum Visionären sich entriegeln und in der deshalb auch das Illusionäre der Gestaltung das Tatsächliche wertlos und gleichgiltig macht. Kraus' Kunst der Darstellung verschwendet sich an die kleinen und kleinsten Vorwürfe, formt aber aus ihnen Gebilde, die so lebenskräftig sind, daß man ihres Ursprungs und Anlasses vergißt. Und daß man sie als Resultate und Aufgipfelungen einer ganzen Zeit empfindet. ~~Das ist der schönste schriftstellerische Anreiz für Kraus:~~ sich immer wieder mit seiner Zeit zu konfrontieren, mit ihr zu kämpfen, ~~ihr zu fluchen und so eine neue Zeit~~, eine Zukunft bereiten zu helfen. Das Mißverhältnis zwischen der hellen Geistigkeit dieses Künstlers und den dumpfen Werten und Urteilen der Zeit mußte von vornherein die Beziehungen beider polemisch gestalten. So ist Kraus der prachtvollste Polemiker und Pamphletist geworden und so hat er aus der Zeit heraus die bittersten Anfeindungen erfahren. Ich meine damit nicht so sehr die offenen oder unterdrückten Gefühlsäußerungen derer, die Kraus selbst angriff, als vielmehr sein eigenes stärkster Reaktionen fähiges Gefühl, das sich immer und von Anfang an von dieser wesensfremden Zeit angegriffen fühlen mußte. Diese seine polemische Grundstimmung wurde in Kraus produktiv: er gelangte über die tendenziöse Polemik hinaus zur fast tendenzlosen Kunstform der Satire. Als Satiriker ist er ein Künstler von einzigartiger Bedeutung geworden . . . . An der Härte und Unerbittlichkeit seines Geistes läuft sich die Zeit wund bis zur abstrusesten Lächerlichkeit . . . . Man nennt derlei Zerstörertum. Aber ist dieses anarchistische Zerstörertum, ausgeübt von einem Souverän gedanklich erfüllter Formen, nicht produktiver und unvergänglicher als das bequeme Sicheinrichten und Wohlfühlen in den konventionellen Gehäusen unserer Gemeinschaft? Und ist dieses Zerschlagen von Formeln durch eine Form nicht der Sieg individueller Werte über typische Wertlosigkeiten? Was wir ererbt von unseren Vätern haben, wird uns zerstört, zersetzt, zernichtet, um von neuem und neu erworben zu werden. Das ist der große zeitgeschichtliche Kulturwert des Werkes von Karl Kraus. Die Tribüne seiner Polemiken und Satiren ist die ‚Fackel', eine der zugleich lustigsten und bittersten Zeitschriften, die es je gegeben hat. Und das Milieu seiner Wirkung ist Wien und Österreich, jenes weiche, zerfließende Wien und jener zerbröckelnde Staat Österreich. Sie häufen das Material rings um ihn auf; sie überschütten ihn mit satirischen Vorwürfen. Sie reizen ihn immer wieder zu satirischer Äußerung. Ungestalt lagern sie vor ihm. Er aber macht die Lahmen gehen und als Gestalten wandeln sie aus seinen Manuskripten . . . . So wirkt Karl Kraus, ein Schriftsteller unserer Tage, der Schriftsteller, der sein Recht zu schreiben gleicherweise aus der Kunst zu schreiben und aus dem Mut zu schreiben, herleitet.

16. Februar:

Bezwungen und darum bezwingend fließen ihm die Sätze aus der Feder — blitzblank; Waffe, Licht und Spiegel! . . . . Diese Wirkung wird noch deutlicher, wenn Kraus ein geschriebenes Wort liest. Dann beglaubigt das gesprochene Wort das geschriebene und legitimiert es vollends als eigenbürtigste und souveränste Potenz. Und dann fühlt man auch, bis zu welchen Erschütterungen die Blutsverbindung dieses Künstlers mit seiner Sprachform und ihrem Ideengehalt reicht . . . . Das ist vielleicht einer der sinnfälligsten Beweise für die unerhörte schriftstellerische Vitalität Kraus'. Was er als Vortragskünstler kann, ist gewiß bedeutend und dazu angetan, die Leute vom Fach und Bau zu beschämen. Aber es ist unerheblich angesichts jener tieferen Ursache seiner Vortragswirkung, die identisch ist mit seinem schriftstellerischen Furor, der sich auch Kehlkopf und Körper unterjocht. Kraus las gestern vor einem kleinen Publikum; dieses aber schloß sich unter dem reinen Eindruck einer einzigartigen Persönlichkeit alsbald zu einer Gemeinde zusammen. Und aus der Lust an der tiefen Komik der Satire erwuchs eine Ergriffenheit über das tragische Pathos der Stellung dieses Satirikers zu unserer Zeit und Welt. So wie der Vorleser auf der Bühne sich mit der fortschreitenden Stunde immer hemmungsloser der Erneuerung seiner schriftstellerischen Konzeption hinzugeben schien, so wurde auch die Hingabe der Zuhörer an ihn selbst bedingungsloser. Darin bestand die Weihe der Veranstaltung, daß Kraus dem Tribunal, vor das er die Zeit und Zeitgenossen lud, um ihnen ihr Urteil zu sprechen, eine neue und neu entscheidende Publizität schuf. Er erzwang sich und seinem Werk — zum wievielten Male?! — Ehrfurcht und Glauben. Wie er, um ein Wort aus meinem Vorberichte zu wiederholen, sich mit der Zeit konfrontiert, so konfrontierte er durch seinen Vortrag sein Werk wiederum mit der Zeit. Und das Werk triumphierte und die Zeit erlag! Wer für den geistigen Wert eines solchen Vorgangs kein Verständnis hat, dem bleibt Karl Kraus fern und der bleibe auch ihm fern.

H. S.

Mannheimer Tageblatt, 16. Februar:

Es ist kaum möglich, eine Formel für die Erscheinung dieses zornmütigen Lichtsuchers und Lichtbringers zu finden, der auf den sehr bürgerlichen Namen Karl Kraus hört, — einen Namen, den gewiß Hunderte außer ihm führen und der seit fünfzehn Jahren wie ein Kampfruf klingt. Ein Satiriker? Nein! Ein Volkserzieher? . . . . Er hatte das wundervolle Instrument seiner Sprache — und seit ein paar Jahren reißt er zu den Wirkungen des gedruckten Wortes auch die des gesprochenen an sich. Die jungen Menschen in Österreich gehören fast alle ihm. Man weiß, daß die Zeitungen sich ihm verschließen, über Vereinbarung seinen Namen nicht nennen. Er braucht sie nicht. Über sie hinweg, ihrer spottend, hat sich seine ungeheure Kraft den Weg gebahnt. Man konnte ihn ignorieren. Seine Macht wuchs daran. Viele hassen ihn. Viele fürchten ihn. Viele nennen ihn böse und ungerecht. Mag sein. Nur ist es seltsam, daß er sich dann immer der Enterbten angenommen hat. Er ist, so scheint es mir, heute der notwendigste Mensch in Österreich.

L. Andro.

16. Februar:

. . . . Die Stunde bei ihm wurde zur Feierstunde. Die wenigen, die gekommen waren, werden sie sicher in dankbarer Erinnerung behalten; für mich wenigstens wurden seine Erkenntnisse und Bekenntnisse zu einer Offenbarung und seine Art, vorzutragen, zu einem Erlebnis. M. T.

Aus zahllosen größeren Vorführungen und Berichten, die in der Presse von Mannheim, Heidelberg und Umgebung erschienen sind, nur diese Zitate. Sie sind wichtiger als die ~~Mitteilungen~~ aus irgendeiner Großstadtpresse. Denn sie zeigen zur Verblüffung jener, die in Wien an meine Wiengebundenheit glauben, daß bei größerer lokaler (und zeitlicher) Distanz das Verständnis wächst. Ein unheimlicher Vorgang. Was die in Mannheim — und gar Zürich — die Wiener Geschichten angehen, geht keinem in Wien Zurückgebliebenen ein. Es wird ihm auch nicht eingehen, daß die Leute dort mit seltener Deutlichkeit zu verstehen gaben, daß es sie angeht. Und ~~darum~~ ist ein Pfälzisches Blatt »maßgebender« als das Berliner Tageblatt.

Neue Bad. Landeszeitung, 14. Februar:

. . . . Seine Formphantasie beschwingt die Realien und hebt sie in eine Sphäre, in der die Tore zum Visionären sich entriegeln und in der deshalb auch das Illusionäre der Gestaltung das Tatsächliche wertlos und gleichgiltig macht. Kraus' Kunst der Darstellung verschwendet sich an die kleinen und kleinsten Vorwürfe, formt aber aus ihnen Gebilde, die so lebenskräftig sind, daß man ihres Ursprungs und Anlasses vergißt. Und daß man sie als Resultate und Aufgipfelungen einer ganzen Zeit empfindet. Das ist der schönste schriftstellerische Anreiz für Kraus: sich immer wieder mit seiner Zeit zu konfrontieren, mit ihr zu kämpfen, ihr zu fluchen und so eine neue Zeit, eine Zukunft bereiten zu helfen. Das Mißverhältnis zwischen der hellen Geistigkeit dieses Künstlers und den dumpfen Werten und Urteilen der Zeit mußte von vornherein die Beziehungen beider polemisch gestalten. So ist Kraus der prachtvollste Polemiker und Pamphletist geworden und so hat er aus der Zeit heraus die bittersten Anfeindungen erfahren. Ich meine damit nicht so sehr die offenen oder unterdrückten Gefühlsäußerungen derer, die Kraus selbst angriff, als vielmehr sein eigenes stärkster Reaktionen fähiges Gefühl, das sich immer und von Anfang an von dieser wesensfremden Zeit angegriffen fühlen mußte. Diese seine polemische Grundstimmung wurde in Kraus produktiv: er gelangte über die tendenziöse Polemik hinaus zur fast tendenzlosen Kunstform der Satire. Als Satiriker ist er ein Künstler von einzigartiger Bedeutung geworden . . . . An der Härte und Unerbittlichkeit seines Geistes läuft sich die Zeit wund bis zur abstrusesten Lächerlichkeit . . . . Man nennt derlei Zerstörertum. Aber ist dieses anarchistische Zerstörertum, ausgeübt von einem Souverän gedanklich erfüllter Formen, nicht produktiver und unvergänglicher als das bequeme Sicheinrichten und Wohlfühlen in den konventionellen Gehäusen unserer Gemeinschaft? Und ist dieses Zerschlagen von Formeln durch eine Form nicht der Sieg individueller Werte über typische Wertlosigkeiten? Was wir ererbt von unseren Vätern haben, wird uns zerstört, zersetzt, zernichtet, um von neuem und neu erworben zu werden. Das ist der große zeitgeschichtliche Kulturwert des Werkes von Karl Kraus. Die Tribüne seiner Polemiken und Satiren ist die ‚Fackel', eine der zugleich lustigsten und bittersten Zeitschriften, die es je gegeben hat. Und das Milieu seiner Wirkung ist Wien und Österreich, jenes weiche, zerfließende Wien und jener zerbröckelnde Staat Österreich. Sie häufen das Material rings um ihn auf; sie überschütten ihn mit satirischen Vorwürfen. Sie reizen ihn immer wieder zu satirischer Äußerung. Ungestalt lagern sie vor ihm. Er aber macht die Lahmen gehen und als Gestalten wandeln sie aus seinen Manuskripten . . . . So wirkt Karl Kraus, ein Schriftsteller unserer Tage, der Schriftsteller, der sein Recht zu schreiben gleicherweise aus der Kunst zu schreiben und aus dem Mut zu schreiben, herleitet.

16. Februar:

. . . . Bezwungen und darum bezwingend fließen ihm die Sätze aus der Feder — blitzblank; Waffe, Licht und Spiegel! . . . . Diese Wirkung wird noch deutlicher, wenn Kraus sein geschriebenes Wort liest. Dann beglaubigt das gesprochene Wort das geschriebene und legitimiert es vollends als eigenbürtigste und souveränste Potenz. Und dann fühlt man auch, bis zu welchen Erschütterungen die Blutsverbindung dieses Künstlers mit seiner Sprachform und ihrem Ideengehalt reicht . . . . Das ist vielleicht einer der sinnfälligsten Beweise für die unerhörte schriftstellerische Vitalität Kraus'. Was er als Vortragskünstler kann, ist gewiß bedeutend und dazu angetan, die Leute vom Fach und Bau zu beschämen. Aber es ist unerheblich angesichts jener tieferen Ursache seiner Vortragswirkung, die identisch ist mit seinem schriftstellerischen Furor, der sich auch Kehlkopf und Körper unterjocht. Kraus las gestern vor einem kleinen Publikum; dieses aber schloß sich unter dem reinen Eindruck einer einzigartigen Persönlichkeit alsbald zu einer Gemeinde zusammen. Und aus der Lust an der tiefen Komik der Satire erwuchs eine Ergriffenheit über das tragische Pathos der Stellung dieses Satirikers zu unserer Zeit und Welt. So wie der Vorleser auf der Bühne sich mit der fortschreitenden Stunde immer hemmungsloser der Erneuerung seiner schriftstellerischen Konzeption hinzugeben schien, so wurde auch die Hingabe der Zuhörer an ihn selbst bedingungsloser. Darin bestand die Weihe der Veranstaltung, daß Kraus dem Tribunal, vor das er die Zeit und Zeitgenossen lud, um ihnen ihr Urteil zu sprechen, eine neue und neu entscheidende Publizität schuf. Er erzwang sich und seinem Werk — zum wievielten Male?! — Ehrfurcht und Glauben. Wie er, um ein Wort aus meinem Vorberichte zu wiederholen, sich mit der Zeit konfrontiert, so konfrontierte er durch seinen Vortrag sein Werk wiederum mit der Zeit. Und das Werk triumphierte und die Zeit erlag! Wer für den geistigen Wert eines solchen Vorgangs kein Verständnis hat, dem bleibt Karl Kraus fern und der bleibe auch ihm fern.

H. S.

*

Mannheimer Tageblatt, 14. Februar:

. . . . Es ist kaum möglich, eine Formel für die Erscheinung dieses zornmütigen Lichtsuchers und Lichtbringers zu finden, der auf den sehr bürgerlichen Namen Karl Kraus hört, — einen Namen, den gewiß Hunderte außer ihm führen und der seit fünfzehn Jahren wie ein Kampfruf klingt. Ein Satiriker? Nein! Ein Volkserzieher! . . . . Er hatte das wundervolle Instrument seiner Sprache — und seit ein paar Jahren reißt er zu den Wirkungen des gedruckten Wortes auch die des gesprochenen an sich. Die jungen Menschen in Österreich gehören fast alle ihm. Man weiß, daß die Zeitungen sich ihm verschließen, über Vereinbarung seinen Namen nicht nennen. Er braucht sie nicht. Über sie hinweg, ihrer spottend, hat sich seine ungeheure Kraft den Weg gebahnt. Man konnte ihn ignorieren. Seine Macht wuchs daran. Viele hassen ihn. Viele fürchten ihn. Viele nennen ihn böse und ungerecht. Mag sein. Nur ist es seltsam, daß er sich dann immer der Enterbten angenommen hat. Er ist, so scheint es mir, heute der notwendigste Mensch in Österreich. L. Andro.

16. Februar:

. . . . Die Stunde bei ihm wurde zur Feierstunde. Die wenigen, die gekommen waren, werden sie sicher in dankbarer Erinnerung behalten; für mich wenigstens wurden seine Erkenntnisse und Bekenntnisse zu einer Offenbarung und seine Art, vorzutragen, zu einem Erlebnis. M. T.

Volksstimme:

. . . . Aus Alltäglichkeit, Zeitungen, einlaufenden Briefen, Straßengeschrei schöpft dieser Redner, dieser Dichter, dieser Künstler der Sprache ein gewaltiges Werk von selbstverständlichem Spott, der aber durch die Wahrheit der Tatsachen zum entsetzlichen Ernst wird. Wo wir anfänglich noch lachten, erstarrt allmählich unsere Miene zur Scham, einer Zeit anzugehören, die den Anspruch auf Kultur macht, die aber ihre Kultur gerade ins Gegenteil umsetzt. Alles ist eitel, alles ist Schwindel, alles ist Unwahrheit, Lüge, die Errungenschaften des Wissens verwandeln sich zum Fluch der Menschheit, die Bildung ist im Grunde genommen Unbildung, die Tiefen des Lebens verzerren sich zur grotesken Äußerlichkeit: die Welt der Woche ~~Überall stehen Heuchler, gewinnsüchtige Menschen, falsche Moralisten, ein wüstes Chaos~~ . . . .

Wer dieser Morgenfeier, diesem Gottesdienst des Gedankens, dieser Stunde reiner Kultur, nicht beigewohnt, hat sich selbst an seinem eigenen Geist, so er überhaupt noch einen besitzt, versündigt. Die Gläubigen aber, die erschienen, feierten Karl Kraus; ein neuer Prophet war ihnen erschienen, den sie von Angesicht zu Angesicht schauen durften und mit eigenen Ohren hören konnten. -n.

*

Pfälzische Post:

Der Besuch war eine Blamage für Mannheim, für dasselbe Mannheim, das auf die Ankündigung des persönlichen Auftretens Frank Wedekinds hereinfiel und bei der Aufführung des »Erdgeist« das Theater bis auf den letzten Platz füllte, weil es eine Sensation erwartete. Goethe kannte das Publikum und nannte es halb kalt und halb roh. Es wußte auch mit Karl Kraus nichts anzufangen . . . . Darüber kann auch der verhältnismäßig riesige Beifall nicht hinwegtäuschen, den der Vortragende namentlich am Ende seiner Vorlesung erhielt . . . .

Man konnte den Blick kaum wegwenden von diesem bleichen Gesicht mit den klugen Zügen. Und tat man es dennoch, so faszinierte der eindringliche Ton seiner harten Stimme, die bald monoton, bald krächzend, bald melodisch das Ohr gefangen nahm und das Hirn zum Mitdenken zwang und einem beinahe Grauen einflößte . . . . Sein zuckender Mund, die bewegliche Miene und die sprechende Geste bewies nur zu deutlich, daß sein Streben nach Veredlung der Menschen die Triebfeder seiner Kritik an den öffentlichen Zuständen ist, dem er die stärksten Worte und die anschaulichsten Bilder leiht . . . .

*

Pfälzische Rundschau:

~~Mannheimer Hoftheater~~ Die Karl Kraus-Morgenfeier am gestrigen Vormittag war, was den kläglichen Besuch anbetrifft, eine Blamage für Mannheim, für die wenigen Teilnehmer war die Feier jedoch ein hoher geistiger Genuß . . . . Aus dem Pathos, mit dem er vorträgt, aus dem sich steigernden Stimmaufwand, mit dem er seine Anklagen hinausschleudert, lodert innere Glut, heftigster Ingrimm, überzeugtester Glauben. Eine überaus starke Persönlichkeit zweifellos, deren überragende geistige Überlegenheit sich jedem, der ihn hörte, mitteilte und die sich jedem als ein Charakter von ungewöhnlicher Qualität einprägt. -r.

*

Badische Neueste Nachrichten:

~~Karl Kraus~~ hat damit seinen Hörern nicht allein eine Stunde heiter-ernster Lebensbetrachtung geschenkt; er hat für sich selbst und sein Werk den unauslöschlich tiefen Eindruck hinterlassen, den starke, eigenartige Menschen erzeugen. H.

*

Heidelberger Neueste Nachrichten, 14. Februar:

. . . . aus der Banalität des Ereignisses löst Kraus den Anlaß, die Zeit neu zu sehen. Er legt die Welt auf den Seziertisch, und ihn ergreift die Scham, auf eine Erdkugel verschlagen worden zu sein, die vor seinen Fußtritten schon längst hätte desertieren müssen . . . . Immerhin, Karl Kraus macht, daß es dennoch eine Lust sein kann, zu leben. Sein Zorn und sein Haß schenken manchen geborstenen Glauben zurück, und das Gelächter, mit dem er uns begnadet, entspringt zwar tiefstem Leiden, aber es ist von solcher Erhabenheit, daß es befreit . . . . Hier steht unsere Zeit ihrer Kleider beraubt und Kraus hat die Stimme, die Ereignisse unter sein Kommando zu stellen . . . . Karl Kraus. Mit Dank und Verehrung ist der Name dieses Mannes zu nennen: weil er, unbeirrt und unbeirrbar, in dieser unerhellten Gegenwart eine so harte Kärrnerarbeit verrichtet. Sie ist nicht umsonst getan. Die Worte dieses Mannes sind von solcher Kühnheit, daß Sinn und Rhythmus unseres Lebens von ihnen immer wieder neuen Antrieb empfangen müssen.

Hermann Bagusche

16. Februau:

Was immer Kraus vorlesen mag, es wird im eigentlichen Wortsinn unerhört sein ~~— nach dem geistigen Gehalt, in der Sprach- und Sprechkunst~~ . . . .

~~Sein furchtbares~~ Gericht geht all denen unnachsichtlich ans Leben und ans Werk, die an der fortschreitenden Verhäßlichung des Zeitantlitzes durch Druckerschwärze hervorragend mitarbeiten . . . .

Wer innere Größe zu erleben vermag, den muß die reine Inbrunst dieses wehr- und wahrhaften Künstlers ergreifen und aufrütteln . . . . Dieser männliche Geist hat mit der deutschen Sprache Worte und Werke geschaffen, von denen viele dauern werden, solange es eine deutsche Sprache gibt. ~~In deutschen Schrifttum sind solche sprachverliebte Künstler wie Karl Kraus selten.~~ Kaum je aber hat bei uns ein Schriftsteller gelebt, der so tief in sprachliche Wonnen hineingerissen worden wäre und uns so mitgerissen hätte, wie dieser geniale Sprachschöpfer. Er, dem ein Gott zu sagen gab, woran wir lebensgefährlich leiden, ist schon Ungezählten, trotz des gegen ihn angewandten Totschweigeverfahrens, zu einem Erzieher und Befreier geworden . . . .

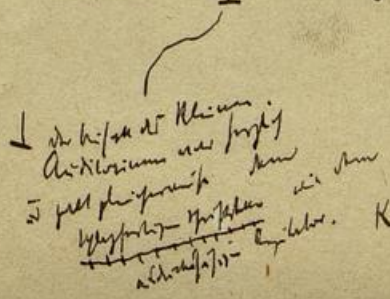
Daß er sie hellhörig machte für die ureigenen Stimmen ihres Menschentums und sie die echten Werte in Kunst und Leben erkennen lehrte, daß er ihnen ein Wegweiser zum Leben im anspruchvollsten Sinne des Wortes wurde, das danken Karl Kraus heute schon viele Männer und Frauen mit dem höchsten Danke, dem der Liebe und Verehrung.

Dr. Theodor Hinderer

Ähnlich am 18. der Vorlesungsbericht.

~~Sachlich war aber nur eine einzige Kritik, aus der unter Weglassung aller lobenden Stellen das folgende zitiert sei:~~

. , . . gehört zu jener Sorte von bequemen Zeitkritikern, die daraus ein Geschäft machen, die ganze Welt hundsmiserabel zu finden, deren Arbeit aber mit der von möglichst vielen Witzeleien durchsetzten Feststellung, daß alle irdischen Zustände erbärmlich schlecht seien, ihren endgiltigen Abschluß finden. Verbesserungsvorschläge werden unterlassen, weil Aufbauen viel schwerer ist als niederreißen .... Daß dabei staatliche und kirchliche Institutionen vor allem als Zielscheibe seiner oft billigen Witze dienen müssen, ist bei einem Kritiker vom Schlage der ‚Fackel' selbstverständlich. Besonders innig aber hat er die Presse in sein kritisches Herz geschlossen, besonders die seiner Heimatstadt . . . .



28.

Volksstimme:

. . . . Aus Alltäglichkeit, Zeitungen, einlaufenden Briefen, Straßengeschrei schöpft dieser Redner, dieser Dichter, dieser Künstler der Sprache ein gewaltiges Werk von selbstverständlichem Spott, der aber durch die Wahrheit der Tatsachen zum entsetzlichen Ernst wird. Wo wir anfänglich noch lachten, erstarrt allmählich unsere Miene zu Scham, einer Zeit anzugehören, die den Anspruch auf Kultur macht, ie aber ihre Kultur gerade ins Gegenteil umsetzt. Alles ist eitel, alles ist Schwindel, alles ist Unwahrheit, Lüge, die Errungenschaften des Wissens verwandeln sich zum Fluch der Menschheit, die Bildung ist im Grunde genommen Unbildung, die Tiefen des Lebens verzerren sich zur grotesken Äußerlichkeit: die Welt der Woche . . . .

Wer dieser Morgenfeier, diesem Gottesdienst des Gedankens, dieser Stunde reiner Kultur, nicht beigewohnt, hat sich selbst an seinem eigenen Geist, so er überhaupt noch einen besitzt, versündigt. Die Gläubigen aber, die erschienen, feierten Karl Kraus; ein neuer Prophet war ihnen erschienen, den sie von Angesicht zu Angesicht schauen durften und mit eigenen Ohren hören konnten. -n.

*

Pfälzische Post:

. . . . Der Besuch war eine Blamage für Mannheim, für dasselbe Mannheim, das auf die Ankündigung des persönlichen Auftretens Frank Wedekinds hereinfiel und bei der Aufführung des »Erdgeist« das Theater bis auf den letzten Platz füllte, weil es eine Sensation erwartete. Goethe kannte das Publikum und nannte es halb kalt und halb roh. Es wußte auch mit Karl Kraus nichts anzufangen . . . . Darüber kann auch der verhältnismäßig riesige Beifall nicht hinwegtäuschen, den der Vortragende namentlich am Ende seiner Vorlesung erhielt . . . . Man konnte den Blick kaum wegwenden von diesem bleichen Gesicht ~~mit den klugen Zügen~~ Und tat man es dennoch, so faszinierte der eindringliche Ton seiner harten Stimme, die bald monoton, bald krächzend, bald melodisch das Ohr gefangen nahm und das Hirn zum Mitdenken zwang und einem beinahe Grauen einflößte . . . . Sein zuckender Mund, die bewegliche Miene und die sprechende Geste bewies nur zu deutlich, daß sein Streben nach Veredlung der Menschen die Triebfeder seiner Kritik an den öffentlichen Zuständen ist, dem er die stärksten Worte und die anschaulichsten Bilder leiht . . . .

*

Pfälzische Rundschau:

Die Karl Kraus-Morgenfeier am gestrigen Vormittag war, was den kläglichen Besuch anbetrifft, eine Blamage für Mannheim, für die wenigen Teilnehmer war die Feier jedoch ein hoher geistiger Genuß . . . . Aus dem Pathos, mit dem er vorträgt, aus dem sich steigernden Stimmaufwand, mit dem er seine Anklagen hinausschleudert, lodert innere Glut, heftigster Ingrimm, überzeugtester Glauben. Eine überaus starke Persönlichkeit zweifellos, deren überragende geistige Überlegenheit sich jedem, der ihn hörte, mitteilte und die sich jedem als ein Charakter von ungewöhnlicher Qualität einprägt. -r.

*

Badische Neueste Nachrichten:

. . . . hat damit seinen Hörern nicht allein eine Stunde heiter-ernster Lebensbetrachtung geschenkt; er hat für sich selbst und sein Werk den unauslöschlich tiefen Eindruck hinterlassen, den starke, eigenartige Menschen erzeugen. H.

*

Heidelberger Neueste Nachrichten, 14. Februar:

. . . . aus der Banalität des Ereignisses löst Kraus den Anlaß, die Zeit neu zu sehen. Er legt die Welt auf den Seziertisch, und ihn ergreift die Scham, auf eine Erdkugel verschlagen worden zu sein, die vor seinen Fußtritten schon längst hätte desertieren müssen . . . . Immerhin, Karl Kraus macht, daß es dennoch eine Lust sein kann, zu leben. Sein Zorn und sein Haß schenken manchen geborstenen Glauben zurück, und das Gelächter, mit dem er uns begnadet, entspringt zwar tiefstem Leiden, aber es ist von solcher Erhabenheit, daß es befreit . . . . Hier steht unsere Zeit ihrer Kleider beraubt und Kraus hat die Stimme, die Ereignisse unter sein Kommando zu stellen . . . . Karl Kraus. Mit Dank und Verehrung ist der Name dieses Mannes zu nennen: weil er, unbeirrt und unbeirrbar, in dieser unerhellten Gegenwart eine so harte Kärrnerarbeit verrichtet. Sie ist nicht umsonst getan. Die Worte dieses Mannes sind von solcher Kühnheit, daß Sinn und Rhythmus unseres Lebens von ihnen immer wieder neuen Antrieb empfangen müssen.

Hermann Bagusche

16. Februau:

. . . . Was immer Kraus vorlesen mag, es wird im eigentlichen Wortsinn unerhört sein . . . . Sein furchtbares Gericht geht all denen unnachsichtlich ans Leben und ans Werk, die an der fortschreitenden Verhäßlichung des Zeitantlitzes durch Druckerschwärze hervorragend mitarbeiten . . . . Wer innere Größe zu erleben vermag, den muß die reine Inbrunst dieses wehr- und wahrhaften Künstlers ergreifen und aufrütteln . . . . Dieser männliche Geist hat mit der deutschen Sprache Worte und Werke geschaffen, von denen viele dauern werden, solange es eine deutsche Sprache gibt. Kaum je aber hat bei uns ein Schriftsteller gelebt, der so tief in sprachliche Wonnen hineingerissen worden wäre und uns so mitgerissen hätte, wie dieser geniale Sprachschöpfer. Er, dem ein Gott zu sagen gab, woran wir lebensgefährlich leiden, ist schon Ungezählten, trotz des gegen ihn angewandten Totschweigeverfahrens, zu einem Erzieher und Befreier geworden . . . . Daß er sie hellhörig machte für die ureigenen Stimmen ihres Menschentums und sie die echten Werte in Kunst und Leben erkennen lehrte, daß er ihnen ein Wegweiser zum Leben im anspruchvollsten Sinne des Wortes wurde, das danken Karl Kraus heute schon viele Männer und Frauen mit dem höchsten Danke, dem der Liebe und Verehrung.

Dr. Theodor Hinderer

Ähnlich am 18. der Vorlesungsbericht.

Neues Mannheimer Volksblatt:

. , . . gehört zu jener Sorte von bequemen Zeitkritikern, die daraus ein Geschäft machen, die ganze Welt hundsmiserabel zu finden, deren Arbeit aber mit der von möglichst vielen Witzeleien durchsetzten Feststellung, daß alle irdischen Zustände erbärmlich schlecht seien, ihren endgiltigen Abschluß finden. Verbesserungsvorschläge werden unterlassen, weil Aufbauen viel schwerer ist als niederreißen.... Daß dabei staatliche und kirchliche Institutionen vor allem als Zielscheibe seiner oft billigen Witze dienen müssen, ist bei einem Kritiker vom Schlage der ‚Fackel' selbstverständlich. Besonders innig aber hat er die Presse in sein kritisches Herz geschlossen, besonders die seiner Heimatstadt . . . . Der Beifall des kleinen Auditoriums war herzlich und galt gleicherweise dem schlagfertigen Schriftsteller wie dem ausdrucksfähigen Rezitator.

K. Hi

H Rez

Ganz so andere in Heidelberg.

Die Neue Züricher Zeitung brachte am 15. Februar einen ~~Vorartikel. In der Kritik (17.)~~ hieß es:

[illegible] und kaum ein Stück ging ohne Beifall vorüber, der sich stellenweise sogar zu ungewöhnlicher Stärke verdichtete. Humoristisches, besser Satirisches — ja, gewiß, das haben auch Andere schon vom Podium aus vorgetragen; aber was hatte das alles zu tun mit dieser Satire, die Dolche und Damaszenerklingen lacht, und die zu Anklagereden eines Weltrichters emporschwillt. Man denke nur an die ungeheure, hinreißende Steigerung in dem Stück »Die Schuldigkeit«, wo der Mühlstein gewissermaßen beschworen wird, daß er seine Schuldigkeit tue.

Furchtbar strafte das Stück »Wahrung berechtigter Interessen«. Zu einem unerhörten, wutbebenden j'accuse gegen die Justiz wird das unter der Feder und aus dem Munde von Karl Kraus. Als wollte er die ganze weiße Kulturmenschheit zerfleischen, so schrillt's und faucht's und tobt's, wenn Kraus von der Behandlnng der Neger in Wien erzählt.

Geradezu harmlos, fast freundlich scherzhaft nimmt sich neben solchen Plaidoyers für die Mißhandelten und Mißachteten eine Attake gegen Maximilian Harden, den Schriftsteller mit der »Desperanto«-Sprache aus, oder Der Traum ein Wiener Leben«, in dem die dichterische Phantasiekraft des Wieners vielleicht am stärksten und einleuchtendsten zum Bewußtsein kam.

Das Schema der Polemica ist vielfach das, daß Kraus erst ganz sachlich Zeitungsmeldungen oder auch Inserate zusammenstellt; schon wie er dies tut, und wie er sie liest, wirkt wie Florettstiche. Dann kommt der Kommentar, erst auf den Ton des Verhöhnens, des Ironisierens gestimmt, dann immer mehr aus dem Einzelfall auf das Allgemeine ausgreifend, bis dann schließlich das Schaffot fertig ist, auf dem die oder jene Institution, der oder jener Moralsatz, die oder jene Geistes- und Seelenverfassung mit dem Pathos des in seinen tfefsten Tiefen verletzten Rechts- und Wahrheitsgefühls hingerichtet wird — ein literarisches Scharfrichtermetier, das Grauen weckt . . .

Karl Kraus stellt alle schauspielerischen Künste in den Dienst seines Vortrags. Ein Wiener Bühnenkünstler erzählte mir vor einiger Zeit, die Schauspieler besuchten die Vortragsabende von Kraus in Wien aus eigenlichem Fachinteresse. Dieser lesende Publizist kann wirklich einen Schauspieler lehren. Die Sprechtechnik ist glänzend; alle Nuancen stehen ihr zu Gebot; Kraus spielt auf ihr mit freier, durch genauestes Studium erworbener Kunst. Diese Kunst ist sicherlich bewundernswert, gerade wie die Beredsamkeit des spärlich angebrachten, aber bis ins letzte genau auf die Wirkung berechneten Akkompagnements der Hände, wie die Haltung des Körpers, die Stellung des Kopfes, die Bewegungen, die über das Gesicht laufen. Aber, offen gestanden: diese ganze Kunst empfand ich doch nur als eine Kunst der Inszenierung; und diese Inszenierung könnte ich mir weit einfacher, innerlicher, diskreter vorstellen, und ich glaube nicht, daß dadurch Wesentliches vom Inhalt des Gelesenen verloren ginge. Im Gegenteil: das innere, seelische Erlebnis, aus dem heraus diese Polemiken und Injektiven und Anklagen geboren und künstlerisch geformt sind, würde wohl ein noch stärkeres Echo beim Hören finden.

Dazu ist zu sagen, daß von einem Besuch der Vortragsabende durch die Wiener Bühnenkünstler hierorts nichts bekannt ist, daß ein solcher ihnen allerdings nichts schaden könnte, daß sie ihn aber unterlassen, weil er ihnen schaden könnte. Ferner ist zu sagen, daß die Kunst des Vortragenden keineswegs durch genauestes Studium erworben ist. Der Vortragende hat nie irgendetwas studiert. Weder ~~auf der Universität~~ — man lasse sich durch die Inskription nicht täuschen — noch bei Strakosch. Er hat nie irgendwelche Vorbereitungen für die Vorträge oder für einen Vortrag getroffen, nie eine Sache, die er vorlesen wollte, zuhause durchgeprobt ~~oder auch nur laut durchgelesen~~. Er hat nie »Stimmübungen« gemacht. Er wollte sich lieber umbringen, ehe er dem Kehlkopf zu irgendetwas zuredete, was dem Kopf ohnedies gelungen ist. Er hat das Akkompagnement der Hände hie

die Wirkung berechnet. Nie weiß seine Rechte vorher, was die Linke tun wird, und er weiß es von keiner. Er weiß nur nachträglich immer, daß er jedesmal anders liest. Was er aber nicht weiß und worüber er staunt, das ist die Möglichkeit, daß in einem und demselben Hörer zugleich der Eindruck von einem Weltgericht und von einer Bespelung entstehen kann.

29

Ganz so andere in Heidelberg.

Die ‚Neue Züricher Zeitung' brachte am 15. Februar ein Vorwort und am 17. einen Artikel, in dem es hieß:

— — — und kaum ein Stück ging ohne Beifall vorüber, der sich stellenweise sogar zu ungewöhnlicher Stärke verdichtete. — — — Humoristisches, besser Satirisches — ja, gewiß, das haben auch Andere schon vom Podium aus vorgetragen; aber was hatte das alles zu tun mit dieser Satire, die Dolche und Damaszenerklingen lacht, und die zu Anklagereden eines Weltrichters emporschwillt. Man denke nur an die ungeheure, hinreißende Steigerung in dem Stück »Die Schuldigkeit«, wo der Mühlstein gewissermaßen beschworen wird, daß er seine Schuldigkeit tue. — — — Furchtbar strafte das Stück »Wahrung berechtigter Interessen«. — — Zu einem unerhörten, wutbebenden j'accuse gegen die Justiz wird das unter der Feder und aus dem Munde von Karl Kraus. — — Als wollte er die ganze weiße Kulturmenschheit zerfleischen, so schrillt's und faucht's und tobt's, wenn Kraus von der Behandlung der Neger in Wien erzählt. Geradezu harmlos, fast freundlich-scherzhaft nimmt sich neben solchen Plaidoyers für die Mißhandelten und Mißachteten eine Attake gegen Maximilian Harden, den Schriftsteller mit der »Desperanto«-Sprache aus, oder »Der Traum ein Wiener Leben«, in dem die dichterische Phantasiekraft des Wieners vielleicht am stärksten und einleuchtendsten zum Bewußtsein kam. Das Schema der Polemica ist vielfach das, daß Kraus erst ganz sachlich Zeitungsmeldungen oder auch Inserate zusammenstellt; schon wie er dies tut, und wie er sie liest, wirkt wie Florettstiche. Dann kommt der Kommentar, erst auf den Ton des Verhöhnens, des Ironisierens gestimmt, dann immer mehr aus dem Einzelfall auf das Allgemeine ausgreifend, bis dann schließlich das Schaffot fertig ist, auf dem die oder jene Institution, der oder jener Moralsatz, die oder jene Geistes- und Seelenverfassung mit dem Pathos des in seinen tiefsten Tiefen verletzten Rechts- und Wahrheitsgefühls hingerichtet wird — ein literarisches Scharfrichtermetier, das Grauen weckt . . .

Karl Kraus stellt alle schauspielerischen Künste in den Dienst seines Vortrags. Ein Wiener Bühnenkünstler erzählte mir vor einiger Zeit, die Schauspieler besuchten die Vortragsabende von Kraus in Wien aus eigentlichem Fachinteresse. Dieser lesende Publizist kann wirklich einen Schauspieler lehren. Die Sprechtechnik ist glänzend; alle Nuancen stehen ihr zu Gebot; Kraus spielt auf ihr mit freier, durch genauestes Studium erworbener Kunst. Diese Kunst ist sicherlich bewundernswert, gerade wie die Beredsamkeit des spärlich angebrachten, aber bis ins letzte genau auf die Wirkung berechneten Akkompagnements der Hände, wie die Haltung des Körpers, die Stellung des Kopfes, die Bewegungen, die über das Gesicht laufen. Aber, offen gestanden: diese ganze Kunst empfand ich doch nur als eine Kunst der Inszenierung; und diese Inszenierung könnte ich mir weit einfacher, innerlicher, diskreter vorstellen, und ich glaube nicht, daß dadurch Wesentliches vom Inhalt des Gelesenen verloren ginge. Im Gegenteil: das innere, seelische Erlebnis, aus dem heraus diese Polemiken und Injektiven und Anklagen geboren und künstlerisch geformt sind, würde wohl ein noch stärkeres Echo beim Hören finden.

Dazu ist zu sagen, daß von einem Besuch der Vortragsabende durch die Wiener Bühnenkünstler hierorts nichts bekannt ist; daß ein solcher ihnen allerdings nichts schaden könnte, daß sie ihn aber unterlassen, weil er ihnen schaden könnte. Ferner ist zu sagen, daß die Kunst des Vortragenden keineswegs durch genauestes Studium erworben ist. Der Vortragende hat nie irgendetwas studiert. Weder auf der Universität — man lasse sich durch die Inskription nicht täuschen — noch bei Strakosch. Er hat nie irgendwelche Vorbereitungen für die Vorträge oder für einen Vortrag getroffen, nie eine Sache, die er vorlesen wollte, zuhause durchgeprobt. Er hat nie »Stimmübungen« gemacht. Er wollte sich lieber umbringen, ehe er dem Kehlkopf zu irgendetwas zuredete, was dem Kopf ohnedies gelungen ist. Diesen hat er nur in eine Stellung gerückt. Nie hat er das Akkompagnement der Hände auf die Wirkung berechnet. Nie weiß seine rechte vorher, was die linke tun wird, und er selbst weiß es von keiner. Er weiß nur nachträglich immer, daß er jedesmal anders liest. Was er aber nicht weiß und worüber er staunt, das ist die Möglichkeit, daß in einem und demselben Hörer zugleich der Eindruck von einem Weltgericht und von einer Inszenierung entstehen kann.

Chronique Zurichoise:

La septième soirée du Cercle littéraire de Hottingen a été une déception pour beaucoup de gens. M. Karl Kraus, l'humoriste viennois qui rédige seul une petite feuille satirique, Le Flambeau, a lu quelques pages de ses œuvres. On a sans doute beaucoup ri et fort applaudi M. Karl Kraus, car il est un diseur émérite qui mime positivement chaque trait de ses propos. Mais ce qui a frappé c'est la pauvreté du fond. Ces articles sont amusants à lire en prenant son café et en fumant un cigare: alors on peut se divertir des coq-à-l'âne et excentricités qui les émaillent. Mais entendre cela pendant deux heures a été au-dessus de la patience de bien de ses auditeurs zurichois. Dire qu'en Allemagne il y a des gens qui comparent Kraus à Swift ou à Thackeray!

A. G.

30

Chronique Zurichoise

La septième soirée du Cercle littéraire de Hottingen a été une déception pour beaucoup de gens. M. Karl Kraus, l'humoriste viennois qui rédige seul une petite feuille satirique, Le Flambeau, a lu quelques pages de ses œuvres. On a sans doute beaucoup ri et fort applaudi M. Karl Kraus, car il est un diseur émérite qui mime positivement chaque trait de ses propos. Mais ce qui a frappé c'est la pauvreté du fond. Ces articles sont amusants à lire en prenant son café et en fumant un cigare: alors on peut se divertir des coq-à-l'âne et excentricités qui les émaillent. Mais entendre cela pendant deux heures a été au-dessus de la patience de bien de ses auditeurs zurichois. Dire qu'en Allemagne il y a des gens qui comparent Kraus à Swift ou à Thackeray!

A. G.

× × ×

Ich bitte zu glauben, daß ich fast alles, was über mich geschrieben wird, so lese, wie wenn die Landkarte größer wäre als die Welt. Ich hebe es nur auf, weil diese sonderbare Kartographie, die heutige Landplage des Geistes, in meinem Fall zwar besonders üblich, besonders charakteristisch ist, aber in keiner Sammlung außer in der meinigen ~~sonst~~ bewahrt wird. Mir ist es nicht um das was erscheint, sondern um die Erscheinung zu tun, und ich wollte, es erschiene nichts, um mir die Feststellung zu ersparen. Aber es ist wichtig, jeweils den Stand der Meinung zu notifizieren, zumal da solche Äußerungen weniger mich, ihren Urheber, als ihre zufälligen Träger bezeichnen, das ist: die ganz eigentümliche feminine Eignung des in den modernen Journalismus eingespannten Gemüts, das plötzlich vor mir und für mich Anschauungen bekennt, denen es nie im Leben standhalten könnte. Mir wird es zum Ekel, wie hier die neuen Worte auf der Oberfläche fremder Gedanken schwimmen und wenn ich sehe, wie schließlich annähernd die gleiche Begeisterungsmünze jene für einander selbst in Umlauf setzen. Jeder Verlagsprospekt, der Kritiken oder Waschzettel enthält, macht jetzt den Anspruch, als ob der Kosmos sich erst in der heutigen Literatur wiedererkennen dürfe, denn einen solchen Pofel kann es heute gar nicht geben, daß ihm nicht mindestens etwas ›Kosmisches‹ nachgesagt würde. Ich kann beiweitem nicht so gut schreiben wie meine Kritiker, die immer, wenn sie über mich schreiben, von mir schreiben, das Kompliment mögen sie hinnehmen, wenn sie nicht daran ersticken. Aber ich sehe, daß auch geringere Kräfte als die meinen sie in Wallung bringen können, und des lyrischen Unflats, der sich heute durch die kritischen Spalten wälzt, ist kein Ende. Was ist nur den Kaufleuten, die in Deutschland Verlagsgeschäfte betreiben, in den Sinn gekommen, daß sie ihre kritischen Rubriken anstatt an schlichte Idioten an behende Wortfänger vergeben haben? Ich halte es mit solchen, denen in Leipzig ›neue Ausdrucksformen‹ nachgerühmt werden, so, daß ich sie mir drei Schritte vom Leib halte; denn sie sind sicher identisch mit jenen, die es sagen. Ich weiß, daß jeder, der heute eine Rezension schreibt, ein Gedicht machen kann, und umgekehrt. Es ist alles ins Maßlose getriebener Dreck, der sein Talent von der Zeit erhält, dieser scheinbarsten Schöpferin. Es gibt einen Peter Altenberg und es gibt eine Lasker-Schüler, Kräfte, die mit den Sonderbarkeiten, die der weibliche Zusatz bedingt, eben jenes Scheinmenschentum in der Literatur angeregt haben, das nur aus dem Minus schafft. Man stoße es rechtzeitig aus dem Kosmos in die Druckerschwärze, in der es irgendeinmal aus sozialer Notwendigkeit untergehen wird. Wenn ich jetzt lese: ›Der Stimmen des Meeres, der Worte unserer Welt sind mehr, seit er sein Buch schrieb‹, und es gilt Herrn Schickele, und wenn ~~mir~~ versichert wird, daß Herr Brod die Lilien auf dem Feld kleidet, so kann ich nur hoffen, daß ein Planet, auf dem sich die Dinge so ansehen lassen, bald in die Stampfe kommt.

* * *

Ich bitte zu glauben, daß ich fast alles, was über mich geschrieben wird, so lese, wie wenn die Landkarte größer wäre als die Welt. Ich hebe es nur auf, weil diese sonderbare Kartographie, die heutige Landplage des Geistes, in meinem Fall zwar besonders üblich, besonders charakteristisch ist, aber in keiner Sammlung außer in der meinigen bewahrt wird. Mir ist es nicht um das was erscheint, sondern um die Erscheinung zu tun, und ich wollte, es erschiene nichts, um mir die Feststellung zu ersparen. Aber es ist wichtig, jeweils den Stand der Meinung oder Verzückung zu notifizieren, zumal da solche Äußerungen weniger mich, ihren Urheber, als ihre zufälligen Träger bezeichnen, das ist: die ganz eigentümliche feminine Eignung des in den modernen Journalismus eingespannten Gemüts, das plötzlich vor mir und für mich Anschauungen bekennt, denen es nie im Leben standhalten könnte und dürfte. Mir wird es zum Ekel, wie hier die neuen Worte auf der Oberfläche fremder Gedanken schwimmen und wenn ich sehe, wie schließlich annähernd die gleiche Begeisterungsmünze jene für einander selbst in Umlauf setzen. Jeder Verlagsprospekt, der Kritiken oder Waschzettel enthält, macht jetzt den Anspruch, als ob der Kosmos sich erst in der heutigen Literatur wiedererkennen dürfe, denn einen solchen Pofel kann es ~~heute~~ gar nicht geben, daß ihm nicht mindestens etwas »Kosmisches« nachgesagt würde. Ich kann beiweitem nicht so gut schreiben wie meine Kritiker, die immer, wenn sie über mich schreiben, von mir schreiben, das Kompliment mögen sie hinnehmen, wenn sie es nicht vorziehen, daran zu ersticken. Aber ich sehe, daß auch geringere Kräfte als die meinen sie in Wallung bringen können, und des lyristischen Unflats, der sich heute durch die kritischen Spalten wälzt, ist kein Ende. Was ist nur den Kaufleuten, die in Deutschland Verlagsgeschäfte betreiben, in den Sinn gekommen, daß sie ihre kritischen Rubriken anstatt an schlichte Idioten an behende Wortfänger vergeben haben? Ich halte es mit solchen, denen in Leipzig »neue Ausdrucksformen« nachgerühmt werden, so, daß ich sie mir drei Schritte vom Leib halte; denn sie sind sicher identisch mit jenen, die es sagen. Ich weiß, daß jeder, der heute eine Rezension schreibt, ein Gedicht machen kann, und umgekehrt. Es ist gehupft wie gesprungen, geurteilt wie gesucht. Es ist alles ins Maßlose getriebener Dreck, der sein Talent von der Zeit erhält, ~~dieser~~ scheinbarsten Schöpferin. Es gibt einen Peter Altenberg und es gibt eine Lasker-Schüler, Kräfte, die mit den Sonderbarkeiten, die der weibliche Zusatz bedingt, eben jenes Scheinmenschentum in der Literatur angeregt haben, das nur aus dem Minus schafft. Man stoße es rechtzeitig aus dem Kosmos in die Druckerschwärze, in der es doch irgendeinmal aus sozialer Notwendigkeit untergehen wird. Wenn ich jetzt lese: »Der Stimmen des Meeres, der Werte unserer Welt sind mehr, seit er sein Buch schrieb«, und es gilt Herrn Schickele, und wenn versichert wird, daß Herr Brod die Lilien auf dem Feld ~~kleidet~~ so kann ich nur hoffen, daß ein Planet, auf dem sich die Dinge so ansehen ~~lassen~~ bald in die Stampfe kommt.

V ~~und~~ Es sind lauter Lyrikaster,
die sich jeweils erst
für das Genre entscheiden,
~~[illegible]~~
~~[illegible]~~ während ob sie lieben oder
hassen ~~[illegible]~~ sollen, nicht
einmal sie selbst
entscheiden, sondern die
Persönlichkeit, die es
angeht.

31.

* * *

Ich bitte zu glauben, daß ich fast alles, was über mich geschrieben wird, so lese, wie wenn die Landkarte größer wäre als die Welt. Ich hebe es nur auf, weil diese sonderbare Kartographie, die heutige Landplage des Geistes, in meinem Fall zwar besonders üblich, besonders charakteristisch ist, aber in keiner Sammlung außer in der meinigen bewahrt wird. Mir ist es nicht um das was erscheint, sondern um die Erscheinung zu tun, und ich wollte, es erschiene nichts, um mir die Feststellung zu ersparen. Aber es ist wichtig, jeweils den Stand der Meinung oder Verzückung zu notifizieren, zumal da solche Äußerungen weniger mich, ihren Urheber, als ihre zufälligen Träger bezeichnen, das ist: die ganz eigentümliche feminine Eignung des in den modernen Journalismus eingespannten Gemüts, das plötzlich vor mir und für mich Anschauungen bekennt, denen es nie im Leben standhalten könnte und dürfte. Mir wird es zum Ekel, wie hier die neuen Worte auf der Oberfläche fremder Gedanken schwimmen und wenn ich sehe, wie schließlich annähernd die gleiche Begeisterungsmünze jene für einander selbst in Umlauf setzen. Jeder Verlagsprospekt, der Kritiken oder Waschzettel enthält, macht jetzt den Anspruch, als ob der Kosmos sich erst in der heutigen Literatur wiedererkennen dürfe, denn einen solchen Pofel kann es gar nicht geben, daß ihm nicht mindestens etwas ›Kosmisches‹ nachgesagt würde. Ich kann beiweitem nicht so gut schreiben wie meine Kritiker, die immer, wenn sie über mich schreiben, von mir schreiben, das Kompliment mögen sie hinnehmen, wenn sie es nicht vorziehen, daran zu ersticken. Aber ich sehe, daß auch geringere Kräfte als die meinen sie in Wallung bringen können, und des lyristischen Unflats, der sich heute durch die kritischen Spalten wälzt, ist kein Ende. Was ist nur den Kaufleuten, die in Deutschland Verlagsgeschäfte betreiben, in den Sinn gekommen, daß sie ihre kritischen Rubriken anstatt an schlichte Idioten an behende Wortfänger vergeben haben? Ich halte es mit solchen, denen in Leipzig ›neue Ausdrucksformen‹ nachgerühmt werden, so, daß ich sie mir drei Schritte vom Leib halte; denn sie sind sicher identisch mit jenen, die es sagen. Ich weiß, daß jeder, der heute eine Rezension schreibt, einGedicht machen kann, und umgekehrt. Es ist gehupft wie gesprungen, geurteilt wie gefühlt. Es sind lauter Lyrikaster, die sich jeweils erst für das Genre entscheiden, während ob sie lieben oder hassen sollen, nicht einmal sie selbst entscheiden, sondern die Persönlichkeit, die es angeht. Es ist ~~aber~~ alles ins Maßlose getriebener Dreck, der sein Talent von der Zeit erhält, dieser scheinbarsten Schöpferin. Es gibt einen Peter Altenberg und es gibt eine Lasker-Schüler, Kräfte, die mit den Sonderbarkeiten, die der weibliche Zusatz bedingt, eben jenes Scheinmenschentum in der Literatur angeregt haben, das nur aus dem Minus schafft. Man stoße es rechtzeitig aus dem Kosmos in die Druckerschwärze, in der es doch irgendeinmal aus sozialer Notwendigkeit untergehen wird. Wenn ich jetzt lese: ›Der Stimmen des Meeres, der Werte unserer Welt sind mehr, seit er sein Buch schrieb‹, und es gilt Herrn Schickele, und wenn versichert wird, daß Herr Brod die Lilien auf dem Felde wachsen läßt, so kann ich nur hoffen, daß ein Planet, auf dem sich die Dinge so ansehen, bald in die Stampfe kommt.

* * *

Mit dem vorliegenden Heft wird das Quartal, das nur fünf Nummern enthält, und somit der Jahrgang abgeschlossen. Es ist das letzte Heft des fünfzehnten Jahrgangs und bis zum 31. März dem Tage, da vor fünfzehn Jahren das erste Heft der Fackel erschienen ist, wird kein weiteres erscheinen. Das nächste Quartal wird gleichfalls nur fünf Nummern umfassen, die in drei Heften erscheinen dürften. Nach der 400. Nummer wird im Erscheinen der Fackel voraussichtlich eine größere Pause eintreten, die der Korrektur der immer wieder vorzeitig angezeigten und der vorbereitung weiterer Bücher gewidmet sein wird. Bei einem ununterbrochenen Fortgang der seit Jahren immer wachsenden und intensiveren Arbeit wäre an eine Herausgabe der Bücher — das gesamte Material dürfte wohl zwölf neue Bände ergeben — überhaupt nicht mehr zu denken. Dabei wird natürlich nur die Dringlichkeit der Fertigstellung und nicht einer Verbreitung durch den Buchhandel berücksichtigt. Die Drucklegung wird ausschließlich durch die Druckerei erfolgen, in der die Fackel entsteht, was dem künftigen Verleger genehm sein muß und angenehm sein kann. Über die Wahl eines solchen, falls überhaupt einer in Betracht kommt, wird zu gelegener Zeit einiges gesagt werden.

104

Mit diesem Heft werden das Quartal und der Jahrgang abgeschlossen. Am 1. April bezw. 31. März 1899 ist das erste Heft der Fackel erschienen und das vorliegende ist somit das letzte Heft des ~~fünfzehnten~~ Jahrganges. Das nächste Quartal wird nur drei Nummern umfassen, die in zwei oder drei Heften herauskommen dürften. Nach der 400. Nummer, die den 50. Band abschließt, wird im Erscheinen der Fackel voraussichtlich eine größere Pause eintreten, die der Korrektur der immer wieder voreilig angezeigten und der ~~Zusammenstellung~~ weiterer Bücher gewidmet sein wird. Bei einem ununterbrochenen Fortgang der seit Jahren stets wachsenden und intensiveren Arbeit wäre an eine Herausgabe der Bücher — das gesamte Material dürfte wohl zwölf neue Bände ergeben — überhaupt nicht mehr zu denken.* Dabei wird natürlich nur die Dringlichkeit der Fertigstellung und nicht ~~eine~~ Verbreitung durch den Buchhandel berücksichtigt. Die Drucklegung wird ausschließlich durch die Druckerei erfolgen, in der die Fackel entsteht, was dem künftigen Verleger genehm sein muß und angenehm sein kann. Über die Wahl eines solchen, falls überhaupt einer in Betracht kommt, wird zu gelegener Zeit einiges gesagt werden.

In Künstlerkreisen verlautet

— eine Wendung, die nichts Gutes ahnen läßt —, daß mit Herrn Paul Eger in Darmstadt Unterhandlungen wegen Übernahme der Burgtheaterdirektion geführt worden seien. Herr Eger ist noch sehr jung. Als er geboren wurde, drehten sich bereits einige alte Burgschauspieler im Grabe um. Als ich in die achte Gymnasialklasse ging, war er in der ersten, ein Umstand, der mich zeitlebens hindern wird, an seine Befähigung zur Burgtheaterdirektion zu glauben. Das sind Vorurteile, die ich in Ehren halte. Ich war damals schon ein gründlicher Burgtheaterkenner und wer mir gesagt hätte, daß der Knirps da in nicht allzu ferner Zeit berufen sein werde, die Direktion zu übernehmen, dem hätte ich ins Gesicht gelacht. Allerdings könnte man einwenden, daß gerade ein Vertreter der Generation, die sich fürs Theater zu interessieren begann, als Herr Gerasch heranreifte und Herr Frank auf der Höhe seiner künstlerischen Kraft stand, der Mann sein könnte, das heutige Burgtheater zum Siege zu führen. Denn jeder hätte Lust es zugrunde zu richten, der das frühere gekannt hat. Trotzdem wär mir die Berufung des Herrn Eger — denn ich glaube, daß noch ein alter Logenschließer da ist, der von verschwundener Pracht zeugt, daß der Frisch-Wassermann auf der Galerie, der auch Frornes und Lemonad hat, noch derselbe ist, und daß auch eine Abortfrau lebt, die noch bessere Zeiten gesehen hat. Solange zumal diese am Ruder ist, hat der genius loci noch nicht völlig abgedankt und es müßte erst die Pensionierung dieser letzten Hüterin der Burgtheatertradition vollzogen sein, ehe man den Herrn Eger hineinläßt. Daß er Intendant in Darmstadt geworden ist, ist ohnehin eine hübsche Karriere für einen ~~strebsamen~~ jungen Mann aus gutem Wiener Hause. Herr Bahr, der seit Olbrichs Tagen dort einen Stein im Schachbrett soll ihn mitgenommen haben, als er beim Großherzog in Darmstadt zu tun hatte. Nun verlautet aber zum Glück in Burgtheaterkreisen, daß sich die Verhandlungen mit Herrn Eger — ich hätte nie geglaubt, daß die Welt noch Verhandlungen mit Herrn Eger erleben werde — zerschlagen hätten. Das ist gut so. Man soll solche Verhandlungen zerschlagen, daß von ihnen nichts übrig bleibt und wenn sie's von selbst tun, umso besser. Da man sich aber bei dieser Gelegenheit gleich auch an Herrn Bahr erinnerte, so verlautet in Künstlerkreisen, daß die Verhandlungen nunmehr mit ihm angeknüpft werden. Herr Bahr veröffentlichte infolgedessen in einem katholischen Blatt einen Aufsatz, in welchem er aus innerstem Herzen gestand, daß er gern eine Messe anhöre. Zwar hatte dies niemand vom lieben Gott anders erwartet, aber es schadete nichts, wenn er noch das Bekenntnis als Fleißaufgabe draufgab. Die Verhandlungen mit Eger sollen an der plötzlich zutage getretenen Konfessionslosigkeit Bewerbers gescheitert sein, an jenem geordneten, aber unerzeihlichen Zustand, in dem sich Soll und Haben so ziemlich die Wage halten. Anders Bahr. Wo andere zögern, bietet er eher zu viel an Konfession, und er hätte darum die Fähigkeit, gleich beide Hoftheaterdirektionsposten auf einmal zu bekleiden. Interessant ist ge-

wiß, daß das Amt des Burgtheaterdirektors immer die suggestive Macht hatte, die innersten Herzensvorgänge der Bewerber zum Ausdruck zu bringen. Massenübertritte zum Katholizismus finden statt, wenn eine Burgtheaterdirektion wackelt, und was die Kirche in den letzten Jahren durch die Los von Rom-Bewegung verloren hat, ist ihr durch die Werbekraft jenes Postens reichlich hereingebracht worden. Als Brahm die Taufe nahm, wußte man noch nicht, daß seine, erst aber † Schlenthers Tage gezählt seien. Es sind damals gewiß allerorten Priester damit beschäftigt gewesen, Literaten und Redakteure in das andere Testament einzuführen. Da aber der Gläubige viele sind und nur einer Burgtheaterdirektor werden kann, so ziehen die andern mit langer Nase ab und sagen: »Jetzt hab ich mich umsonst getauft!« Da man aber nicht wissen kann, wozu es gut ist, so bleiben sie schon dabei. Eger hat es in diesem Punkte fehlen lassen; viele dürften es jetzt wieder sein, die sich mit Eifer in einen ungewohnten Glauben stürzen. Was hat freilich diese Strapaze mit dem Urchristentum eines Bahr zu schaffen, ~~und seine Beweglichkeit einfach~~ hervorgeholt, wenn er es braucht? Wenn er bisher nicht in die Messe gegangen ist, so war seine Geburt nicht daran schuld, sondern sein schlechter Umgang und er hat immer heimlich gewußt, daß es sich gehört, in die Messe zu gehen. Als Vizepräsident der Concordia, als Kritiker des Deutschen Volkstheaters, als Regisseur bei Reinhardt, als Lieferant für Gabor Steiner hat er einfach nicht die Zeit gefunden, das zu tun, was ihm Herzensbedürfnis war. Ursprünglich dem Journalistenberuf bestimmt, widmete er sich auf Anregung des Stefan Großmann der Heiligkeit und er mußte erst der liebe Gott selbst werden, ehe er erkannte, daß es doch besser sei einer Messe als einer Premiere beizuwohnen. Besonders zu dem Zwecke, um einer Premiere in der Direktionsloge beizuwohnen. Weil es dem wahren Christentum aber mehr auf das Gefühl als auf die Gebärde ankommt, so siegt der Glaube an die Heiligkeit des Herrn Bahr über den Zweifel, daß er auch jetzt einer Messe beigewohnt hat. Er könnte ihr sicher beigewohnt haben und nur darauf kommt es an, daß er wirklich überzeugt ist, das Burgtheater sei schon seine Messe wert und daß es noch immer maßgebende Kreise gibt, die da glauben, eine Messe sei die Burgtheaterdirektion wert. Und so könnte es denn wirklich geschehen, daß ein durch alle Gesinnungen, Schiebungen und Betrachtungen wachsender Vollbart berufen wäre, leere Häuser zu füllen, und daß, was in Künstlerkreisen verlautet, einmal zur traurigen Wahrheit wird.

In Künstlerkreisen verlautet

— eine Wendung, die nichts Gutes ahnen läßt —, daß mit Herrn Paul Eger in Darmstadt Unterhandlun en wegen Übernahme der Burgtheaterdirektion geführt worden seien. Herr Eger ist noch sehr jung. Als er geboren wurde, drehten sich bereits einige alte Burgschauspieler im Grabe um. Als ich in die achte Gymnasialklasse ging, war er in der ersten, ein Umstand, der mich zeitlebens hindern wird, an seine Befähigung zur Burgtheaterdirektion zu glauben. Das sind Vorurteile, die ich in Ehren halte. Ich war damals schon ein gründlicher Burgtheaterkenner und wer mir gesagt hätte, daß der Knirps da in nicht allzu ferner Zeit berufen sein werde, die Direktion zu übernehmen, dem hätte ich ins Gesicht gelacht. Allerdings könnte man einwenden, daß gerade ein Vertreter der Generation, die sich fürs Theater zu interessieren begann, als Herr Gerasch heranreifte und Herr Frank auf der Höhe seiner künstlerischen Kraft stand, der Mann sein könnte, das heutige Burgtheater zum Siege zu führen. Denn jeder hätte Lust es zugrunde zu richten, der das frühere gekannt hat. Trotzdem wäre mir die Berufung des Herrn Eger peinlich. Denn ich glaube, daß noch ein alter Logenschließer da ist, der von verschwundener Pracht zeugt, daß der Frisch-Wassermann auf der Galerie, der auch Frornes und Lemrnad hat, noch derselbe ist, und daß auch eine Abortfrau lebt, die noch bessere Zeiten gesehen hat. Solange zumal diese am Ruder ist, hat der genius loci noch nicht völlig abgedankt und es müßte erst die Pensionierung dieser letzten Hüterin der Burgtheatertradition vollzogen sein, ehe man den Herrn Eger hineinläßt. Daß er Intendant in Darmstadt geworden ist, ist ohnehin eine hübsche Karriere für einen ordentlichen jungen Menschen aus gutem Wiener Hause. Herr Bahr, der seit Olbrichs Tagen dort einen Stein im Schachbrett hat, soll ihn mitgenommen haben, als er gerade beim Großherzog in Darmstadt zu tun hatte. Nun verlautet aber zum Glück in Künstlerkreisen, daß sich die Verhandlungen mit Herrn Eger — ich hätte nie geglaubt, daß die Welt noch Verhandlungen mit Herrn Eger erleben werde — zerschlagen hätten. Das ist gut so. Man soll solche Verhandlungen zerschlagen, daß von ihnen nichts übrig bleibt, und wenn sie's von selbst tun, umso besser. Da man sich aber bei dieser Gelegenheit gleich auch an Herrn Bahr erinnerte, so verlautet in Künstlerkreisen, daß die Verhandlungen nunmehr mit ihm angeknüpft worden seien. Herr Bahr veröffentlichte infolgedessen in einem katholischen Blatt einen Aufsatz, in welchem er aus innerstem Herzen vom gestand, daß er gern eine Messe anhöre. Zwar hatte dies niemand lieben Gott anders erwartet, aber es schadete nichts, wenn er noch das Bekenntnis als Fleißaufgabe draufgab. Die Verhandlungen mit Eger sollen an der plötzlich zutage getretenen Konfessionslosigkeit Bewerbers gescheitert sein, an jenem geordneten, aber unergibigen Zustand, in dem sich Soll und Haben so ziemlich die Wage halten. Anders Bahr. Wo andere zögern, bietet er eher zu viel an Konfession, und er hätte darum die Fähigkeit, gleich beide Hof-

theaterdirektionsposten auf einmal zu bekleiden. Interessant ist gewiß, daß das Amt des Burgtheaterdirektors immer die suggestive Macht hatte, die innersten Herzensvorgänge der Bewerber zum Ausdruck zu bringen. Massenübertritte zum Katholizismus finden statt, wenn eine Burgtheaterdirektion wackelt, und was die Kirche in den letzten Jahren durch die Los von Rom-Bewegung verloren hat, ist ihr durch die Werbekraft jenes Postens reichlich hereingebracht worden. Als Brahm die Taufe nahm, wußte man noch nicht, daß seine, wohl aber, daß Schlenthers Tage gezählt seien. Es sind damals gewiß allerorten Priester damit beschäftigt gewesen, Literaten und Redakteure in das andere Testament einzuführen. Da aber der Gläubigen viele sind und immer nur einer Burgtheaterdirektor werden kann, so ziehen die andern mit langer Nase ab und sagen: »Jetzt hab ich mich umsonst getauft!« Da man aber nicht wissen kann, wozu es gut ist, so bleiben sie schon dabei. Eger hat es in diesem Punkte fehlen lassen; viele dürften jetzt wieder sein, die sich mit Eifer in einen ungewohnten Glauben stürzen. Was hat freilich diese Strapaze mit dem Urchristentum eines Bahr zu schaffen, das er vermöge seiner Platzkenntnis hervorholt, wenn er es braucht? Wenn er bisher nicht in die Messe gegangen ist, so war seine Geburt nicht daran schuld, sondern sein Umgang, und er hat immer heimlich gewußt, daß es sich gehört, in die Messe zu gehen. Sicher geht er jetzt auch zur Beichte, um aufzuklären, warum er früher nicht in die Messe gegangen ist, und sich zu erleichtern. Als Vizepräsident der Concordia, als Kritiker des Deutschen Volkstheaters, als Regisseur bei Reinhardt, als Literarat für Gabor Steiner hat er einfach nicht die Zeit gefunden, das zu tun, was ihm Herzensbedürfnis war. Ursprünglich dem Journalistenberuf bestimmt, widmete er sich auf Anregung des Stefan Großmann der Heiligkeit und er mußte erst der liebe Gott selbst werden, ~~phd~~ er erkannte, daß es doch besser sei einer Messe als einer Premiere beizuwohnen. Besonders zu dem Zwecke, um einer Premiere in der Direktionsloge beiwohnen zu können. Weil es aber dem wahren Christentum mehr auf das Gefühl als auf die Gebärde ankommt, so siegt der Glaube an die Heiligkeit des Herrn Bahr über den Zweifel, ob er auch jetzt einer Messe beigewohnt hat. Er könnte ihr sicher beigewohnt haben und nur darauf kommt es an. Nur darauf, daß er wirklich überzeugt ist, das Burgtheater sei schon seine Messe wert und daß es noch immer maßgebende Kreise gibt, die da glauben, eine Messe sei eine Burgtheaterdirektion wert. Und so könnte es denn wirklich geschehen, daß ein durch alle Gesinnungen, Schiebungen und Entwicklungen wachsender Vollbart berufen wäre, leere Häuser zu füllen, und daß, was in Künstlerkreisen verlautet, einmal zur traurigen Wahrheit wird. Amen.

Ein Sonderling.

In Prag erschien die folgende Nachricht:

.... Die nächste Schauspielnovität ist Emil Faktors »Die Temperierten«. Der Autor, der sein Lustspiel als eine »Auseinandersetzung« bezeichnet, hat unserer Bühne die Uraufführung überlassen, da ihm seine Stellung als Schauspielreferent in Berlin die Aufführung in der Reichshauptstadt verbietet.

In Wien ist man ein Faktor, wenn man anders vorgeht. In Wien ermöglicht einem die Stellung als Schauspielreferent erst die Aufführung ~~in der Reichshauptstadt~~.

In Wien, am Samstag, im Mittelgang des Burgtheaters und des Volkstheaters ~~hielten~~ sie sich die Seiten vor Lachen. In Wien wird überhaupt nichts anderes mehr aufgeführt als Stücke von ~~Rezensenten~~. In Wien hielten sie es für inkompatibel ~~und~~ ihrer journalistischen Stellung, das Stück eines Nicht-Schmocks zur Aufführung zuzulassen. In Wien sind sie anständig genug, wenn sie nicht jeweils über ihre eigene Premiere schreiben, sondern einen Kollegen mit ihrer Stellvertretung betrauen. Wird das Unterläufel aufgeführt, so referiert das Oberschlieferl. ~~Von~~ dem Auge des Publikums vollzieht sich der Turnus der Gewinnsucht. Sie erstrecken sich nicht einmal hinter Pseudonyme. Würde die Premiere des Salten von einem Geyerhahn gepriesen werden und die des Geyer von einem ~~Selig~~mann, man könnte sagen: schön ist es ja nicht, daß Journalisten ihre Stücke anbringen, aber die Kritiken sind wenigstens von andern geschrieben, deren Namen man noch nicht gelesen hat. Nein, unter der Kritik von heute steht der Name, der morgen auf dem Theaterzettel stehen wird, und der heute auf dem Theaterzettel war, ist morgen unter der Kritik. Und unter aller Kritik ist, was auf allen Theaterzetteln ist. Der letzte Sabbath aber wurde in einer Art geheiligt, die selbst der strengste Ritus im Verkehr zwischen Theater und Redaktion bisher nicht verlangt hat. Auf zwei Wiener Bühnen verständigten sich die Feuilletonisten darüber, was sie am Sonntag schreiben sollen. Die Herren Zifferer und Zweig fanden die sympathische Beachtung des Herrn Auernheimer, dessen Talent ihnen schon öfter aufgefallen war, links um die Ecke sinnte Herr Salten, dessen Lebensaufgabe bisher die Bekämpfung des Herrn Thimig gewesen war, auf allen Linien. Anstatt daß nun einem ~~dunkeln~~ Burgtheater-Autor, den man bisher nur als Burgtheater-Kritiker gekannt hatte, das Publikum zurufe: »Sie haben ganz recht, der Thimig taugt wirklich nichts!«, findet Wien an dem Gebahren der ~~Literaturgeschäftsleute~~ nicht das geringste auszusetzen. ~~Es~~ könnte eines Tages dazu kommen, daß die Kulissenschieber ~~um~~ Änderung ihres Berufsnamens fordern, damit sie nicht immer wieder unliebsamen Verwechslungen ausgesetzt ~~werden~~; aber die Krämer und Kunden sind miteinander zufrieden. In Wien ist es möglich, daß Leute, deren Schulbildung sie nicht befähigt, das Wort Inkompatibilität richtig zu schreiben, Kritiker, Autoren und Dramaturgen in einer Person sind und durch eine fortwährende Verwechslung dieser drei Bedeutungen zu Einfluß (In Berlin gibt es Sonderlinge. In Wien kann man vom einzelnen nicht verlangen, daß er unterlasse, was die andern tun, warum nicht recht hat er. Denn in Wien gibt es viele Leute, denen man sonst die Stellung als ~~Theaterreporter~~ verbieten müßte, ehe ihnen ihre Stellung als Schauspielreferent die Aufführung ihrer Stücke verbietet, und denen man außerdem noch die Stücke verbieten müßte. Und um das zu erreichen, müßte man auch Wien verbieten, und darum wär' schad'.

* * *

2.

Ein Sonderling

In Prag erschien die folgende Nachricht:

.... Die nächste Schauspielnovität ist Emil Faktors »Die Temperierten«. Der Autor, der sein Lustspiel als eine »Auseinandersetzung« bezeichnet, hat unserer Bühne die Uraufführung überlassen, da ihm seine Stellung als Schauspielreferent in Berlin die Aufführung in der Reichshauptstadt verbietet.

In Wien ist man ein Faktor, wenn man anders vorgeht. In Wien ermöglicht einem die Stellung als Schauspielreferent erst die Aufführung. In Wien, am Samstag, im Mittelgang des Burgtheaters und des Volkstheaters, haben sie sich die Seiten vor Lachen gehalten. In Wien wird überhaupt nichts anderes mehr aufgeführt als Stücke von Schauspielreferenten. In Wien hielten sie es für inkompatibel mit ihrer journalistischen Stellung, das Stück eines Nicht-Schmocks zur Aufführung zuzulassen. In Wien sind sie anständig genug, wenn sie nicht jeweils über ihre eigene Premiere schreiben, sondern einen »Kollegen« mit ihrer Stellvertretung betrauen. Wird das Unterläufel aufgeführt, so referiert das Oberschlieferl. Unter den Augen des Publikums vollzieht sich der Turnus der Gewinnsucht. Sie verstecken sich nicht einmal hinter Pseudonymen. Würde die Premiere des Salten von einem Geyerhahn gepriesen werden und die des Geyer von einem Salzmann, man könnte sagen: schön ist es ja nicht, daß Journalisten ihre Stücke anbringen, aber die Kritiken sind wenigstens von andern geschrieben, deren Namen man noch nicht gelesen hat. Nein, unter der Kritik von heute steht der Name, der morgen auf dem Theaterzettel stehen wird, und der heute auf dem Theaterzettel war, ist morgen unter der Kritik. Und unter aller Kritik ist, was auf allen Theaterzetteln ist. Der letzte Sabbath aber wurde in einer Art geheiligt, die selbst der strengste Ritus im Verkehr zwischen Theater und Redaktion bisher nicht verlangt hat. Auf zwei Wiener Bühnen verständigten sich die Feuilletonisten darüber, was sie am Sonntag schreiben sollten. Die Herren Zifferer und Zweig fanden die sympathische Beachtung des Herrn Auernheimer, dessen Talent ihnen schon öfter aufgefallen war, und links um die Ecke siegte Herr Salten, dessen Lebensaufgabe bisher die Bekämpfung des Herrn Thimig gewesen war, auf allen Linien. Anstatt daß nun einem dankenden Burgtheater-Autor, den man bisher nur als Burgtheaterkritiker gekannt hatte, das Publikum zuriefe: »Sie haben ganz recht, der Thimig taugt wirklich nichts, wenn er Sie aufführt!«, findet Wien an dem Gebahren der Theaterschieber nicht das geringste auszusetzen. Vielleicht könnte es eines Tages dazu kommen, daß die Kulissenschieber die Änderung ihres Berufsnamens fordern, damit sie nicht immer wieder unliebsamen Verwechslungen ausgesetzt seien; aber die Krämer und Kunden sind miteinander zufrieden. In Wien ist es möglich, daß Leute, deren Schulbildung sie nicht befähigt, das Wort Inkompatibilität richtig zu schreiben, ~~Kritiker, Autoren~~ und Dramaturgen in einer Person sind und durch eine fortwährende Verwechslung dieser drei Bedeutungen zu Einfluß gelangen. In Berlin gibt es Sonderlinge. In Wien kann man vom einzelnen nicht verlangen, daß er unterlasse, was die andern tun, warum nicht recht hat er. Denn in Wien gibt es viele Leute, denen man sonst die Stellung als Schauspielreferent verbieten müßte, ehe ihnen die Stellung als Schauspielreferent die Aufführung ihrer Stücke verbietet, und denen man außerdem noch die Stücke verbieten müßte. Und um das zu erreichen, müßte man auch Wien verbieten, und darum wär' schad'.

* * *

Ein Sonderling.

In Prag erschien die folgende Nachricht:

....Die nächste Schauspielnovität ist Emil Faktors »Die Temperierten«. Der Autor, der sein Lustspiel als eine »Auseinandersetzung« bezeichnet, hat unserer Bühne die Uraufführung überlassen, da ihm seine Stellung als Schauspielreferent in Berlin die Aufführung in der Reichshauptstadt verbietet.

In Wien ist man ein Faktor, wenn man anders vorgeht. In Wien ermöglicht einem die Stellung als Schauspielreferent erst die Aufführung. In Wien, am Samstag, im Mittelgang des Burgtheaters und des Volkstheaters, haben sie sich die Seiten vor Lachen gehalten. In Wien wird überhaupt nichts anderes mehr aufgeführt als Stücke von Schauspielreferenten. In Wien hielten sie es für inkompatibel mit ihrer journalistischen Stellung, das Stück eines Nicht-Schmocks zur Aufführung zuzulassen. In Wien sind sie anständig genug, wenn sie nicht jeweils über ihre eigene Premiere schreiben, sondern einen »Kollegen« mit ihrer Stellvertretung betrauen. Wird das Unterläufel aufgeführt, so referiert das Oberschlieferl. Unter den Augen des Publikums vollzieht sich der Turnus der Gewinnsucht. Sie verstecken sich nicht einmal hinter Pseudonym. Würde die Premiere des Salten von einem Geyerhahn gepriesen werden und die des Geyer von einem Salzmann, man könnte sagen: schön ist es ja nicht, daß Journalisten ihre Stücke anbringen, aber die Kritiken sind wenigstens von andern geschrieben, deren Namen man noch nicht gelesen hat. Nein, unter der Kritik von heute steht der Name, der morgen auf dem Theaterzettel stehen wird, und der heute auf dem Theaterzettel war, ist morgen unter der Kritik. Und unter aller Kritik ist, was auf allen Theaterzetteln ist. Der letzte Sabbath aber wurde in einer Art geheiligt, die selbst der strengste Ritus im Verkehr zwischen Theater und Redaktion bisher nicht verlangt hat. Auf zwei Wiener Bühnen verständigten sich die Feuilletonisten darüber, was sie am Sonntag schreiben sollten. Die Herren Zifferer und Zweig fanden die sympathische Beachtung des Herrn Auernheimer, dessen Talent ihnen schon öfter aufgefallen war, und links um die Ecke siegte Herr Salten, dessen Lebensaufgabe bisher die Bekämpfung des Herrn Thimig gewesen war, auf allen Linien. Anstatt daß nun einem dankenden Burgtheater-Autor, den man bisher nur als Burgtheaterkritiker gekannt hatte, das Publikum zurufe: »Sie haben ganz recht, der Thimig taugt wirklich nichts, wenn er sie aufführt!«, findet Wien an dem Gebahren der Theaterhändler nicht das geringste auszusetzen. Dadurch könnte es eines Tages dazu kommen, daß die Kulissenschieber die Änderung ihres Berufsnamens fordern, damit sie nicht immer wieder unliebsamen Verwechslungen ausgesetzt seien; aber die Krämer und Kunden sind miteinander zufrieden. In Wien ist es möglich, daß Leute, deren Schulbildung sie nicht befähigt, das Wort Inkompatibilität richtig zu schreiben, Kritiker, Autoren und Dramaturgen in einer Person sind und durch eine fortwährende Verwechslung dieser drei Bedeutungen zu Einfluß gelangen. In Berlin gibt es Sonderlinge. In Wien kann man vom einzelnen nicht verlangen, daß er unterlasse, was die andern tun, warum nicht recht hat er. Denn in Wien gibt es viele Leute, denen man sonst die Stellung als Schauspielreferenten verbieten müßte, ehe ihnen ihre Stellung als Schauspielreferent die Aufführung ihrer Stücke verbietet, und denen man außerdem noch die Stücke verbieten müßte. Und um das zu erreichen, müßte man auch Wien verbieten, und darum wär' schad'.

Was vermögen sie nicht zu verleugnen?

Beide kleinen Dramen reden eine versifizierte Sprache, beide treten in der malerischen Tracht vergangener Jahrhunderte vor uns hin und vermögen trotzdem ihre Wiener Abstammung nicht zu verleugnen. Zweigs liebenswürdiges »Spiel« gibt uns ein Stück Schauspielerpsychologie im hellen Rahmen des deutschen Rokoko; Zifferers dramatisches Gedicht, dunkler, schwermütiger und problematischer, wandelt das Thema Frauentreue an Hand eines merkwürdigen Vorganges ab, den der Dichter in das Paris des sechzehnten Jahrhunderts verlegt hat.

Das macht aber alles nicht. Ein Verwandter Zweig's, der einmal zu einer Premier nach Wien gekommen war, ließ sich durch den hellen Rahmen des deutschen Rokoko keineswegs blenden, sondern meinte im Gegenteil: »Was hab ich immer gesagt? Ein betamter Jung!« Dagegen soll die dunkle Schwermut Zifferers seit jeher auf Widerstand gestoßen sein.

* * *

Was vermögen sie nicht zu verleugnen?

.... Beide kleinen Dramen reden eine versifizierte Sprache, beide treten in der malerischen Tracht vergangener Jahrhunderte vor uns hin und vermögen trotzdem ihre Wiener Abstammung nicht zu verleugnen. Zweigs liebenswürdiges »Spiel« gibt uns ein Stück Schauspielerpsychologie im hellen Rahmen des deutschen Rokoko; Zifferers dramatisches Gedicht, dunkler, schwermütiger und problematischer, wandelt das Thema Frauentreue an Hand eines merkwürdigen Vorganges ab, den der Dichter in das Paris des sechzehnten Jahrhunderts verlegt hat —

Das nützt aber alles nicht. Ein Verwandter Zweig's, der einmal zu einer Premier nach Wien gekommen war, ließ sich durch den hellen Rahmen des deutschen Rokoko keineswegs blenden, sondern meinte im Gegenteil: »Was hab ich immer gesagt? Ein betamter Jung!« Dagegen soll die dunkle Schwermut Zifferers seit jeher auf Widerstand bei der Familie gestoßen sein.

* *

Die Hans Müller-Generation

[Kindermund.] Eine Leserin schreibt uns: Neulich lasen wir — die Herrschaften, bei deren Kindern ich Lehrerin bin, und ich — das Feuilleton von Hans Müller: »Die Furcht vor der Ehe«. Die Kinder waren in ihr Spiel vertieft. Plötzlich unterbrach der zehnjährige Junge sein Spiel, da er den Satz gehört hatte: »Wenn einer auf beiden Augen schielt, so zahlt er für ein schielendes Auge Militärtaxe und für das andere schielende Auge Junggesellensteuer« und rief aus, den Satz wörtlich nehmend: »Und wenn einer einäugig ist?« — Prompt erwiderte das achtjährige Schwesterchen: »Nun dann zahlt er gewiß entweder Militärtaxe oder Junggesellensteuer!«

[Tod der ältesten Frau Deutschlands.] Aus Berlin wird uns berichtet: Die älteste Frau Deutschlands ist gestern gestorben. Es war dies die 120jährige —

Nein, so alt wird ~~jenes~~ Schwesterchen nicht!

* * *

Die Hans Müller-Generation

[Kindermund.] Eine Leserin schreibt uns: Neulich lasen wir — die Herrschaften, bei deren Kindern ich Lehrerin bin, und ich — das Feuilleton von Hans Müller: »Die Furcht vor der Ehe«. Die Kinder waren in ihr Spiel vertieft. Plötzlich unterbrach der zehnjährige Junge sein Spiel, da er den Satz gehört hatte: »Wenn einer auf beiden Augen schielt, so zahlt er für ein schielendes Auge Militärtaxe und für das andere schielende Auge Junggesellensteuer« und rief aus, den Satz wörtlich nehmend: »Und wenn einer einäugig ist?« — Prompt erwiderte das achtjährige Schwesterchen: »Nun dann zahlt er gewiß entweder Militärtaxe oder Junggesellensteuer!«

[Tod der ältesten Frau Deutschlands.] Aus Berlin wird uns berichtet: Die älteste Frau Deutschlands ist gestern gestorben. Es war dies die 120jährige —

Nein, so alt wird das Schwesterchen nicht!

* * *

Kunstnachricht

Krida Leo Birinskis.

München, 30. Jan. (Priv.) Gegen den Bühnenschriftsteller Birinski ist von Wien eine Anzeige wegen Krida und Exekutionsvereitelung erstattet worden. Birinski weilt zur Zeit in München, um an den Proben seiner Bearbeitung einer Nestroyposse, die morgen im Königlichen Residenztheater zur Aufführung kommt, teilnehmen zu können. Die Anzeige ist deshalb an die Münchner Polizei gelangt.

Der Satz aus Nestroys »Lumpazivagabundus«:

Der Zauberer Luxus schaut blendend hervur,
Die böse Fee Krida sperrt nachher 's G'wölb zu

ist der einzige, der in der Bearbeitung von »Nur Ruhe« nicht vorkommt.

* * *

Kunstnachricht

Krida Leo Birinskis.

München, 30. Jan. (Priv.) Gegen den Bühnenschriftsteller Birinski ist von Wien eine Anzeige wegen Krida und Exekutionsvereitelung erstattet worden. Birinski weilt zur Zeit in München, um an den Proben seiner Bearbeitung einer Nestroyposse, die morgen im Königlichen Residenztheater zur Aufführung kommt, teilnehmen zu können. Die Anzeige ist deshalb an die Münchner Polizei gelangt.

Der Satz aus Nestroys »Lumpazivagabundus«:

Der Zauberer Luxus schaut blendend hervur,
Die böse Fee Krida sperrt nachher 's Gwölb zu

ist der einzige, der in der Bearbeitung von »Nur Ruhe« nicht vorkommt.

* * *

Kunstnachricht

Krida Leo Birinskis.

München, 30. Jan. (Priv.) Gegen den Bühnenschriftsteller Birinski ist von Wien eine Anzeige wegen Krida und Exekutionsvereitelung erstattet worden. Birinski weilt zur Zeit in München, um an den Proben seiner Bearbeitung einer Nestroyposse, die morgen im Königlichen Residenztheater zur Aufführung kommt, teilnehmen zu können. Die Anzeige ist deshalb an die Münchner Polizei gelangt.

Der Satz aus Nestroys »Lumpazivagabundus«:

Der Zauberer Luxus schaut blendend hervur,
Die böse Fee Krida sperrt nacher 's Gwölb zur

ist einzige, der in der Bearbeitung von »Nur Ruhe« nicht vorkommt.

* * *

115

Was vermögen sie nicht zu verleugnen?

3.

. . . . Beide kleinen Dramen reden eine versifizierte Sprache, beide treten in der malerischen Tracht vergangener Jahrhunderte vor uns hin und vermögen trotzdem ihre Wiener Abstammung nicht zu verleugnen. Zweigs liebenswürdiges »Spiel« gibt uns ein Stück Schauspielerpsychologie im hellen Rahmen des deutschen Rokoko; Zifferers dramatisches Gedicht, dunkler, schwermütiger und problematischer, wandelt das Thema Frauentreue an Hand eines merkwürdigen Vorganges ab, den der Dichter in das Paris des sechzehnten Jahrhunderts verlegt hat —

Das nützt aber alles nicht. Ein Verwandter Zweig's, der einmal zu einer Premier nach Wien gekommen war, ließ sich durch den hellen Rahmen des deutschen Rokoko keineswegs blenden, sondern meinte im Gegenteil: »Was hab ich immer gesagt? Ein betamter Jung!« Dagegen soll die dunkle Schwermut Zifferers seit jeher auf Widerstand bei der Familie gestoßen sein.

* * *

Die Hans Müller-Generation

4.

[Kindermund.] Eine Leserin schreibt uns: Neulich lasen wir — die Herrschaften, bei deren Kindern ich Lehrerin bin, und ich — das Feuilleton von Hans Müller: »Die Furcht vor der Ehe«. Die Kinder waren in ihr Spiel vertieft. Plötzlich unterbrach der zehnjährige Junge sein Spiel, da er den Satz gehört hatte: »Wenn einer auf beiden Augen schielt, so zahlt er für ein schielendes Auge Militärtaxe und für das andere schielende Auge Junggesellensteuer« und rief aus, den Satz wörtlich nehmend: »Und wenn einer einäugig ist?« — Prompt erwiderte das achtjährige Schwesterchen: »Nun dann zahlt er gewiß entweder Militärtaxe oder Junggesellensteuer!«

[Tod der ältesten Frau Deutschlands.] Aus Berlin wird uns berichtet: Die älteste Frau Deutschlands ist gestern gestorben. Es war dies die 120jährige —

Nein, so alt wird das Schwesterchen nicht!

* * *

Kunstnachricht

Krida Leo Birinskis.

5.

München, 30. Jan. (Priv.) Gegen den Bühnenschriftsteller Birinski ist von Wien eine Anzeige wegen Krida und Exekutionsvereitelung erstattet worden. Birinski weilt zur Zeit in München, um an den Proben seiner Bearbeitung einer Nestroyposse, die morgen im Königlichen Residenztheater zur Aufführung kommt, teilnehmen zu können. Die Anzeige ist deshalb an die Münchner Polizei gelangt.

Das Zitat aus Nestroys »Lumpazivagabundus«:

> Der Zauberer Luxus schaut blendend hervur,
> Die böse Fee Krida sperrt nacher 's Gwölb zur

ist erwiesenermaßen das einzige, das in der Bearbeitung von »Nur Ruhe« nicht vorkommt.

* * *

Etwas unklar

. . . Zweimal in einer Woche hat sich Gregori neuerdings als technisch vollendeter, geistig bedeutender Wiedererwecker und Neuentdecker gezeigt, den innerer Anteil mit dem Gelesenen herzlich verbindet. Seiner Leitung folgen die Hörer gern und würden diesen berufenen Kunsterzieher auch als Regisseur froh walten sehen.

Wie das? Wären sie froh, ihn walten zu sehen, oder würde er froh walten? Offenbar beides, anders als in Mannheim, wo sie ihn froh haben walten ~~und~~ froh haben ziehen gesehen, wo er ~~aber~~ nur froh gewaltet hat ~~und~~ von wo er nicht froh gezogen ist.

. . .

Etwas unklar

. . . Zweimal in einer Woche hat sich Gregori neuerdings als technisch vollendeter, geistig bedeutender Wiedererwecker und Neuentdecker gezeigt, den innerer Anteil mit dem Gelesenen herzlich verbindet. Seiner Leitung folgen die Hörer gern und würden diesen berufenen Kunsterzieher auch als Regisseur froh walten sehen.

Wie das? Wären sie froh, ihn walten zu sehen, oder würde er froh walten? Offenbar beides, und anders als in Mannheim, wo er nur froh gewaltet hat, von wo er aber nicht froh gezogen ist und wo sie ihn nicht froh haben walten, aber froh haben ziehen gesehen.

. . .

Ja wer hätte denn ahnen sollen

daß der Felix Philippi in Amsterdam Verehrer hat! Und es ist doch so. Er las, wie dem Berliner Tageblatt (sprich B. T.) aus Amsterdam geschrieben wird, von seinen zahlreichen Verehrern und Freunden in Holland lebhaft begrüßt, unter anderem »Die kleine Kröte«, die kürzlich im ‚Weltspiegel' veröffentlicht wurde, und das Publikum bewies dem Vortragenden seinen Dank durch unermüdlichen Beifall. Wissen möcht ich ~~übel~~, was ein Philippi-Verehrer in Holland an den langen Winterabenden sonst macht. Das muß entsetzlich sein. Wenn aber einer den Zuspruch und den Dank Hollands verdient, so ist es Philippi. Die gleiche Nummer des B. T. beweist es. Denn Philippi, der sich jetzt allerorten seiner Jugendzeit erinnert, ~~sagt~~ dort:

Und den Beschluß meiner Betrachtungen über das kunstfreudige und vergnügungssüchtige Alt-Berlin soll die Erwähnung der von den beliebten Tanzlehrern Freising und Hinzpeter bei Kroll und im Viktoriatheater arrangierten Corps-de-Ballet-Bälle bilden. Auf denen ging es schrecklich ungeniert zu und mordsmäßig vergnügt. Und dann der Subskriptionsball! Auf dem ging's trotz tropischen Gewächsen und Fontänen, trotz blumenumwundenen Säulen und vorgetäuschten italienischen Landschaften schauderhaft vornehm zu und gar nicht sehr kurzweilig. Die vielen Hoheiten entfernten die Vertraulichkeit, die doch eigentlich sehr nett ist . . . Ich war — aber das ist ja Sache des persönlichen Geschmacks — ein einziges Mal auf dem Subskriptionsball. Auf den Corps-de-Ballet-Bällen war ich . . . viel . . . viel öfter . . . Weil . , . na ja!

Vokativus! Wie köstlich es andeutet. Loser Vogel! Schwerenöter! Immer derselbe! »Gehn S' weg, Sie ~~s~~chlimmer!« dürfte eine holländische Verehrerin, mit der er den angebrochenen Winterabend ~~zu Ende gehen~~ wollte, gesagt haben. Er aber, nicht ~~eingeschüchtert~~, zwinkert: »Kleine Kröte!« Er erzählt ihr prickelnd, wie es seinerzeit in Berlin auf den Corps-de-Ballet-Bällen zu~~ging~~. Sie wird schwach. Weil . . . na ja!

* * *

Ja wer hätte denn ahnen sollen

daß der Felix Philippi in Amsterdam Verehrer hat! Und es ist doch so! Er las, wie dem Berliner Tageblatt (sprich B. T.) aus Amsterdam geschrieben wird, von seinen zahlreichen Verehrern und Freunden in Holland lebhaft begrüßt, unter anderem »Die kleine Kröte«, die kürzlich im ‚Weltspiegel' veröffentlicht wurde, und das Publikum bewies dem Vortragenden seinen Dank durch unermüdlichen Beifall. Wissen möchte ich nur, was ein Philippi-Verehrer in Holland an den langen Winterabenden sonst macht. Das muß entsetzlich sein. Wenn aber einer den Zuspruch und den Dank Hollands verdient, so ist es Philippi. Die gleiche Nummer des B. T. beweist es. Denn Philippi, der sich jetzt allerorten an seine Jugendzeit erinnert, führt dort aus:

[. . . Und den Beschluß meiner Betrachtungen über das kunstfreudige und vergnügungssüchtige Alt-Berlin soll die Erwähnung der von den beliebten Tanzlehrern Freising und Hinzpeter bei Kroll und im Viktoria-theater arrangierten Corps-de-Ballet-Bälle bilden. Auf denen ging es schrecklich ungeniert zu und mordsmäßig vergnügt. Und dann der Subskriptionsball! Auf dem ging's trotz tropischen Gewächsen und Fontänen, trotz blumenumwundenen Säulen und vorgetäuschten italienischen Landschaften schauderhaft vornehm zu und gar nicht sehr kurzweilig. Die vielen Hoheiten entfernten die Vertraulichkeit, die doch eigentlich sehr nett ist . . . Ich war — aber das ist ja Sache des persönlichen Geschmacks — ein einziges Mal auf dem Subskriptionsball. Auf den Corps-de-Ballet-Bällen war ich . . . viel . . . viel öfter . . . Weil . . . na ja!

Vokativus! Wie köstlich er andeutet. Loser Vogel! Schwerenöter! Immer derselbe! »Gehn S' weg, Sie Schlimmer!« dürfte eine holländische Verehrerin, mit der er den angebrochenen Winterabend ~~ver~~lenden wollte, gesagt haben. Er aber, nicht ein-zuschüchtern, zwinkert: »Kleine Kröte!« Er erzählt ihr prickelnd, wie es seinerzeit in Berlin auf den Corps-de-Ballet-Bällen zuge-gangen ist. Sie wird schwach. Weil . . . na ja!

* * *

Etwas unklar

. . . . Zweimal in einer Woche hat sich Gregori neuerdings als technisch vollendeter, geistig bedeutender Wiedererwecker und Neuentdecker gezeigt, den innerer Anteil mit dem Gelesenen herzlich verbindet. Seiner Leitung folgen die Hörer gern und würden diesen berufenen Kunsterzieher auch als Regisseur froh walten sehen.

Wie das? Wären sie froh, ihn walten zu sehen, oder würde er froh walten? Offenbar beides, und anders als in Mannheim, wo er nur froh gewaltet hat, von wo er aber nicht froh gezogen ist, und wo sie ihn nicht froh haben walten, aber froh haben ziehen sehen.

* * *

Ja wer hätte denn ahnen sollen

daß der Felix Philippi in Amsterdam Verehrer hat? Und es ist doch so! Er las, wie dem Berliner Tageblatt (sprich B. T.) aus Amsterdam geschrieben wird, von seinen zahlreichen Verehrern und Freunden in Holland lebhaft begrüßt, unter anderem »Die kleine Kröte«, ~~die kürzlich im ‚Weltspiegel' veröffentlicht wurde,~~ und das Publikum bewies ~~dem Vortragenden~~ seinen Dank durch unermüdlichen Beifall. Wissen möchte ich nur, was ein Philippi-Verehrer in Holland an den langen Winterabenden sonst macht. Das muß entsetzlich sein. Wenn aber einer den Zuspruch und den Dank Hollands verdient, so ist es Philippi. Die gleiche Nummer des B. T. beweist es. Denn Philippi, der sich jetzt allerorten an seine Jugendzeit erinnert, führt dort aus:

. . . . Und den Beschluß meiner Betrachtungen über das kunstfreudige und vergnügungssüchtige Alt-Berlin soll die Erwähnung der von den beliebten Tanzlehrern Freising und Hinzpeter bei Kroll und im Viktoriatheater arrangierten Corps-de-Ballet-Bälle bilden. Auf denen ging es schrecklich ungeniert zu und mordsmäßig vergnügt. Und dann der Subskriptionsball! Auf dem ging's trotz tropischen Gewächsen und Fontänen, trotz blumenumwundenen Säulen und vorgetäuschten italienischen Landschaften schauderhaft vornehm zu und gar nicht sehr kurzweilig. Die vielen Hoheiten entfernten die Vertraulichkeit, die doch eigentlich sehr nett ist . . . Ich war — aber das ist ja Sache des persönlichen Geschmacks — ein einziges Mal auf dem Subskriptionsball. Auf den Corps-de-Ballet-Bällen war ich . . . viel . . . viel öfter . . . Weil . , . na ja!

Vokativus! Wie köstlich er andeutet! Loser Vogel! Schwerenöter! Immer derselbe! »Gehn S' weg, Sie Schlimmer!« dürfte eine holländische Verehrerin, mit der er den angebrochenen Winterabend beenden wollte, gesagt haben. Er aber, nicht einzuschüchtern, zwinkert: »Kleine Kröte!« Er erzählt ihr prickelnd, wie es seinerzeit in Berlin auf den Corps-de-Ballet-Bällen zugegangen ist. Sie wird schwach. Weil . . . na ja!

* * *

Den Othello spielt

Reimers.

* * *

. . . . Zwei
technisch vollendete
entdecker gezeigt, d
blinden. Sekter Leit
barmlesen Kunsterzie

Wie das? W
er froh wallen? Of
er nur froh gewalt
und wo sie ihn ni
sehen.

Ja

daß der Felix Pal
doch so! Er las,
Amsterdam gesch
und Freunden in
kleine Kritter, Ma
und das Publikum
unermüdlichen Be
Verehrer in Holla
Das muß entsetzli
Dank Hollands re
des B. T. beweis
an seine Jugendze

. . . . Und den
und vergnügungssüch
beliebten Tanzlehre
theater arrangierten
schrecklich ungenie
Subskriptionsball!
Fontänen, trotz
italienischen Landes
kurzweilig. Die vie
eigentlich sehr nett
persönlichen Gesch
Auf den Corps-de-b
Weil . . . na ja!

Vokativus!
Schwerenöter! In
dürfte eine holla
Winterabend bee
zuschüchtern, zw
wie es seinerzeit
gangen ist. Sie v

Reimers.

Etwas unklar

. . . . Zweimal in einer Woche hat sich Gregori neuerdings als technisch vollendeter, geistig bedeutender Wiedererwecker und Neuentdecker gezeigt, den innerer Anteil mit dem Gelesenen herzlich verbindet. Seiner Leitung folgen die Hörer gern und würden diesen berufenen Kunsterzieher auch als Regisseur froh walten sehen.

Wie das? Wären sie froh, ihn walten zu sehen, oder würde er froh walten? Offenbar beides, und anders als in Mannheim, wo er nur froh gewaltet hat, von wo er aber nicht froh gezogen ist, und wo sie ihn nicht froh haben walten, aber froh haben ziehen sehen.

* * *

Ja wer hätte denn ahnen sollen

daß der Felix Philippi in Amsterdam Verehrer hat? Und es ist doch so! Er las, wie dem Berliner Tageblatt (sprich B. T.) aus Amsterdam geschrieben wird, von seinen zahlreichen Verehrern und Freunden in Holland lebhaft begrüßt, unter anderem »Die kleine Kröte«, ~~die kürzlich im ‚Weltspiegel' veröffentlicht wurde,~~ und das Publikum bewies ~~dem Vortragenden~~ seinen Dank durch unermüdlichen Beifall. Wissen möchte ich nur, was ein Philippi-Verehrer in Holland an den langen Winterabenden sonst macht. Das muß entsetzlich sein. Wenn aber einer den Zuspruch und den Dank Hollands verdient, so ist es Philippi. Die gleiche Nummer des B. T. beweist es. Denn Philippi, der sich jetzt allerorten an seine Jugendzeit erinnert, führt dort aus:

. . . . Und den Beschluß meiner Betrachtungen über das kunstfreudige und vergnügungssüchtige Alt-Berlin soll die Erwähnung der von den beliebten Tanzlehrern Freising und Hinzpeter bei Kroll und im Viktoriatheater arrangierten Corps-de-Ballet-Bälle bilden. Auf denen ging es schrecklich ungeniert zu und mordsmäßig vergnügt. Und dann der Subskriptionsball! Auf dem ging's trotz tropischen Gewächsen und Fontänen, trotz blumenumwundenen Säulen und vorgetäuschten italienischen Landschaften schauderhaft vornehm zu und gar nicht sehr kurzweilig. Die vielen Hoheiten entfernten die Vertraulichkeit, die doch eigentlich sehr nett ist . . . Ich war — aber das ist ja Sache des persönlichen Geschmacks — ein einziges Mal auf dem Subskriptionsball. Auf den Corps-de-Ballet-Bällen war ich . . . viel . . . viel öfter . . . Weil . , . na ja!

Vokativus! Wie köstlich er andeutet! Loser Vogel! Schwerenöter! Immer derselbe! »Gehn S' weg, Sie Schlimmer!« dürfte eine holländische Verehrerin, mit der er den angebrochenen Winterabend beenden wollte, gesagt haben. Er aber, nicht einzuschüchtern, zwinkert: »Kleine Kröte!« Er erzählt ihr prickelnd, wie es seinerzeit in Berlin auf den Corps-de-Ballet-Bällen zugegangen ist. Sie wird schwach. Weil . . . na ja!

* * *

Den Othello spielt

Reimers.

* * *

. . . . Zwei
technisch vollendete
entdecker gezeigt, d
blinden. Sekter Leit
barmlesen Kunsterzie

Wie das? W
er froh wallen? Of
er nur froh gewalt
und wo sie ihn ni
sehen.

Ja

daß der Felix Pal
doch so! Er las,
Amsterdam gesch
und Freunden in
kleine Kritter, Ma
und das Publikum
unermüdlichen Be
Verehrer in Holla
Das muß entsetzli
Dank Hollands re
des B. T. beweis
an seine Jugendze

. . . . Und den
und vergnügungssüch
beliebten Tanzlehre
theater arrangierten
schrecklich ungenie
Subskriptionsball!
Fontänen, trotz
italienischen Landes
kurzweilig. Die vie
eigentlich sehr nett
persönlichen Gesch
Auf den Corps-de-b
Weil . . . na ja!

Vokativus!
Schwerenöter! In
dürfte eine holla
Winterabend bee
zuschüchtern, zw
wie es seinerzeit
gangen ist. Sie v

Reimers.

Etwas unklar

. . . . Zweimal in einer Woche hat sich Gregori neuerdings als technisch vollendeter, geistig bedeutender Wiedererwecker und Neuentdecker gezeigt, den innerer Anteil mit dem Gelesenen herzlich verbindet. Seiner Leitung folgen die Hörer gern und würden diesen berufenen Kunsterzieher auch als Regisseur froh walten sehen.

Wie das? Wären sie froh, ihn walten zu sehen, oder würde er froh walten? Offenbar beides, und anders als in Mannheim, wo er nur froh gewaltet hat, von wo er aber nicht froh gezogen ist, und wo sie ihn nicht froh haben walten, aber froh haben ziehen sehen.

* * *

Ja wer hätte denn ahnen sollen

daß der Felix Philippi in Amsterdam Verehrer hat? Und es ist doch so! Er las, wie dem Berliner Tageblatt (sprich B. T.) aus Amsterdam geschrieben wird, von seinen zahlreichen Verehrern und Freunden in Holland lebhaft begrüßt, unter anderem »Die kleine Kröte«, ~~die kürzlich im ‚Weltspiegel' veröffentlicht wurde,~~ und das Publikum bewies ~~dem Vortragenden~~ seinen Dank durch unermüdlichen Beifall. Wissen möchte ich nur, was ein Philippi-Verehrer in Holland an den langen Winterabenden sonst macht. Das muß entsetzlich sein. Wenn aber einer den Zuspruch und den Dank Hollands verdient, so ist es Philippi. Die gleiche Nummer des B. T. beweist es. Denn Philippi, der sich jetzt allerorten an seine Jugendzeit erinnert, führt dort aus:

. . . . Und den Beschluß meiner Betrachtungen über das kunstfreudige und vergnügungssüchtige Alt-Berlin soll die Erwähnung der von den beliebten Tanzlehrern Freising und Hinzpeter bei Kroll und im Viktoriatheater arrangierten Corps-de-Ballet-Bälle bilden. Auf denen ging es schrecklich ungeniert zu und mordsmäßig vergnügt. Und dann der Subskriptionsball! Auf dem ging's trotz tropischen Gewächsen und Fontänen, trotz blumenumwundenen Säulen und vorgetäuschten italienischen Landschaften schauderhaft vornehm zu und gar nicht sehr kurzweilig. Die vielen Hoheiten entfernten die Vertraulichkeit, die doch eigentlich sehr nett ist . . . Ich war — aber das ist ja Sache des persönlichen Geschmacks — ein einziges Mal auf dem Subskriptionsball. Auf den Corps-de-Ballet-Bällen war ich . . . viel . . . viel öfter . . . Weil . , . na ja!

Vokativus! Wie köstlich er andeutet! Loser Vogel! Schwerenöter! Immer derselbe! »Gehn S' weg, Sie Schlimmer!« dürfte eine holländische Verehrerin, mit der er den angebrochenen Winterabend beenden wollte, gesagt haben. Er aber, nicht einzuschüchtern, zwinkert: »Kleine Kröte!« Er erzählt ihr prickelnd, wie es seinerzeit in Berlin auf den Corps-de-Ballet-Bällen zugegangen ist. Sie wird schwach. Weil . . . na ja!

* * *

Den Othello spielt

Reimers.

* * *

. . . . Zwei
technisch vollendete
entdecker gezeigt, d
blinden. Sekter Leit
barmlesen Kunsterzie

Wie das? W
er froh wallen? Of
er nur froh gewalt
und wo sie ihn ni
sehen.

Ja

daß der Felix Pal
doch so! Er las,
Amsterdam gesch
und Freunden in
kleine Kritiker, Ma
und das Publikum
unermüdlichen Be
Verehrer in Holla
Das muß entsetzli
Dank Hollands re
des B. T. beweis
an seine Jugendze

. . . . Und den
und vergnügungssüch
beliebten Tanzlehre
theater arrangierten
schrecklich ungenie
Subskriptionsball!
Fontänen, trotz
italienischen Landes
kurzweilig. Die vie
eigentlich sehr nett
persönlichen Gesch
Auf den Corps-de-b
Weil . . . na ja!

Vokativus!
Schwerenöter! In
dürfte eine holla
Winterabend bee
zuschüchtern, zw
wie es seinerzeit
gangen ist. Sie v

Reimers.

Was Sie nicht sagen!

Aus Klagenfurt wird geschrieben: Im hiesigen Stadttheater wurde vergangenen Sonntag bei vollbesetztem Hause die »Lustige Witwe« aufgeführt. Einige der zündenden Melodien mußten wiederholt werden. . . .

* * *

Heimg'funden

Rückkehr Pichons zur Journalistik.

Ernennung zum politischen Leiter des »Petit Journal«.

(Telegramm der »Neuen Freien Presse«.)

Paris, 1. März.

»Petit Journal« teilt mit, daß der Verwaltungsrat dieser Zeitungsgesellschaft den ehemaligen Minister des Äußern Stephan Pichon und den ehemaligen Ackerbauminister Clementel zu Verwaltungsräten gewählt hat. Pichon ist zum Präsidenten der Gesellschaft an Stelle des eben verstorbenen Charles Prevet gewählt worden und wird in dieser Eigenschaft wie sein Vorgänger Prevet die politische Leitung des »Petit Journal« übernehmen.

Pichon ist aus der Journalistik hervorgegangen. Er war, ehe er zur Diplomatie übertrat, Redakteur an Clemenceaus »Justice« . . . .

Der Präsident der französischen Republik hat Heimweh, der Minister des Äußern ist schon drin. Daß die Schmöcke den Staat regieren, weiß man. Aber wozu den Umweg über ~~die Ämter~~?

* * *

Schulbeispiel für die Anwendung eines Sprichworts

. . . . Die Abgeordneten Balsano und Diaz haben sich auf Säbel geschlagen und gegenseitig leicht am Kopfe verwundet. Die zwei Gegner haben, nachdem sie verbunden worden waren, Umarmung und Kuß getauscht und sind in demselben Auto nach Monte Citorio gefahren.

* * *

Nr. 9.

Was Sie nicht sagen!

»Aus Klagenfurt wird geschrieben: Im hiesigen Stadttheater wurde vergangenen Sonntag bei vollbesetztem Hause die »Lustige Witwe« aufgeführt. Einige der zündenden Melodien mußten wiederholt werden. . . .«

* * *

Nr. 11.

Ich bin halt negativ

In der Vorrede zu einem »Kinobuch« wird die feierabendliche Mission des Kinos verherrlicht:

Die Bekämpfer des Kinos mögen dies bedenken: Ist es nicht etwas Großes, wenn kleine Kaufleute —

Nein.

* * *

Nr. 10.

Analyse eines Kunstwerks

. . . . deshalb sucht er fortwährend nach neuen Aufgaben, nach Problemen, an denen er seinen Ehrgeiz einigermaßen stillen kann . . . . Im Zusammenhang dieser Entwicklung . . . . Das Problem . . . . Wert und Bedeutung . . . . in großen dramatischen Auseinandersetzungen . . . .

Wer? Lehar.

Der mitreißende Schlager, der fehlt diesmal, was vermutlich die künstlerische Absicht des Komponisten war . . . .

Wessen? Lehars.

Im übrigen haben die beiden Librettisten ihre Arbeit recht sorglos verrichtet und im Gegensatz zu ihrem Komponisten bekunden sie gar keinen künstlerischen Ehrgeiz.

Wer? Willner und Bodanzky.

* * *

Nr. 9.

Was Sie nicht sagen!

»Aus Klagenfurt wird geschrieben: Im hiesigen Stadttheater wurde vergangenen Sonntag bei vollbesetztem Hause die »Lustige Witwe« aufgeführt. Einige der zündenden Melodien mußten wiederholt werden. . . .«

* * *

Nr. 11.

Ich bin halt negativ

In der Vorrede zu einem »Kinobuch« wird die feierabendliche Mission des Kinos verherrlicht:

Die Bekämpfer des Kinos mögen dies bedenken: Ist es nicht etwas Großes, wenn kleine Kaufleute —

Nein.

* * *

Nr. 10.

Analyse eines Kunstwerks

. . . . deshalb sucht er fortwährend nach neuen Aufgaben, nach Problemen, an denen er seinen Ehrgeiz einigermaßen stillen kann . . . . Im Zusammenhang dieser Entwicklung . . . . Das Problem . . . . Wert und Bedeutung . . . . in großen dramatischen Auseinandersetzungen . . . .

Wer? Lehar.

Der mitreißende Schlager, der fehlt diesmal, was vermutlich die künstlerische Absicht des Komponisten war . . . .

Wessen? Lehars.

Im übrigen haben die beiden Librettisten ihre Arbeit recht sorglos verrichtet und im Gegensatz zu ihrem Komponisten bekunden sie gar keinen künstlerischen Ehrgeiz.

Wer? Willner und Bodanzky.

* * *

Im Drang der Zeit

Kleine Bühne (Elite-Kino). Der Programmwechsel bringt die besonders interessante Originalaufnahme des Herrn Erzherzogs Leopold Salvator im Kreise der Familie. Als Hauptdrama figuriert »Der Kampf ums Leben«, ein farbenprächtiger Film, in welchem bunte Szenen uns in das Leben fränkischer Bewohner einführen.

* * *

Im eigenen Blatt gegen das eigene Kind

Professor v. Frankl warnt die Eltern davor, die bei Knaben und Mädchen mit der Pubertät eintretende Überbegabung nicht zu überschätzen und Talente zu entdecken und zu pflegen, die in Wirklichkeit nur während dieser Periode vorhanden sind.

Und ~~wie ist das mit dem~~ kleinen Korngold? ~~Er warnte natürlich davor, zu überschätzen und zu pflegen. Denn wenn er davor gewarnt hätte, nicht zu überschätzen und zu pflegen, so wäre ja seine Warnung richtig befolgt worden.~~

* * *

Der kleine Korngold

ist gesund und hat die höchste Weihe erhalten, daß er ein Genie und ein Phänomen ist, mit solchen Gemeinplätzen geben sich die Kenner gar nicht mehr ab. Es ist ihm von dem Vertreter für Frankfurt »ein echt Korngoldsches Andante« nachgerühmt worden.

* * *

Im eigenen Blatt gegen das eigene Kind

. . . . Professor v. Frankl warnt die Eltern davor, die bei Knaben und Mädchen mit der Pubertät eintretende Überbegabung nicht zu überschätzen und Talente zu entdecken und zu pflegen, die in Wirklichkeit nur während dieser Periode vorhanden sind.

Und der kleine Korngold?

* * *

Der kleine Korngold

ist gesund und hat die höchste Weihe erhalten. Daß er ein Genie und ein Phänomen ist, mit solchen Gemeinplätzen geben sich die Kenner gar nicht mehr ab. Es ist ihm soeben von dem Vertreter für Frankfurt »ein echt Korngoldisches Andante« nachgerühmt worden.

* * *

Was Sie nicht sagen!

»Aus Klagenfurt wird geschrieben: Im hiesigen Stadttheater wurde vergangenen Sonntag bei vollbesetztem Hause die »Lustige Witwe« aufgeführt. Einige der zündenden Melodien mußten wiederholt werden. . . .«

* * *

Analyse eines Kunstwerkes

. . . . deshalb sucht er fortwährend nach neuen Aufgaben, nach Problemen, an denen er seinen Ehrgeiz einigermaßen stillen kann . . . . Im Zusammenhang dieser Entwicklung . . . . Das Problem . . . . Wert und Bedeutung . . . . in großen dramatischen Auseinandersetzungen . . . .

Wer? Lehar.

Der mitreißende Schlager, der fehlt diesmal, was vermutlich die künstlerische Absicht des Komponisten war . . . .

Wessen? Lehars.

Im übrigen haben die beiden Librettisten ihre Arbeit recht sorglos verrichtet und im Gegensatz zu ihrem Komponisten bekunden sie gar keinen künstlerischen Ehrgeiz.

Wer? Willner und Bodanzky.

* * *

Ich bin halt negativ

In der Vorrede zu einem »Kinobuch« wird die feierabendliche Mission des Kinos verherrlicht:

Die Bekämpfer des Kinos mögen dies bedenken: Ist es nicht etwas Großes, wenn kleine Kaufleute —

Nein.

* * *

Im Drang der Zeit

Kleine Bühne (Elite-Kino). Der Programmwechsel bringt die besonders interessante Originalaufnahme des Herrn Erzherzogs Leopold Salvator im Kreise der Familie. Als Hauptdrama figuriert »Der Kampf ums Leben«, ein farbenprächtiger Film, in welchem bunte Szenen uns in das Leben fränkischer Bewohner einführen.

* * *

Im eigenen Blatt gegen das eigene Kind

. . . . Professor v. Frankl warnt die Eltern davor, die bei Knaben und Mädchen mit der Pubertät eintretende Überbegabung nicht zu überschätzen und Talente zu entdecken und zu pflegen, die in Wirklichkeit nur während dieser Periode vorhanden sind.

Und der kleine Korngold?

* * *

Der kleine Korngold

ist gesund und hat die höchste Weihe erhalten. Daß er ein Genie und ein Phänomen ist, mit solchen Gemeinplätzen geben sich die Kenner gar nicht mehr ab. Es ist ihm soeben von dem Vertreter für Frankfurt »ein echt Korngoldisches Andante« nachgerühmt worden.

* * *

Ein sonderbares Imperjektum

Zu den vielerlei Beschwerden, die der Menseh außer den Magenbeschwerden haben kann, gehören die Verkehrs-, Eisenbahn-, Stadtbahn-, Straßenbahn-, Telephon-, Wetter-, Konzerthaus- und Opernbeschwerden. Die letzten sind nicht die geringsten und rechtfertigen schon ein gewisses Pathos, besonders wenn es von geschätzter Seite kommt:

Ich habe gestern eine Wette gewonnen. Ich habe nämlich gewettet, daß die gestrige Sonntagsvorstellung im Hofoperntheater (auf dem Zettel stand Die Walküre) abgesagt werden würde. Als in der vorigen Woche der Ring-Zyklus angekündigt worden war, lasen meine Freunde und ich, große Wagner-Verehrer, mit besonderer Freude, daß der erste Abend Die Walküre wieder einmal in erstklassiger Besetzung gespielt werden sollte, Frau Weidt als Brünnhilde, Herr Miller als Siegmund, wahrlich ein seltener Genuß für ein Sonntagspublikum. Und wir gingen hin und kauften uns teure Parkettsitze. Da sagte ich zu meinen Freunden: ‚Ob wir am Sonntag ‚Die Walküre' hören werden, weiß ich nicht, aber ich wette, daß wir die angekündigte Besetzung nicht bekommen werden. Wenn die Direktion der Hofoper einmal im Jahr dem Sonntagspublikum einen erlesenen Genuß bieten will, dann werden schon andere Umstände eintreten, die uns um dieses Vergnügen bringen werden. Meine Ahnung trug mich nicht....

Die geschätzte Seite hatte vielleicht »Trog« geschrieben. Das schien der Redaktion bedenklich. Man will sich nicht blamieren. Man änderte selbstverständlich in »Trug«. »Trog« erinnert an Sautrog und ist auch sonst verdächtig. »Will er denn sagen«, meinte ein Redakteur, »daß die Ahnung trog? Eine Ahnung trotzt doch nix! Er will sagen, daß es ein Betrug war, also muß man sagen, die Ahnung trug nicht.« »Moment«, sagte ein zweiter, »wenn wir sagen, die Ahnung trug nicht, so ist das so viel, wie wenn wir sagen, sie hat nicht getrogen. Während, wenn wir sagen wollen, sie hat nicht getrogen, wir doch sagen müssen, sie trog nicht«. »Moment, wenn sie nicht getrogen hat, so hat sie doch getrügt?« »Wieso? Wenn sie nicht getrogen hat, so hat sie getrogen —« »Aber wenn sie ja getrogen hat —?« »Wenn sie ja getrogen hat, so hat sie nicht getrogen.« »Wieso?« »Wenn sie nicht trug, so heißt das nur, daß sie nichts getrogen hat, während wenn sie nicht trog, heißt, daß es ein Betrug war.« »Hier scheint konträr, daß Trug von Betrug kommt und Trog von Trogen.« »Jetzt kenn ich mich selber nicht mehr aus. Aber wissen Sie was auch mir steigen Bedenken auf. Wir müssen jedenfalls auf das Verständnis des Publikums Rücksicht nehmen. Wenn wir setzen: trog, so glauben die Leute, daß wir jüdeln, während, wenn wir schreiben: Trug, werden das die Leute sofort verstehen und sagen, daß wir recht haben. Streichen Sie trog und machen Sie trug!«

* * *

Ein sonderbares Imperfektum

Zu den vielerlei Beschwerden, die der Menseh außer den Magenbeschwerden haben kann, gehören die Verkehrs-, Eisenbahn-, Stadtbahn-, Straßenbahn-, Telephon-, Wetter-, Konzerthaus- und Opernbeschwerden. Die letzten sind nicht die geringsten und rechtfertigen schon ein gewisses Pathos, besonders wenn es von geschätzter Seite kommt:

Ich habe gestern eine Wette gewonnen. Ich habe nämlich gewettet, daß die gestrige Sonntagsvorstellung im Hofoperntheater (auf dem Zettel stand Die Walküre) abgesagt werden würde. Als in der vorigen Woche der Ring-Zyklus angekündigt worden war, lasen meine Freunde und ich, große Wagner-Verehrer, mit besonderer Freude, daß der erste Abend Die Walküre wieder einmal in erstklassiger Besetzung gespielt werden sollte, Frau Weidt als Brünnhilde, Herr Miller als Siegmund, wahrlich ein seltener Genuß für ein Sonntagspublikum. Und wir gingen hin und kauften uns teure Parkettsitze. Da sagte ich zu meinen Freunden: ‚Ob wir am Sonntag ‚Die Walküre' hören werden, weiß ich nicht, aber ich wette, daß wir die angekündigte Besetzung nicht bekommen werden. Wenn die Direktion der Hofoper einmal im Jahr dem Sonntagspublikum einen erlesenen Genuß bieten will, dann werden schon andere Umstände eintreten, die uns um dieses Vergnügen bringen werden. Meine Ahnung trug mich nicht....

Die geschätzte Seite hatte vielleicht »Trog« geschrieben. Das schien der Redaktion bedenklich. Man will sich nicht blamieren. Man änderte selbstverständlich in »Trug«. »Trog« erinnert an Sautrog und ist auch sonst verdächtig. »Will er denn sagen«, meinte ein Redakteur, »daß die Ahnung trog? Eine Ahnung trotzt doch nix! Er will sagen, daß es ein Betrug war, also muß man sagen, die Ahnung trug nicht.« »Moment«, sagte ein zweiter, »wenn wir sagen, die Ahnung trug nicht, so ist das so viel, wie wenn wir sagen, sie hat nicht getrogen. Während, wenn wir sagen wollen, sie hat nicht getrogen, wir doch sagen müssen, sie trog nicht«. »Moment, wenn sie nicht getrogen hat, so hat sie doch getrügt?« »Wieso? Wenn sie nicht getrogen hat, so hat sie getrogen —« »Aber wenn sie ja getrogen hat —?« »Wenn sie ja getrogen hat, so hat sie nicht getrogen.« »Wieso?« »Wenn sie nicht trug, so heißt das nur, daß sie nichts getrogen hat, während wenn sie nicht trog, heißt, daß es ein Betrug war.« »Hier scheint konträr, daß Trug von Betrug kommt und Trog von Trogen.« »Jetzt kenn ich mich selber nicht mehr aus. Aber wissen Sie was auch mir steigen Bedenken auf. Wir müssen jedenfalls auf das Verständnis des Publikums Rücksicht nehmen. Wenn wir setzen: trog, so glauben die Leute, daß wir jüdeln, während, wenn wir schreiben: Trug, werden das die Leute sofort verstehen und sagen, daß wir recht haben. Streichen Sie trog und machen Sie trug!«

* * *

Ein sonderbares Imperfektum

Zu den vielerlei Beschwerden, die der Mensch außer den Magenbeschwerden haben kann, gehören die Verkehrs-, Eisenbahn-, Stadtbahn-, Straßenbahn-, Telephon-, Wetter-, Konzerthaus- und Opernbeschwerden. Die letzten sind nicht die geringsten und rechtfertigen schon ein gewisses Pathos, besonders wenn es von geschätzter Seite kommt:

> Ich habe gestern eine Wette gewonnen. Ich habe nämlich gewettet, daß die gestrige Sonntagsvorstellung im Hofoperntheater (auf dem Zettel stand »Die Walküre«) abgesagt werden würde. Als in der vorigen Woche der »Ring«-Zyklus angekündigt worden war, lasen meine Freunde und ich, große Wagner-Verehrer, mit besonderer Freude, daß der erste Abend »Die Walküre« wieder einmal in erstklassiger Besetzung gespielt werden sollte, Frau Weidt als Brünnhilde, Herr Miller als Siegmund, wahrlich ein seltener Genuß für ein Sonntagspublikum. Und wir gingen hin und kauften uns teure Parkettsitze. Da sagte ich zu meinen Freunden: »Ob wir am Sonntag ‚Die Walküre' hören werden, weiß ich nicht, aber ich wette, daß wir die angekündigte Besetzung nicht bekommen werden. Wenn die Direktion der Hofoper einmal im Jahr dem Sonntagspublikum einen erlesenen Genuß bieten will, dann werden schon andere Umstände eintreten, die uns um dieses Vergnügen bringen werden.« Meine Ahnung trug mich nicht....

Die geschätzte Seite hatte vielleicht »trog« geschrieben. Das schien der Redaktion bedenklich. Man will sich nicht blamieren. Man änderte selbstverständlich in »trug«. »Trog« erinnert an Sautrog und ist auch sonst verdächtig. »Warum sagt er«, meinte ein Redakteur, »daß die Ahnung trog? Eine Ahnung trogt nix! Er will sagen, daß es ein Betrug ~~war~~ also muß man sagen, die Ahnung trug.« »Moment«, sagte ein zweiter, »wenn wir sagen, die Ahnung trug nicht, so ist das so viel, wie wenn wir sagen, sie hat nicht getragen. Während, wenn wir sagen wollen, sie hat nicht getrogen, wir doch sagen müssen, sie trog nicht« »Moment«, versetzte der erste, »wenn sie nicht getrogen hat, so hat sie doch getrügt?« »Wieso? Wenn sie nicht getrogen hat, so hat sie getrogen —« »Aber wenn sie ja getrogen hat —?« »Wenn sie ja getrogen hat, so hat sie nicht getrogen.« »Wieso?« »Wenn sie nicht trug, so heißt das nur, daß sie nichts getrogen hat, während wenn sie trog, heißt, daß es ein Betrug war.« »Mir scheint konträr, daß trug von Betrug kommt und trog von trogen.« »Jetzt kenn ich mich selber nicht mehr aus. Auch mir fangen an Bedenken aufzusteigen. Wir müssen jedenfalls auf das Verständnis des ~~Publikums~~ Rücksicht nehmen. Wenn wir setzen: trog, so glauben die Leute, ~~daß~~ wir jüdeln. Während, wenn wir schreiben: trug, werden das die Leute sofort verstehen und sagen, daß wir uns auskennen. Wissen Sie was, streichen Sie trog und machen Sie Trug!«

* * *

Schulbeispiel für die Anwendung eines Sprichworts

». . . . Die Abgeordneten B. und D. haben sich auf Säbel geschlagen und gegenseitig leicht am Kopfe verwundet. Die zwei Gegner haben, nachdem sie verbunden worden waren, Umarmung und Kuß getauscht und sind in demselben Auto nach Monte Citorio gefahren.«

* * *

Wie sagt doch Fehrenbach

. . . . Aber bereits nach den ersten Worten, die er gesprochen, tritt tiefes Schweigen ein und das Haus hört ihm mit angespanntem Interesse zu. Abgeordneter Fehrenbach sagt: Das Unzulängliche, hier wird's Ereignis (lebhafte Zustimmung), das Unbegreifliche/ hier wird's getan. (Erneute lebhafte Zustimmung) . . . .

* * *

Einer, der mir auffällt

— — — die konstituierende Sitzung des Komitees für ein Kaiser Franz Josef-Denkmal der Dreibundnationen stattgefunden. Zu der Sitzung hatten sich eingefunden: — — — der königlich preußische Geheime Hofrat René — — — den Antrag, die Wahl eines Obmannes per Akklamation vorzunehmen. Sie fiel auf den königlich preußischen Geheimen Hofrat René, der die Denkmalidee eingehend erörterte. An seine Ausführungen knüpfte sich eine Debatte, an der sich — — — Geheimrat René — — — beteiligte. Nach Abschluß der Diskussion, die die einmütige Übereinstimmung der Redner bekundete, wurde beschlossen, ein provisorisches Komitee zu bilden, das die Vorarbeiten zu besorgen hätte. In dieses Komitee wurden gewählt: — — — Geheimrat René — — —

Schon das Denkmal in Karlsbad ist so entstanden. Der Mann ist unaufhörlich im Schlafwagen Berlin-Wien, reist in Nibelungentreue. Ist vielleicht der nibelungentreueste Preuße, den es jetzt gibt. Ist sehr, sehr für Österreich. Idee, Komitee, René — ja wo hat er denn Wehweh?

* * *

Einer, der mir schon lange auffällt

— — — die konstituierende Sitzung des Komitees für ein Kaiser Franz Josef-Denkmal der Dreibundnationen stattgefunden. Zu der Sitzung hatten sich eingefunden: — — — der königlich preußische Geheime Hofrat René — — — den Antrag, die Wahl eines Obmannes per Akklamation vorzunehmen. Sie fiel auf den königlich preußischen Geheimen Hofrat René, der die Denkmalidee eingehend erörterte. An seine Ausführungen knüpfte sich eine Debatte, an der sich — — — Geheimrat René — — — beteiligten. Nach Abschluß der Diskussion, die die einmütige Übereinstimmung der Redner bekundete, wurde beschlossen, ein provisorisches Komitee zu bilden, das die Vorarbeiten zu besorgen hätte. In dieses Komitee wurden gewählt: — — — Geheimrat René — — —

Schon das Denkmal in Karlsbad ist so entstanden. Der Mann ist unaufhörlich im Schlafwagen Berlin-Wien, reist in Nibelungentreue. Ist vielleicht der nibelungentreueste Preuße, den es jetzt gibt. Erzielt immer einmütigste Übereinstimmung. Beruft konstituierende Sitzungen des Komitees für ein Kaiserdenkmal zur Bildung eines provisorischen Komitees für ein Kaiserdenkmal. Ist sehr, sehr für Österreich. Idee, Komitee, René — ja wo hat er denn Wehweh?

* * *

130

15.

Ein sonderbares Imperfektum

Zu den vielerlei Beschwerden, die der Mensch außer den Magenbeschwerden haben kann, gehören die Verkehrs-, Eisenbahn-, Stadtbahn-, Straßenbahn-, Telephon-, Wetter-, Konzerthaus- und Opernbeschwerden. Die letzten sind nicht die geringsten und rechtfertigen schon ein gewisses Pathos, besonders wenn es von geschätzter Seite kommt:

Ich habe gestern eine Wette gewonnen. Ich habe nämlich gewettet, daß die gestrige Sonntagsvorstellung im Hofopernheater (auf dem Zettel stand »Die Walküre«) abgesagt werden würde. Als in der vorigen Woche der »Ring«-Zyklus angekündigt worden war, lasen meine Freunde und ich, große Wagner-Verehrer, mit besonderer Freude, daß der erste Abend »Die Walküre« wieder einmal in erstklassiger Besetzung gespielt werden sollte, Frau Weidt als Brünnhilde, Herr Miller als Siegmund, wahrlich ein seltener Genuß für ein Sonntagspublikum. Und wir gingen hin und kauften uns teure Parkettsitze. Da sagte ich zu meinen Freunden: »Ob wir am Sonntag ‚Die Walküre' hören werden, weiß ich nicht, aber ich wette, daß wir die angekündigte Besetzung nicht bekommen werden. Wenn die Direktion der Hofoper einmal im Jahr dem Sonntagspublikum einen erlesenen Genuß bieten will, dann werden schon andere Umstände eintreten, die uns um dieses Vergnügen bringen werden.« Meine Ahnung trug mich nicht....

Die geschätzte Seite hatte vielleicht »trog« geschrieben. Das schien der Redaktion bedenklich. Man will sich nicht blamieren. Man änderte selbstverständlich in »trug«. »Trog« erinnert an Sautrog und ist auch sonst verdächtig. »Warum sagt er«, meinte ein Redakteur, »daß die Ahnung trog? Eine Ahnung trogt nix! Er will sagen, daß sie nichts betrug, also war es ein Betrug, also muß man sagen, die Ahnung trug.« »Moment«, sagte ein zweiter, »wenn wir sagen, die Ahnung trug nicht, so ist das so viel, wie wenn wir sagen, sie hat nicht getragen. Während, wenn wir sagen wollen, sie hat nicht getrogen, wir doch sagen müssen, sie trog nicht!« »Moment«, versetzte der erste, »wenn sie nicht getrogen hat, so hat sie doch getrügt?« »Wieso? Wenn sie nicht getrogen hat, so hat sie getrogen —« »Aber wenn sie ja getrogen hat —?« »Wenn sie ja getrogen hat, so hat sie nicht getrogen.« »Wieso?« »Wenn sie nicht trug, so heißt das nur, daß sie nichts getrogen hat, während wenn sie trog, heißt, daß es ein Betrug war.« »Wieso?« »Mir scheint konträr, daß ein Betrug nur vorliegt, wenn es nichts betrug. trug von Betrug kommt und trog von trogen.« »Jetzt kenn ich mich selber nicht mehr aus. Auch mir fangen an Bedenken aufzusteigen. Wir müssen jedenfalls auf das Verständnis des Publikums Rücksicht nehmen. Wenn wir setzen trog, so glauben die Leute, daß wir jüdeln. Während, wenn wir schreiben: trug, werden das die Leute sofort verstehen und sagen, daß wir uns auskennen. Wissen Sie was, streichen Sie trog und machen Sie Trug!«

* * *

Schulbeispiel für die Anwendung eines Sprichworts

».... Die Abgeordneten B. und D. haben sich auf Säbel geschlagen und gegenseitig leicht am Kopfe verwundet. Die zwei Gegner haben, nachdem sie verbunden worden waren, Umarmung und Kuß getauscht und sind in demselben Auto nach Monte Citorio gefahren.«

* * *

Wie sagt doch Fehrenbach

.... Aber bereits nach den ersten Worten, die er gesprochen, tritt tiefes Schweigen ein und das Haus hört ihn mit angespanntem Interesse zu. Abgeordneter Fehrenbach sagt: Das Unzulängliche, hier wird's Ereignis (lebhafte Zustimmung), das Unbegreifliche hier wird's getan. (Erneuerte lebhafte Zustimmung)....

* * *

Einer, der mir schon lange auffällt

— — — die konstituierende Sitzung des Komitees für ein Kaiser Franz Josef-Denkmal der Dreibundnationen stattgefunden. Zu der Sitzung hatten sich eingefunden: — — — der königlich preußische Geheime Hofrat René — — — den Antrag, die Wahl eines Obmannes per Akklamation vorzunehmen. Sie fiel auf den königlich preußischen Geheimen Hofrat René, der die Denkmalidee eingehend erörterte. An seine Ausführungen knüpfte sich eine Debatte, an der sich — — — Geheimrat René — — — beteiligten. Nach Abschluß der Diskussion, die die einmütige Übereinstimmung der Redner bekundete, wurde beschlossen, ein provisorisches Komitee zu bilden, das die Vorarbeiten zu besorgen hätte. In dieses Komitee wurden gewählt: — — — Geheimrat René

— — —

Schon das Denkmal in Karlsbad ist so entstanden. Der Mann ist unaufhörlich im Schlafwagen Berlin-Wien, reist in Nibelungentreue. Ist vielleicht der nibelungentreueste Preuße, den es jetzt gibt. Erzielt immer einmütigste Übereinstimmung, beruft konstituierende Sitzungen des Komitees für ein Kaiserdenkmal zur Bildung eines provisorischen Komitees für ein Kaiserdenkmal. Ist sehr, sehr für Österreich. Idee, Komitee, René — ja wo hat er denn Wehweh?

* * *

WIENER STADTBIBLIOTHEK

130

15.

Ein sonderbares Imperfektum

Zu den vielerlei Beschwerden, die der Mensch außer den Magenbeschwerden haben kann, gehören die Verkehrs-, Eisenbahn-, Stadtbahn-, Straßenbahn-, Telephon-, Wetter-, Konzerthaus- und Opernbeschwerden. Die letzten sind nicht die geringsten und rechtfertigen schon ein gewisses Pathos, besonders wenn es von geschätzter Seite kommt:

Ich habe gestern eine Wette gewonnen. Ich habe nämlich gewettet, daß die gestrige Sonntagsvorstellung im Hofopernheater (auf dem Zettel stand »Die Walküre«) abgesagt werden würde. Als in der vorigen Woche der »Ring«-Zyklus angekündigt worden war, lasen meine Freunde und ich, große Wagner-Verehrer, mit besonderer Freude, daß der erste Abend »Die Walküre« wieder einmal in erstklassiger Besetzung gespielt werden sollte, Frau Weidt als Brünnhilde, Herr Miller als Siegmund, wahrlich ein seltener Genuß für ein Sonntagspublikum. Und wir gingen hin und kauften uns teure Parkettsitze. Da sagte ich zu meinen Freunden: »Ob wir am Sonntag ‚Die Walküre' hören werden, weiß ich nicht, aber ich wette, daß wir die angekündigte Besetzung nicht bekommen werden. Wenn die Direktion der Hofoper einmal im Jahr dem Sonntagspublikum einen erlesenen Genuß bieten will, dann werden schon andere Umstände eintreten, die uns um dieses Vergnügen bringen werden.« Meine Ahnung trug mich nicht....

Die geschätzte Seite hatte vielleicht »trog« geschrieben. Das schien der Redaktion bedenklich. Man will sich nicht blamieren. Man änderte selbstverständlich in »trug«. »Trog« erinnert an Sautrog und ist auch sonst verdächtig. »Warum sagt er«, meinte ein Redakteur, »daß die Ahnung trog? Eine Ahnung trogt nix! Er will sagen, daß sie nichts betrug, also war es ein Betrug, also muß man sagen, die Ahnung trug.« »Moment«, sagte ein zweiter, »wenn wir sagen, die Ahnung trug nicht, so ist das so viel, wie wenn wir sagen, sie hat nicht getragen. Während, wenn wir sagen wollen, sie hat nicht getrogen, wir doch sagen müssen, sie trog nicht!« »Moment«, versetzte der erste, »wenn sie nicht getrogen hat, so hat sie doch getrügt?« »Wieso? Wenn sie nicht getrogen hat, so hat sie getrogen —« »Aber wenn sie ja getrogen hat —?« »Wenn sie ja getrogen hat, so hat sie nicht getrogen.« »Wieso?« »Wenn sie nicht trug, so heißt das nur, daß sie nichts getrogen hat, während wenn sie trog, heißt, daß es ein Betrug war.« »Wieso?« »Mir scheint konträr, daß ein Betrug nur vorliegt, wenn es nichts betrug. trug von Betrug kommt und trog von trogen.« »Jetzt kenn ich mich selber nicht mehr aus. Auch mir fangen an Bedenken aufzusteigen. Wir müssen jedenfalls auf das Verständnis des Publikums Rücksicht nehmen. Wenn wir setzen trog, so glauben die Leute, daß wir jüdeln. Während, wenn wir schreiben: trug, werden das die Leute sofort verstehen und sagen, daß wir uns auskennen. Wissen Sie was, streichen Sie trog und machen Sie Trug!«

* * *

Schulbeispiel für die Anwendung eines Sprichworts

».... Die Abgeordneten B. und D. haben sich auf Säbel geschlagen und gegenseitig leicht am Kopfe verwundet. Die zwei Gegner haben, nachdem sie verbunden worden waren, Umarmung und Kuß getauscht und sind in demselben Auto nach Monte Citorio gefahren.«

* * *

Wie sagt doch Fehrenbach

.... Aber bereits nach den ersten Worten, die er gesprochen, tritt tiefes Schweigen ein und das Haus hört ihn mit angespanntem Interesse zu. Abgeordneter Fehrenbach sagt: Das Unzulängliche, hier wird's Ereignis (lebhafte Zustimmung), das Unbegreifliche hier wird's getan. (Erneuerte lebhafte Zustimmung)....

* * *

Einer, der mir schon lange auffällt

— — — die konstituierende Sitzung des Komitees für ein Kaiser Franz Josef-Denkmal der Dreibundnationen stattgefunden. Zu der Sitzung hatten sich eingefunden: — — — der königlich preußische Geheime Hofrat René — — — den Antrag, die Wahl eines Obmannes per Akklamation vorzunehmen. Sie fiel auf den königlich preußischen Geheimen Hofrat René, der die Denkmalidee eingehend erörterte. An seine Ausführungen knüpfte sich eine Debatte, an der sich — — — Geheimrat René — — — beteiligten. Nach Abschluß der Diskussion, die die einmütige Übereinstimmung der Redner bekundete, wurde beschlossen, ein provisorisches Komitee zu bilden, das die Vorarbeiten zu besorgen hätte. In dieses Komitee wurden gewählt: — — — Geheimrat René

— — —

Schon das Denkmal in Karlsbad ist so entstanden. Der Mann ist unaufhörlich im Schlafwagen Berlin-Wien, reist in Nibelungentreue. Ist vielleicht der nibelungentreueste Preuße, den es jetzt gibt. Erzielt immer einmütigste Übereinstimmung, beruft konstituierende Sitzungen des Komitees für ein Kaiserdenkmal zur Bildung eines provisorischen Komitees für ein Kaiserdenkmal. Ist sehr, sehr für Österreich. Idee, Komitee, René — ja wo hat er denn Wehweh?

* * *

WIENER STADTBIBLIOTHEK

131

Verwechslung der Schöpfer

Bei Nikolaus Schattensteins »Porträt der Frau R.« erkundigte sich der Kaiser, wer die abgebildete Dame sei, worauf ihm der Künstler das ehemalige Mitglied des deutschen Volkstheaters Frau Rainau als die Porträtierte bezeichnete.

»Der Schöpfer des Porträts der Frau Rainau-Adler, das dem Kaiser besonders auffiel, ist Maler Heinrich Rauchinger.«

* * *

Ob die sich gut verstehen werden?

Vat., jd., w. s. Tocht., 25. J., ang. lieb. P., wirtsch. erz., geb., musik., a. brav. j. t. M. i. gt. sich. Pos. verh. Mitg. vorl. 20 000 M. Bew. m. Ang. Pos. u. Alt. u. E. H. 1174 E. d. Bl., Moritzp.

* * *

Von den Nachdenklichen und den Schriebsamen

Soll ich das Porträt des Professors Freud auf Kaiserlich Japan oder auf van Geldern Bütten kaufen, das mir Hugo Heller offeriert, der mir bald als Buchhändler, bald als Kunstsalon, eben noch als Literaturverein, jetzt wieder als graphisches Kabinett entgegentritt? Versuch' ich wohl ihn diesmal festzuhalten? Fühl' ich mein Herz nach jenem Wahn geneigt? Er drängt sich zu! nun gut, so mag er walten, wie er aus Dunst und Nebel um mich steigt. Er bringt mit sich die Bilder froher Tage. Eins kostet 100, hundert Kronen sage.

Max Pollak hat den Forscher in seinem Arbeitszimmer, an seinem Schreibtisch sitzend, porträtiert. Der Vordergrund wird durch die auf dem Schreibtisch stehenden antiken und archaischen Figuren seltsam belebt. Aus dem Helldunkel des Arbeitstisches hebt sich kräftig der durchgeistigte Kopf des Gelehrten ab mit jenem gewissermaßen nach innen gekehrten nachdenklichen Blick, der die konzentrierte geistige schöpferische Arbeit kennzeichnet.

Der Fachschriftsteller

. . . . in voller körperlicher und geistiger Frische. Er wirkt verdienstlich als Fachschriftsteller auf juristischem und volkswirtschaftlichem, namentlich bahntarifarischem Gebiete. So ist vor kurzem eine Broschüre »Die Stempelpflicht im bahnämtlichen Reklamationsverfahren« erschienen, die einen Separatabdruck mehrerer, in der Wiener ‚Zoll- und Speditionszeitung' erschienenen Artikel bildet und die in den fachlichen Kreisen Aufsehen erregte. Viel bemerkt wurde in der ‚Industrie' sein Artikel »Der Güterverkehr zwischen Österreich und Kanada« auf Grund statistischer Daten aus der letzten österreichischen Handelsstatistik, welcher Artikel die Veranlassung zu einer vom Bunde der Industriellen in den letzten Tagen durch den Abgeordneten Friedmann beim Handelsministerium überreichten Petition wegen Wiederaufnahme des Güterverkehres mit Kanada gegeben hat. Auch die Plenissimarentscheidungen des Obersten Gerichtshofes aus der letzten Zeit bezüglich der Lieferfristberechnung bei der Möglichkeit mehrerer Bahnwege, zum Beispiel Brünn-Paris, dann bezüglich der Vererblichkeit des Schmerzengeldes wurden von ihm kritisch besprochen. Mehrere von ihm bei Kaiserjubiläen auf Grundlage der Psalmen verfaßte Huldigungshymnen wurden der kaiserlichen Fideikommißbibliothek einverleibt.

19.

Der Fachschriftsteller

. . . . in voller körperlicher und geistiger Frische. Er wirkt verdienstlich als Fachschriftsteller auf juristischem und volkswirtschaftlichem, namentlich bahntarifarischem Gebiete. So ist vor kurzem eine Broschüre »Die Stempelpflicht im bahnämtlichen Reklamationsverfahren« erschienen, die einen Separatabdruck mehrerer, in der Wiener ‚Zoll- und Speditionszeitung' erschienenen Artikel bildet und die in den fachlichen Kreisen Aufsehen erregte. Viel bemerkt wurde in der ‚Industrie' sein Artikel »Der Güterverkehr zwischen Österreich und Kanada« auf Grund statistischer Daten aus der letzten österreichischen Handelsstatistik, welcher Artikel die Veranlassung zu einer vom Bunde der Industriellen in den letzten Tagen durch den Abgeordneten Friedmann beim Handelsministerium überreichten Petition wegen Wiederaufnahme des Güterverkehres mit Kanada gegeben hat. Auch die Plenissimarentscheidungen des Obersten Gerichtshofes aus der letzten Zeit bezüglich der Lieferfristberechnung bei der Möglichkeit mehrerer Bahnwege, zum Beispiel Brünn-Paris, dann bezüglich der Vererblichkeit des Schmerzensgeldes wurden von ihm kritisch besprochen. Mehrere von ihm bei Kaiserjubiläen auf Grundlage der Psalmen verfaßte Huldigungshymnen wurden der kaiserlichen Fideikommißbibliothek einverleibt.

19.

Ein Führer der Literatur

Montag den 9. d. feiert die Firma Ludwig & Albert Last den sechzigsten Geburtstag ihres älteren Chefs. Ludwig Last ist eine stadtbekannte Persönlichkeit und das Ebenbild seines verstorbenen Vaters, welcher seinerzeit schon im literarischen Leben Wiens eine führende Rolle einnahm. Seit vierzig Jahren in eifrigster Tätigkeit dem Unternehmen vorstehend, ist Ludwig Last im Verkehr mit allen Klassen der Gesellschaft ungemein beliebt und auf Grund seines profunden Wissens, seiner reichen Erfahrungen ein Berater buchhändlerischer und schriftstellerischer Kreise im In- und Auslande. Über ein Jahrzehnt war er Präsident der Wiener Theosophischen Gesellschaft und hielt Vorträge über philosophische Themen. Im großen Familien- und Freundeskreise sowie beim Personal des Geschäftshauses genießt er die größte Hochachtung und Verehrung.

Aus dieser Meldung geht nicht hervor, welcher Art von Unternehmen der Mann vorsteht, dessen Vater schon im literarischen Leben Wiens eine führende Rolle einnahm und der selbst ein Berater der schriftstellerischen Kreise im In- und Auslande ist. Das Inland dürfte es wissen. Aber dem Ausland muß gesagt werden, daß es sich um eine Leihbibliothek handelt. Welcher Art die schriftstellerischen Kreise sind, die sich von dem Inhaber einer Leihbibliothek beraten lassen, weiß ich leider nicht. Ich stehe diesen Kreisen etwas fern, aber ich kann ~~nicht~~ denken, daß es die Kreise jener Schriftsteller sind, die schon Herrn Last senior gefragt haben, welches Buch sie abschreiben sollen. Mindestens könnten sie ~~den~~ Leihbibliotheksinhaber fragen, welche Stoffe man gerade trägt, und von ihm die Kunst erlernen, sich beim Publikum lieb Kind zu machen, diese Schweine. Nur so kann ich mir auch die führende Rolle vorstellen, die ein Leihbibliotheksinhaber im literarischen Leben Wiens einnimmt, und ich wüßte nur nicht, ob die Neue Freie Presse seinerzeit mehr Minor oder Last für den Führer der Literatur gehalten hat. Jedenfalls ist der Leihbibliotheksinhaber eine Instanz. Wäre dies nicht der Fall und würde es sich also nicht um die Fragen des Schaffens, sondern nur um die Frage des Erwerbes handeln, so würde ich glauben, daß die schriftstellerischen Kreise in einem Leihbibliotheksinhaber ihren natürlichen Feind erblicken, den sie auf der Straße nicht grüßen und zu dessen Boykott sie auffordern. Denn wenn er selbst zwanzig Exemplare von einem Roman ankauft, so bewirkt er doch den Verlust von zweitausend, und ist schon das private und unbezahlte Bücherverleihen ein viel ~~schlechteres~~ Übel, so ist dessen Systemisierung in einem Betrieb, dessen Nutznießer an einem Buch mehr als der Autor verdient, eine Schmach, die abzustellen die feige Wehrlosigkeit der schriftstellerischen Kreise bisher auch nicht einmal versucht hat. Was mag das erst für eine Literatur sein, innerhalb deren der Leihbibliothekar die führende Rolle spielt? Und was ist das für ein Schaf, das die Boa constriktor zu seinem Berater erwählt hat!

* * *

Ein Führer der Literatur

Montag den 9. d. feiert die Firma Ludwig & Albert Last den sechzigsten Geburtstag ihres älteren Chefs. Ludwig Last ist eine stadtbekannte Persönlichkeit und das Ebenbild seines verstorbenen Vaters, welcher seinerzeit schon im literarischen Leben Wiens eine führende Rolle einnahm. Seit vierzig Jahren in eifrigster Tätigkeit dem Unternehmen vorstehend, ist Ludwig Last im Verkehr mit allen Klassen der Gesellschaft ungemein beliebt und auf Grund seines profunden Wissens, seiner reichen Erfahrungen ein Berater buchhändlerischer und schriftstellerischer Kreise im In- und Auslande. Über ein Jahrzehnt war er Präsident der Wiener Theosophischen Gesellschaft und hielt Vorträge über philosophische Themen. Im großen Familien- und Freundeskreise sowie beim Personal des Geschäftshauses genießt er die größte Hochachtung und Verehrung.

Aus dieser Meldung geht nicht hervor, welcher Art von Unternehmen der Mann vorsteht, dessen Vater schon im literarischen Leben Wiens eine führende Rolle einnahm und der selbst ein Berater der schriftstellerischen Kreise im In- und Auslande ist. Das Inland dürfte es wissen. Aber dem Ausland muß gesagt werden, daß es sich um eine Leihbibliothek handelt. Welcher Art die schriftstellerischen Kreise sind, die sich von dem Inhaber einer Leihbibliothek beraten lassen, weiß ich leider nicht. Ich stehe diesen Kreisen etwas fern, aber ich kann mir denken, daß es die Kreise jener Schriftsteller sind, die schon Herrn Last senior gefragt haben, welches Buch sie abschreiben sollen. Mindestens könnten sie einen Leihbibliotheksinhaber fragen, welche Stoffe man gerade trägt, und von ihm die Kunst erlernen, sich beim Publikum lieb Kind zu machen, diese Schweine. Nur so kann ich mir auch die führende Rolle vorstellen, die ein Leihbibliotheksinhaber im literarischen Leben Wiens einnimmt, und ich wüßte nur nicht, ob die Neue Freie Presse seinerzeit mehr Minor oder Last für den eigentlichen Führer der Literatur gehalten hat. Jedenfalls ist der Leihbibliotheksinhaber eine Instanz. Wäre dies nicht der Fall und würde es sich also nicht um die Fragen des Schaffens, sondern nur um die Frage des Erwerbes handeln, so würde ich glauben, daß die schriftstellerischen Kreise in einem Leihbibliotheksinhaber ihren natürlichen Feind erblicken, den sie auf der Straße nicht grüßen und zu dessen Boykott sie auffordern. Denn wenn er selbst, sagen wir, zwanzig Exemplare von einem Roman ankauft, so bewirkt er doch den Verlust von zweitausend, und ist schon das private und unbezahlte Bücherverleihen ein viel beklagtes Übel, so ist dessen Systemisierung in einem Betrieb, dessen Nutznießer an einem Buch mehr als der Autor verdient, eine Schmach, die abzustellen die feige Wehrlosigkeit der schriftstellerischen Kreise bisher auch nicht einmal versucht hat. Was mag das erst für eine Literatur sein, innerhalb deren der Leihbibliothekar die führende Rolle spielt? Und was ist das für ein Schaf, das die Boa constriktor zu seinem Berater erwählt hat!

* * *

Ein Führer der Literatur

Montag den 9. d. feiert die Firma Ludwig & Albert Last den sechzigsten Geburtstag ihres älteren Chefs. Ludwig Last ist eine stadtbekannte Persönlichkeit und das Ebenbild seines verstorbenen Vaters, welcher seinerzeit schon im literarischen Leben Wiens eine führende Rolle einnahm. Seit vierzig Jahren in eifrigster Tätigkeit dem Unternehmen vorstehend, ist Ludwig Last im Verkehr mit allen Klassen der Gesellschaft ungemein beliebt und auf Grund seines profunden Wissens, seiner reichen Erfahrungen ein Berater buchhändlerischer und schriftstellerischer Kreise im In- und Auslande. Über ein Jahrzehnt war er Präsident der Wiener Theosophischen Gesellschaft und hielt Vorträge über philosophische Themen. Im großen Familien- und Freundeskreise sowie beim Personal des Geschäftshauses genießt er die größte Hochachtung und Verehrung.

Aus dieser Meldung geht nicht hervor, welcher Art von Unternehmen der Mann vorsteht, dessen Vater schon im literarischen Leben Wiens eine führende Rolle einnahm und der selbst ein Berater der schriftstellerischen Kreise im In- und Auslande ist. Das Inland dürfte es wissen. Aber dem Ausland muß gesagt werden, daß es sich um eine Leihbibliothek handelt. Welcher Art die schriftstellerischen Kreise sind, die sich von dem Inhaber einer Leihbibliothek beraten lassen, weiß ich leider nicht. Ich stehe diesen Kreisen etwas fern, aber ich kann mir denken, daß es die Kreise jener Schriftsteller sind, die schon Herrn Last senior gefragt haben, welches Buch sie abschreiben sollen. Mindestens könnten sie einen Leihbibliotheksinhaber fragen, welche Stoffe man gerade trägt, und von ihm die Kunst erlernen, sich beim Publikum lieb Kind zu machen, diese Schweine. Nur so kann ich mir auch die führende Rolle vorstellen, die ein Leihbibliotheksinhaber im literarischen Leben Wiens einnimmt, und ich wüßte nur nicht, ob die Neue Freie Presse seinerzeit mehr Minor oder Last für den eigentlichen Führer der Literatur gehalten hat. Jedenfalls ist der Leihbibliotheksinhaber eine Instanz. Wäre dies nicht der Fall und würde es sich also nicht um die Fragen des Schaffens, sondern nur um die Frage des Erwerbes handeln, so würde ich glauben, daß die schriftstellerischen Kreise in einem Leihbibliotheksinhaber ihren natürlichen Feind [erblicken], den sie auf der Straße nicht grüßen und zu dessen Boykott sie auffordern. Denn wenn er selbst sagen wir zwanzig Exemplare von einem Roman ankauft, so bewirkt er doch den Verlust von zweitausend, und ist schon das private und unbezahlte Bücherverleihen ein viel beklagtes Übel, so ist dessen Systemisierung in einem Betrieb, dessen Nutznießer an einem Buch mehr als der Autor verdient, eine Schmach, die abzustellen die feige Wehrlosigkeit der schriftstellerischen Kreise bisher auch nicht einmal versucht hat. Was mag das erst für eine Literatur sein, innerhalb deren der Leihbibliothekar die führende Rolle spielt? Und was ist das für ein Schaf, das die Boa constriktor zu seinem Berater erwählt hat!

* * *

Die Katastrophe

Die Lehrkanzel Minors soll besetzt werden, aber mit dem, der der Neuen Freien Presse und ihren Hintermännern nicht paßt. Dessen Tauglichkeit also von berufener Seite in Zweifel gezogen wurde. Was für ein Nebbich dieser Professor Brecht aus Posen ist, sieht man auf den ersten Blick:

Er bereitet eine deutsche Literaturgeschichte des sechzehnten Jahrhunderts vor — das ist sein Arbeitsgebiet . . . .

Mit solchen Leuten verkehrt sie nicht, weil sie ist aufgewachsen bei Minor. Überdies »kennt er den Unterrichtsbetrieb einer Universität nicht«. Er war nämlich bisher nur an einer königlichen Akademie tätig, das ist ein kolossaler Unterschied. Es besteht die Gefahr, daß er sich lange nicht hineinarbeiten wird. Das Unterrichtsministerium hat sich da etwas schönes eingebrockt. Mit den österreichischen Germanisten moderner Richtung wurde überhaupt nicht verhandelt. Wie heißen die? Sauer in Prag, Arnold und v. Weilen in Wien. Das sind die drei flottesten Geister, die jetzt auf Universitäten herumtollen. Besonders der Germanist Levysohn, der infolge einer interessanten Lautverschiebung Arnold heißt, hat etwas Fortreißendes. Er lud mich einmal zu einem Vortrag mit den Worten: Et de te fabula narrabitur. Aber ich fürchtete, daß er mich zu sehr aufpulvern werde, und ging deshalb nicht hin. Es soll toll gewesen sein, ~~manchen gedeutet~~, aber toll. Nun dürfte sich alles setzen. Der Weilen soll ohnehin ~~wenig noch~~ das sein, was er einmal war. In der hohen Aula wird er still werden. Die Neue Freie Presse ist sehr verstimmt. Eine Katastrophe bricht herein.

* * *

Die Katastrophe

Die Lehrkanzel Minors soll also endlich besetzt werden, aber mit dem, der der Neuen Freien Presse und ihren Hintermännern nicht paßt. Dessen Tauglichkeit also von berufener Seite in Zweifel gezogen wurde. Was für ein Nebbich dieser Professor Brecht aus Posen ist, sieht man auf den ersten Blick:

. . . . Er bereitet eine deutsche Literaturgeschichte des sechzehnten Jahrhunderts vor — das ist sein Arbeitsgebiet . . . .

Mit solchen Leuten verkehrt sie nicht, weil sie ist aufgewachsen bei Minor. Überdies »kennt er den Unterrichtsbetrieb einer Universität nicht«. Er war nämlich bisher nur an einer königlichen Akademie tätig, das ist ein kolossaler Unterschied. Es besteht die Gefahr, daß er sich lange nicht hineinarbeiten wird. Das Unterrichtsministerium hat sich da etwas schönes eingebrockt. Mit den österreichischen Germanisten moderner Richtung wurde überhaupt nicht verhandelt. Wie heißen die? Sauer in Prag, Arnold und v. Weilen in Wien. Das sind die drei flottesten Geister, die jetzt auf Universitäten herumtollen. Besonders der Germanist Levysohn, der infolge einer interessanten Lautverschiebung Arnold heißt, hat etwas Fortreißendes. Er lud mich einmal zu einem Vortrag mit den Worten: „Et de te fabula narrabitur." Aber ich fürchtete, daß er mich zu sehr aufpulvern werde, und ging deshalb nicht hin. Es soll toll gewesen sein, wie sage ich doch in meinen Faschingsbummel vornehm geleitet, aber toll. Nun dürfte sich alles setzen. Der Weilen soll ohnehin nicht mehr das sein, was er einmal war. In der hohen Aula wird er still werden. Die Neue Freie Presse ist sehr verstimmt. Sie fühlt: Eine Katastrophe bricht herein.

* * *

Die Katastrophe

Die Lehrkanzel Minors soll also endlich besetzt werden, aber mit dem, der der Neuen Freien Presse und ihren Hinternmännern nicht paßt. Dessen Tauglichkeit also von berufener Seite in Zweifel gezogen wurde«. Was für ein Nebbich dieser Professor Brecht aus Posen ist, sieht man auf den ersten Blick:

.... Er bereitet eine deutsche Literaturgeschichte des sechzehnten Jahrhunderts vor — das ist sein Arbeitsgebiet ....

Mit solchen Leuten verkehrt sie nicht, weil sie ist aufgewachsen bei Minor. Überdies »kennt er den Unterrichtsbetrieb einer Universität nicht«. Er war nämlich bisher nur an einer königlichen Akademie tätig, das ist ein kolossaler Unterschied. Es besteht die Gefahr, daß er sich lange nicht hineinarbeiten wird. Das Unterrichtsministerium hat sich da etwas Schönes eingebrockt. »Mit den österreichischen Germanisten moderner Richtung wurde überhaupt nicht verhandelt.« Wie heißen die? »Sauer in Prag, Arnold und v. Weilen in Wien.« Das sind die drei flottesten Geister, die jetzt auf Universitäten herumtollen. Besonders der Germanist Levysohn, der infolge einer interessanten Lautverschiebung Arnold heißt, hat etwas Fortreißendes. Er lud mich einmal zu einem Vortrag mit den Worten: „Et de te fabula narrabitur!" Aber ich fürchtete, daß er mich zu sehr aufpulvern werde, und ging deshalb nicht hin. Es soll toll gewesen sein, wie sage ich doch in meinen Faschingsbummel: vornehm geleitet, aber toll. Nun dürfte sich alles setzen. Der Weilen soll ohnehin nicht mehr das sein, was er einmal war. In der »hohen Aula« wird es still werden. Die Neue Freie Presse ist sehr verstimmt. Sie fühlt: eine Katastrophe brecht herein.

* * *

Die Todesnachricht

. . . . In den letzten Jahren seines Lebens war der Kardinal im Streite um die christlichen Gewerkschaften der Wortführer der Berliner gegen die Kölner Richtung.

Die Todesnachricht.

Troppau, 3. März.

Kardinal Kopp ist um 1 Uhr 30 Minuten nachts gestorben.

Auf den »Lebenslauf des Kardinals Kopp« folgt konsequenterweise der Tod. Überdies ist es interessant, nachdem man schon an die sechzigmal davon gesprochen hat, daß der Kardinal Kopp gestorben ist, auch noch zu zeigen, wie die Todesnachricht aussieht. Es ist aber auch ehrlich. Denn der Lebenslauf ist lange vorher in der Redaktion abgeschlossen und wartet im Übersatz. Was dann noch dazukommt, ist nur noch die Todesnachricht. Der Rest ist Schweigen.

* * *

Bewegung auf der Geschwornenbank

Graf Mielzynski ist von den Geschwornen freigesprochen worden. Töte sie! Die Persönlichkeit des ehebrecherischen Neffen, den er mit erschossen hat, scheint den Ausschlag für das sogenannte Verdikt gegeben zu haben. Aber hauptsächlich wegen eines Punktes:

Großes Interesse erweckten die Angaben eines Posener Barbesitzers über die Persönlichkeit des erschossenen Grafen Miaczynski. Der Barbesitzer gab an, daß der Erschossene zu seinen besten Gästen gezählt habe. Er sei wöchentlich mehrere Male und meist schon am Nachmittag in seiner Bar gewesen. Die Zeche habe oft 150 bis 200 Mark betragen. Der junge Graf habe niemals billigeren Sekt als die Flasche zu 24 Mark getrunken.

Ein anständiger Mensch wird eben den zu 23 Mark ~~trinken~~. Aber vielleicht war der zu 24 Mark identisch mit dem, der sonst 22 Mark kostet. In diesem Falle wäre die Wurzerei des Barbesitzers jener erschwerende Umstand für den Ermordeten gewesen, der dem Mörder als Milderungsgrund angerechnet wurde. Aber in jedem Fall kann ~~dieser~~ von Glück sagen, daß ~~jener~~ nicht Kupferberg ~~Gold~~ getrunken hat.

• • •

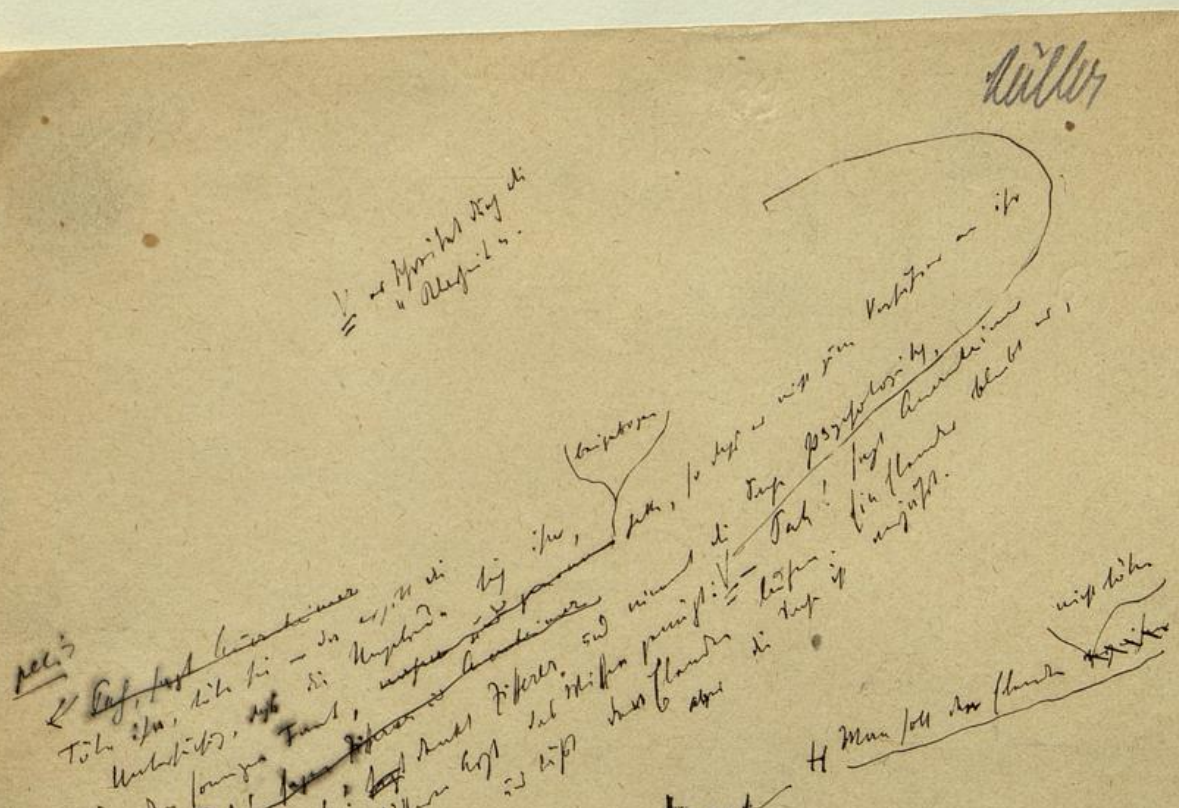
Bewegung auf der Geschwornenbank

Graf Mielzynski ist von den Geschwornen freigesprochen worden. Töte sie! Die Persönlichkeit des ehebrecherischen Neffen, den er mit erschossen hat, scheint den Ausschlag für das sogenannte Verdikt gegeben zu haben. Aber hauptsächlich wegen eines Punktes:

Großes Interesse erweckten die Angaben eines Posener Barbesitzers über die Persönlichkeit des erschossenen Grafen Miaczynski. Der Barbesitzer gab an, daß der Erschossene zu seinen besten Gästen gezählt habe. Er sei wöchentlich mehrere Male und meist schon am Nachmittag in seiner Bar gewesen. Die Zeche habe oft 150 bis 200 Mark betragen. Der junge Graf habe niemals billigeren Sekt als die Flasche zu 24 Mark getrunken.

Bewegung. Ein anständiger Mensch wird eben den zu 23 Mark nehmen. Aber vielleicht war der zu 24 Mark identisch mit dem, der sonst 22 Mark kostet. In diesem Falle wäre die Wurzerei des Barbesitzers jener erschwerende Umstand für den Ermordeten gewesen, der dem Mörder als Milderungsgrund angerechnet wurde. Aber in jedem Fall kann der Mörder von Glück sagen, daß der Ermordete nicht Kupferberg getrunken hat.

• • •



Na na!

In einer Dichtung von Zifferer — töte sie — wurde vor fünfzehn Jahren und noch dazu im sechzehnten Jahrhundert die Ehe gebrochen. In einer Kritik von Auernheimer — töte sie — heißt es infolge dessen:

Ein düsterer Arzt, dem ein Gönner seiner noch in mittelalterlichen Vorurteilen verstrickten Kunst den Leichnam eines erschlagenen Ritters zum Geschenk macht, erweckt in dem vermeintlich Toten den noch nicht völlig erloschenen Lebensfunken, um dann in dem Erwachenden den Verführer seiner Frau zu erkennen. Er hat den Elenden in seiner Gewalt, er will ihn töten

* * *

~~Man soll den~~ Elenden ~~nicht töten~~

In einer Dichtung von Zifferer — töte sie — wurde vor fünfzehn Jahren und noch dazu im sechzehnten Jahrhundert die Ehe gebrochen. In einer Kritik von Auernheimer — töte sie — heißt es infolge dessen:

> Ein düsterer Arzt, dem ein Gönner seiner noch in mittelalterlichen Vorurteilen verstrickten Kunst den Leichnam eines erschlagenen Ritters zum Geschenk macht, erweckt in dem vermeintlich Toten den noch nicht völlig erloschenen Lebensfunken, um dann in dem Erwachenden den Verführer seiner Frau zu erkennen. Er hat den Elenden in seiner Gewalt, er will ihn töten —

Töte ihn, töte sie — da ergibt die Untersuchung, daß die Ungetreue sich ihn, den sonnigen Fant, beigebogen hatte, so daß er nicht zum Verführer an ~~ihr~~ ward — Aboh! denkt Zifferer und nimmt die Sache psychologisch, weil dem düsteren Arzt das Wissen genügt: er schreitet durch die ›Klarheit‹. — Pah! sagt Auernheimer und läßt den Elenden laufen. Ein Elender bleibt er, aber die Sache ist verjährt.

* * *

Die Todesnachricht

In den letzten Jahren seines Lebens war der Kardinal im Streite um die christlichen Gewerkschaften der Wortführer der Berliner gegen die Kölner Richtung.

Die Todesnachricht.

Troppau, 3. März.

Kardinal Kopp ist um 1 Uhr 30 Minuten nachts gestorben.

Auf den »Lebenslauf des Kardinals Kopp« folgt konsequenterweise der Tod. Überdies ist es interessant, nachdem man schon an die sechzigmal davon gesprochen hat, daß der Kardinal Kopp gestorben ist, auch noch zu zeigen, wie die Todesnachricht aussieht. Es ist aber auch ehrlich. Denn der Lebenslauf ist lange vorher in der Redaktion abgeschlossen und wartet im Übersatz. Was dann noch dazukommt, ist nur ~~noch~~ die Todesnachricht. Der Rest ist Schweigen.

* * *

Bewegung auf der Geschwornenbank

Graf Mielzynski ist von den Geschwornen freigesprochen worden. Töte sie! Die Persönlichkeit des ehebrecherischen Neffen, den er mit erschossen hat, scheint den Ausschlag für das sogenannte Verdikt gegeben zu haben. Aber hauptsächlich wegen eines Punktes:

Großes Interesse erweckten die Angaben eines Posener Barbesitzers über die Persönlichkeit des erschossenen Grafen Miaczynski. Der Barbesitzer gab an, daß der Erschossene zu seinen besten Gästen gezählt habe. Er sei wöchentlich mehrere Male und meist schon am Nachmittag in seiner Bar gewesen. Die Zeche habe oft 150 bis 200 Mark betragen. Der junge Graf habe niemals billigeren Sekt als die Flasche zu 24 Mark getrunken.

(Bewegung.) Ein anständiger Mensch wird eben den zu 23 Mark nehmen. Aber vielleicht war der zu 24 Mark identisch mit dem, der sonst 22 Mark kostet. In diesem Falle wäre die Wurzerei des Barbesitzers jener erschwerende Umstand für den Ermordeten/~~gewesen~~/ der dem Mörder als Milderungsgrund angerechnet ~~wurde~~. Aber in jedem Fall kann der Mörder von Glück sagen, daß der Ermordete nicht Kupferberg getrunken hat.

* * *

Der Elende!

In einer Dichtung von Zifferer — töte sie — wurde vor fünfzehn Jahren und noch dazu im sechzehnten Jahrhundert die Ehe gebrochen. In einer Kritik von Auernheimer — töte sie — heißt es infolge dessen:

Ein düsterer Arzt, dem ein Gönner seiner noch in mittelalterlichen Vorurteilen verstrickten Kunst den Leichnam eines erschlagenen Ritters zum Geschenk macht, erweckt in dem vermeintlich Toten den noch nicht völlig erloschenen Lebensfunken, um dann in dem Erwachenden den Verführer seiner Frau zu erkennen. Er hat den Elenden in seiner Gewalt, er will ihn töten —

Töte ihn, töte sie — da ergibt die Untersuchung, daß die Ungetreue sich ihn, den sonnigen Fant, beigebogen hatte, so daß er nicht zum Verführer /an ihr ward/ — Mboh! denkt Zifferer und nimmt die Sache psychologisch, weil dem düsteren Arzt das Wissen genügt: er »schreitet durch die Klarheit«. + Pah! sagt Auernheimer und läßt den Elenden laufen. Ein Elender bleibt er / ~~ist~~ aber die Sache ist verjährt.

* * *

Die Todesnachricht

In den letzten Jahren seines Lebens war der Kardinal im Streite um die christlichen Gewerkschaften der Wortführer der Berliner gegen die Kölner Richtung.

Die Todesnachricht.

Troppau, 3. März.

Kardinal Kopp ist um 1 Uhr 30 Minuten nachts gestorben.

Auf den »Lebenslauf des Kardinals Kopp« folgt konsequenterweise der Tod. Überdies ist es interessant, nachdem man schon an die sechzigmal davon gesprochen hat, daß der Kardinal Kopp gestorben ist, auch noch zu zeigen, wie die Todesnachricht aussieht. Es ist aber auch ehrlich. Denn der Lebenslauf ist lange vorher in der Redaktion abgeschlossen und wartet im Übersatz. Was dann noch dazukommt, ist nur ~~noch~~ die Todesnachricht. Der Rest ist Schweigen.

* * *

Bewegung auf der Geschwornenbank

Graf Mielzynski ist von den Geschwornen freigesprochen worden. Töte sie! Die Persönlichkeit des ehebrecherischen Neffen, den er mit erschossen hat, scheint den Ausschlag für das sogenannte Verdikt gegeben zu haben. Aber hauptsächlich wegen eines Punktes:

Großes Interesse erweckten die Angaben eines Posener Barbesitzers über die Persönlichkeit des erschossenen Grafen Miaczynski. Der Barbesitzer gab an, daß der Erschossene zu seinen besten Gästen gezählt habe. Er sei wöchentlich mehrere Male und meist schon am Nachmittag in seiner Bar gewesen. Die Zeche habe oft 150 bis 200 Mark betragen. Der junge Graf habe niemals billigeren Sekt als die Flasche zu 24 Mark getrunken.

(Bewegung.) Ein anständiger Mensch wird eben den zu 23 Mark nehmen. Aber vielleicht war der zu 24 Mark identisch mit dem, der sonst 22 Mark kostet. In diesem Falle wäre die Wurzerei des Barbesitzers jener erschwerende Umstand für den Ermordeten/~~gewesen~~/ der dem Mörder als Milderungsgrund angerechnet ~~wurde~~. Aber in jedem Fall kann der Mörder von Glück sagen, daß der Ermordete nicht Kupferberg getrunken hat.

* * *

Der Elende!

In einer Dichtung von Zifferer — töte sie — wurde vor fünfzehn Jahren und noch dazu im sechzehnten Jahrhundert die Ehe gebrochen. In einer Kritik von Auernheimer — töte sie — heißt es infolge dessen:

Ein düsterer Arzt, dem ein Gönner seiner noch in mittelalterlichen Vorurteilen verstrickten Kunst den Leichnam eines erschlagenen Ritters zum Geschenk macht, erweckt in dem vermeintlich Toten den noch nicht völlig erloschenen Lebensfunken, um dann in dem Erwachenden den Verführer seiner Frau zu erkennen. Er hat den Elenden in seiner Gewalt, er will ihn töten —

Töte ihn, töte sie — da ergibt die Untersuchung, daß die Ungetreue sich ihn, den sonnigen Fant, beigebogen hatte, so daß er nicht zum Verführer /an ihr ward/ — Mboh! denkt Zifferer und nimmt die Sache psychologisch, weil dem düsteren Arzt das Wissen genügt: er »schreitet durch die Klarheit«. + Pah! sagt Auernheimer und läßt den Elenden laufen. Ein Elender bleibt er / ~~ist~~ aber die Sache ist verjährt.

* * *

25.

G'hört sich denn das?

»Aus Tiflis wird gemeldet: In der hiesigen Kadettenschule sind 174 Zöglinge unter schweren Vergiftungserscheinungen erkrankt. Mehrere Zöglinge liegen im Sterben. Die eingeleitete Untersuchung ergab, daß ein Bäcker aus Rache über die Konkurrenz eines anderen Bäckers in dessen Mehl Arsenik mischte. Als der Konkurrent aus diesem Mehle Brot herstellte und dieses an die Kadettenschule ablieferte, entstanden die Massenvergiftungen. Der gewissenlose Bäcker wurde verhaftet.«

Hätte er aber in die Ehe des Konkurrenten seine Zutat gegeben, es hieße »der Elende«.

* * *

Euch, ihr Götter, gehört der Kaufmann.

[Verhaftung.] Der Weingroßhändler Bernhard D., aus Ungarn zugereist, wurde heute bei seiner Ankunft in Wien verhaftet und nach Einvernahme beim Polizeikommissariat dem Landesgerichte eingeliefert. Gegen den Kaufmann sind in letzter Zeit Strafanzeigen über betrügerische Geschäftsabschlüsse eingelaufen. Der Schaden beträgt 40.000 K. D. hatte kürzlich auch eine Beanständung wegen Weinverfälschung.

Aber die Gräfin ~~Vera Esterhazy~~, der das Tagebuch gestohlen wurde, ist mit vollem Namen genannt worden.

* * *

Euch, ihr Götter, gehört der Kaufmann.

[Verhaftung.] Der Weingroßhändler Bernhard D., aus Ungarn zugereist, wurde heute bei seiner Ankunft in Wien verhaftet und nach Einvernahme beim Polizeikommissariat dem Landesgerichte eingeliefert. Gegen den Kaufmann sind in letzter Zeit Strafanzeigen über betrügerische Geschäftsabschlüsse eingelaufen. Der Schaden beträgt 40.000 K. D. hatte kürzlich auch eine Beanständung wegen Weinverfälschung.

Aber die Gräfin Vera Esterhazy, der das Tagebuch gestohlen wurde, ist mit vollem Namen genannt worden.

* * *

G'hört sich denn das?

»Aus Tiflis wird gemeldet: In der hiesigen Kadettenschule sind 174 Zöglinge unter schweren Vergiftungserscheinungen erkrankt. Mehrere Zöglinge liegen im Sterben. Die eingeleitete Untersuchung ergab, daß ein Bäcker aus Rache über die Konkurrenz eines anderen Bäckers in dessen Mehl Arsenik mischte. Als der Konkurrent aus diesem Mehle Brot herstellte und dieses an die Kadettenschule ablieferte, entstanden die Massenvergiftungen. Der gewissenlose Bäcker wurde verhaftet.«

Hätte er aber in die Ehe des Konkurrenten seine Zutat gegeben, er hieße »der Elende«.

* * *

Euch, ihr Götter, gehört der Kaufmann

[Verhaftung.] Der Weingroßhändler Bernhard D., aus Ungarn zugereist, wurde heute bei seiner Ankunft in Wien verhaftet und nach Einvernahme beim Polizeikommissariat dem Landesgerichte eingeliefert. Gegen den Kaufmann sind in letzter Zeit Strafanzeigen über betrügerische Geschäftsabschlüsse eingelaufen. Der Schaden beträgt 40.000 K. D. hatte kürzlich auch eine Beanständung wegen Weinverfälschung.

Aber die Gräfin Vera Esterhazy, der das Tagebuch gestohlen wurde, ist mit vollem Namen genannt worden.

* * *

Ein solides Kleeblatt

Suche fesches, gutmütiges Weiberl, Isrl., zirka 25 Jahre, intelligent, wirtschaftlich, die selbständigen Wiener Kaufmann, 38 Jahre, durch Familienglück sich und dem Manne das Leben verschönern will. Jahreseinkommen zirka 40 Mille ~~und größere Ersparnisse~~. ~~Anträge unter »B. 12« an das Ank.-Bur. d. Bl.~~

Junger Mann 27 ~~Jahre~~, jetzt selbständiger Vertreter, entsprechendes Exterieur, ganz Europa bereist, perf. Deutsch, glänzender Akquisiteur und Disponent, mit vielseitigen Warenkenntnissen, sucht in seriöses Wiener Haus einzutreten, wo Gelegenheit wäre, sich nach Einarbeitung zu beteiligen eventuell bei Konvenienz einzuheiraten. ~~Derselbe ist Erbe größeren Vermögens und bis zu jeder Höhe kautionsfähig.~~ Zuschriften unter Chiffre »First Claß 1577« ~~an das Ank.-Bur. dieses Blattes~~

Für meinen Neffen 32 Jahre alt, Isr., unschuldig geschieden, intelligent, fescher Besitzer eines Engrosgeschäftes, mit 15 Mille Jahreseinkommen, suche behufs Ehe passende Lebensgefährtin mit mindestens 50 Mille. ~~Nur ganz seriöse~~ Anträge werden berücksichtigt unter »Tüchtiger Kaufmann 762« an das Ank.-Bureau dieses ~~Blattes~~.

1446

Wie anders wirkt die Chiffre auf mich ein

Eine Herrschernatur ruft das ihr bestimmte, edle, schöne, mondaine, 26- bis 30jährige Weib zu seelischem Untergang und dämonischer Wesenseinheit herbei. Lasse schaffen uns eine Flammenwelt, die in Götterwonne und Seligkeit uns lodernd verzehrt.

Briefe ~~werden~~ unter »Ich muß« ~~hauptpostlag. Baden erwartet. Antwort ist bis Freitag zu erwarten.~~

28.

H S

H ....

Der hat sich kürzlich in einer Wechselstube bei der Berechnung der Francs geirrt.

* * *

Ein solides Kleeblatt

27.

Suche fesches, gutmütiges Weiberl, Isrl., zirka 25 Jahre, intelligent, wirtschaftlich, die selbständigen Wiener Kaufmann, 38 Jahre, durch Familienglück sich und dem Manne das Leben verschönern will. Jahreseinkommen zirka 40 Mille . . . .

Junger Mann 27 J., jetzt selbständiger Vertreter, entsprechendes Exterieur, ganz Europa bereist, (perf. Franz., Engl., Ital., Deutsch), glänzender Akquisiteur und Disponent, mit vielseitigen Warenkenntnissen, sucht in seriöses Wiener Haus einzutreten, wo Gelegenheit wäre, sich nach Einarbeitung zu beteiligen eventuell bei Konvenienz einzuheiraten. Zuschriften unter Chiffre First Claß...

Für meinen Neffen 32 Jahre alt, Isr., unschuldig geschieden, intelligent, fescher Besitzer eines Engrosgeschäftes, mit 15 Mille Jahreseinkommen, suche behufs Ehe passende Lebensgefährtin mit mindestens 50 Mille...

Wie anders wirkt die Chiffre auf mich ein

Eine Herrschernatur ruft das ihr bestimmte, edle, schöne, mondaine, 26- bis 30jährige Weib zu seelischem Untergang und dämonischer Wesenseinheit herbei. Lasse schaffen uns eine Flammenwelt, die in Götterwonne und Seligkeit uns lodernd verzehrt. Briefe unter »Ich muß« . . . .

Der hat sich kürzlich in einer Wechselstube bei der Berechnung der Francs geirrt.

* * *

Ein solides Kleeblatt

Suche fesches, gutmütiges Weiberl, Isrl., zirka 25 Jahre, intelligent, wirtschaftlich, die selbständigen Wiener Kaufmann, 38 Jahre, durch Familienglück sich und dem Manne das Leben verschönern will. Jahreseinkommen zirka 40 Mille . . . .

Junger Mann 27 J., jetzt selbständiger Vertreter, entsprechendes Exterieur, ganz Europa bereist, (perf. Franz., Engl., Ital., Deutsch), glänzender Akquisiteur und Disponent, mit vielseitigen Warenkenntnissen, sucht in seriöses Wiener Haus einzutreten, wo Gelegenheit wäre, sich nach Einarbeitung zu beteiligen eventuell bei Konvenienz einzuheiraten. Zuschriften unter Chiffre First Claß...

Für meinen Neffen 32 Jahre alt, Isr., unschuldig geschieden, intelligent, fescher Besitzer eines Engrosgeschäftes, mit 15 Mille Jahreseinkommen, suche behufs Ehe passende Lebensgefährtin mit mindestens 50 Mille...

1446

Wie anders wirkt die Chiffre auf mich ein

Eine Herrschernatur ruft das ihr bestimmte, edle, schöne, mondaine, 26- bis 30jährige Weib zu seelischem Untergang und dämonischer Wesenseinheit herbei. Lasse schaffen uns eine Flammenwelt, die in Götterwonne und Seligkeit uns lodernd verzehrt.

Briefe ~~werden~~ unter »Ich muß« ~~hauptpostlag. Baden erwartet. Antwort ist bis Freitag zu erwarten.~~

28.

H S

H ....

Der hat sich kürzlich in einer Wechselstube bei der Berechnung der Francs geirrt.

* * *

Ein solides Kleeblatt

27.

Suche fesches, gutmütiges Weiberl, Isrl., zirka 25 Jahre, intelligent, wirtschaftlich, die selbständigen Wiener Kaufmann, 38 Jahre, durch Familienglück sich und dem Manne das Leben verschönern will. Jahreseinkommen zirka 40 Mille . . . .

Junger Mann 27 J., jetzt selbständiger Vertreter, entsprechendes Exterieur, ganz Europa bereist, (perf. Franz., Engl., Ital., Deutsch), glänzender Akquisiteur und Disponent, mit vielseitigen Warenkenntnissen, sucht in seriöses Wiener Haus einzutreten, wo Gelegenheit wäre, sich nach Einarbeitung zu beteiligen eventuell bei Konvenienz einzuheiraten. Zuschriften unter Chiffre First Claß...

Für meinen Neffen 32 Jahre alt, Isr., unschuldig geschieden, intelligent, fescher Besitzer eines Engrosgeschäftes, mit 15 Mille Jahreseinkommen, suche behufs Ehe passende Lebensgefährtin mit mindestens 50 Mille...

Wie anders wirkt die Chiffre auf mich ein

Eine Herrschernatur ruft das ihr bestimmte, edle, schöne, mondaine, 26- bis 30jährige Weib zu seelischem Untergang und dämonischer Wesenseinheit herbei. Lasse schaffen uns eine Flammenwelt, die in Götterwonne und Seligkeit uns lodernd verzehrt. Briefe unter »Ich muß« . . . .

Der hat sich kürzlich in einer Wechselstube bei der Berechnung der Francs geirrt.

* * *

Ein solides Kleeblatt

Suche fesches, gutmütiges Weiberl, Isrl., zirka 25 Jahre, intelligent, wirtschaftlich, die selbständigen Wiener Kaufmann, 38 Jahre, durch Familienglück sich und dem Manne das Leben verschönern will. Jahreseinkommen zirka 40 Mille . . . .

Junger Mann 27 J., jetzt selbständiger Vertreter, entsprechendes Exterieur, ganz Europa bereist, (perf. Franz., Engl., Ital., Deutsch), glänzender Akquisiteur und Disponent, mit vielseitigen Warenkenntnissen, sucht in seriöses Wiener Haus einzutreten, wo Gelegenheit wäre, sich nach Einarbeitung zu beteiligen eventuell bei Konvenienz einzuheiraten. Zuschriften unter Chiffre First Claß...

Für meinen Neffen 32 Jahre alt, Isr., unschuldig geschieden, intelligent, fescher Besitzer eines Engrosgeschäftes, mit 15 Mille Jahreseinkommen, suche behufs Ehe passende Lebensgefährtin mit mindestens 50 Mille...

Herstellt!

Ich habe mich entschlossen, meine Nachtreter — die noch immer nicht glauben, daß sie wertloser sind als der Feind — in die Irre zu führen. Da ist zum Beispiel der bekannte Prophet Jeremias, der im Preßbureau des Kriegsministeriums sitzt und im Nebenamt eine satirische Ader, zu der ich ihm schon oft gelassen habe, unverdrossen betätigt. Was sagt man dazu, daß dieser in einer Plauderei über »Tratsch« sich über »kuhwarme Frauen« lustig macht? Das Wort steht in meinem Aufsatz über den Fall Hervay, und ich bin fortan für Barchent. Ich bin zur Einsicht gekommen, das genießerische Verständnis für Spitzendessous ganz dem Jeremias zu überlassen. Dandys vom Hauptmann abwärts zahlen die Hälfte. Und seitdem die Sexualpsychologen um die Einteilung des Geschlechts in »Männlein und Weiblein« Bescheid wissen, lebe ich wie ein Votant einer Schwurgerichtsverhandlung. Was sagt man dazu, daß so ein Mondäner sich über »vollbärtige Moralasketen« lustig macht? Ich bin für Vollbärte. Ich bin für die »haarigen Brusttöne der sogenannten Ehrlichkeit«. Ein Mitglied des Männergesangvereins im Ruhstand für hundert aktive Satiriker! Seitdem die wissen, daß man »Röllchen« und »Jägerwäsche« nicht zu tragen habe, bin ich nur aus Zeitmangel nicht dazu gekommen, mir solche anzuschaffen. Die werden sich kurios umschauen und nicht wissen, welches satirische Motiv man jetzt zu tragen hat. Ich muß aber einlenken, weil ich in der Verspottung des Philisteriums meine Nachtreter ja doch nicht einholen könnte. Wie die sich auskennen! Sie wissen zum Beispiel, daß im Blutbanne der nivellierenden Guillotine die Récamier, die Staël oder in Deutschland die Rahel Varnhagen Salons hatten, wo der Tratsch blühte. Wiewohl aber vermutlich die Récamier und die Staël den Jeremias trotzdem nicht empfangen hätten, ist von der Rahel Varnhagen zu sagen, daß sie sich auch vor der Guillotine schon einigermaßen gesichert fühlen konnte. Der Tratsch, meint der Satiriker, habe sich nicht verändert, wenngleich »im Wunderbau des Kosmos alles groß geworden« sei. Der Einfluß der Zivilisation auf den Kosmos ist zwar weder von Philosophen noch von Astronomen bisher genau abgeschätzt worden, aber man kann doch annehmen, daß auf dem Saturn das Dienstreglement, welches aktiven Offizieren die Mitarbeit in der Tagespresse verbietet, schon genau eingehalten wird. Und daß dort kein Offizier unter einem Pseudonym in Witzblättern Pikanterien und Angriffe veröffentlicht und wenn er es schon tut, sich nicht über den Tratsch beklagen und ihn den »biedern Makler der anonymen Gemeinheit« nennen wird. Und daß dort keiner, der sich einem Schriftsteller als sein größter Verehrer vorstellen läßt, ihn nach vierzehn Tagen anonym beschimpfen wird, sodann von ihm an zuständiger Stelle erzählt, er drucke die einer Zeitschrift als Originale verkauften Beiträge vorher in seiner eigenen Zeitschrift ab, ihm hierauf unter Berufung auf die Bekanntschaft ein Manuskript gegen einen andern Schriftsteller zum Abdruck anbietet, es ohne Begleitbrief zurückbekommt, ihn sodann angreift oder doch Angriffe gegen ihn assistiert, sich ihm endlich während einer Vorlesung zu nähern sucht und schließlich eine Plauderei über Tratsch schreibt.

* * *

* * *

Herstellt!

Ich habe mich entschlossen, meine Nachtreter — die noch immer nicht glauben, daß sie wertloser sind als der Feind — in die Irre zu führen. Da ist zum Beispiel der bekannte Prophet Jeremias, der im Preßbureau des Kriegsministeriums sitzt und im Nebenamt eine satirische Ader, zu der ich ihm schon oft gelassen habe, unverdrossen betätigt. Was sagt man dazu, daß dieser Feschak in einer Plauderei über »Tratsch« sich über »kuhwarme Frauen« lustig macht? Das Wort steht in meinem Aufsatz über den Fall Hervay, und ich bin fortan für Barchent. Ich bin zu dem Entschluß gekommen, das genießerische Verständnis für Spitzendessous ganz dem Jeremias zu überlassen. Dandys vom Hauptmann abwärts zahlen die Hälfte. Und seitdem die Sexualpsychologen um die Einteilung des Geschlechts in »Männlein und Weiblein« Bescheid wissen, lebe ich vollends wie ein Votant einer Schwurgerichtsverhandlung. Und was sagt man dazu, daß so ein Differenzierter sich über »vollbärtige Moralasketen« lustig macht? Ich bin für Vollbärte. Ich bin für die »haarigen Brusttöne der sogenannten Ehrlichkeit«, gegen die er ist. Ich wäre schon für die schlechten Dinge, wenn man mir meine guten Worte krapste; wie erst, wenn man schlechte daraus macht! Ich entschließe mich anders, wenn der Nachbar aus meinen Motiven handelt. Und jedesmal wenn der Nachbar die Schellenkappe als Tarnkappe trägt, weil er glaubt, daß sie dann eher zur Montur passe. Ein Mitglied des Männergesangvereins im Ruhstand für hundert aktive Satiriker! Seitdem die wissen, daß man »Röllchen« und »Jägerwäsche« nicht zu tragen habe, bin ich nur aus Zeitmangel nicht dazu gekommen, mir welche anzuschaffen. Die werden sich kurios umschauen und ~~nicht wissen~~ welches satirische Motiv man jetzt zu tragen hat. Ich muß aber auch darum einlenken, weil ich in der Verspottung des Philisteriums meine Nachtreter ja doch nicht einholen könnte. Wie die sich auskennen! Sie wissen zum Beispiel, daß »im Blutbanne der nivellierenden Guillotine die Récamier, die Staël und in Deutschland die Rahel Varnhagen« Salons hatten, wo der Tratsch blühte. Wiewohl aber vermutlich die Récamier und die Staël ~~den Jeremias~~ trotzdem nicht empfangen hätten, ist von der Rahel Varnhagen zu sagen, daß sie sich auch vor der Berührung mit der Guillotine schon einigermaßen gesichert fühlen konnte. Der Tratsch, meint der Satiriker, habe sich nicht verändert, wenngleich seither »im Wunderbau des Kosmos alles groß geworden« sei. Der Einfluß der Zivilisation auf den Kosmos ist nun zwar weder von Philosophen noch von Astronomen bisher genau abgeschätzt worden, aber man kann doch annehmen, daß auf dem Saturn das Dienstreglement, welches aktiven Offizieren die Mitarbeit an der Tagespresse verbietet, schon genau eingehalten wird. Und daß dort kein Offizier unter einem Pseudonym in Witzblättern Angriffe und Pikanterien veröffentlicht und wenn er es tut, sich nicht über den Tratsch beklagen und ihn den »biedern Makler der anonymen Gemeinheit« nennen wird. Und daß dort keiner, der sich ~~einem Schriftsteller~~ als ~~sein~~ größter Verehrer vorstellen läßt, ~~ihn~~ nach vierzehn Tagen anonym beschimpfen wird, sodann ~~von ihm an zuständiger Stelle~~ erzählt, ~~er drucke~~ die ~~einer Zeitschrift~~ als Originale verkauften Beiträge vorher ~~in seiner eigenen Zeitschrift~~ ~~er~~, ~~ihn~~ hierauf unter Berufung auf die Bekanntschaft ein Manuskript gegen ~~einen andern Schriftsteller~~ zum Abdruck anbietet, es ohne Begleitbrief zurückbekommt, ~~ihn~~ sodann angreift oder doch Angriffen gegen ~~ihn~~ assistiert, sich ~~ihm~~ endlich während einer Vorlesung erfolglos zu nähern sucht und schließlich eine Plauderei über Tratsch veröffentlicht.

* * *

Hergestellt!

Ich habe mich entschlossen, meine Nachtreter — die noch immer nicht glauben, daß sie wertloser sind als der Feind — in die Irre zu führen. Da ist zum Beispiel der bekannte Prophet Jeremias, der im Preßbureau des Kriegsministeriums sitzt und im Nebenamt eine satirische Ader, zu der ich ihm schon oft gelassen habe, unverdrossen betätigt. Was sagt man dazu, daß dieser Feschak in einer Plauderei über »Tratsch« sich über »kuhwarme Frauen« lustig macht? Das Wort steht in meinem Aufsatz über den Fall Hervay, und ich bin fortan für Barchent. Ich bin zu dem Entschluß gekommen, das genießerische Verständnis für Spitzendessous ganz dem Jeremias zu überlassen. Dandys vom Hauptmann abwärts zahlen die Hälfte. Und seitdem die Sexualpsychologen um die Einteilung des Geschlechts in »Männlein und Weiblein« Bescheid wissen, lebe ich vollends wie ein Votant einer Schwurgerichtsverhandlung. Und was sagt man dazu, daß so ein Differenzierter sich über »vollbärtige Moralasketen« lustig macht? Ich bin für Vollbärte! Ich bin für die »haarigen Brusttöne der sogenannten Ehrlichkeit«, gegen die er ist. Ich wäre schon für die schlechten Dinge, wenn man mir nur meine guten Worte krapste; wie erst, wenn man schlechte daraus macht! Ich entschließe mich anders, wenn der Nachbar aus meinen Motiven handelt. Und zumal wenn der Nachbar die Schellenkappe als Tarnkappe trägt, weil er glaubt, daß sie dann eher zur Montur passe. Ein Mitglied des Männergesangvereins im Ruhstand für hundert aktive Satiriker! Seitdem die wissen, daß man »Röllchen« und »Jägerwäsche« nicht zu tragen habe, bin ich nur aus Zeitmangel nicht dazu gekommen, mir welche anzuschaffen. Die werden sich kurios umschauen und in Verlegenheit sein, welches satirische Motiv man jetzt zu tragen hat. Ich muß aber auch darum einlenken, weil ich in der Verspottung des Philisteriums meine Nachfolger ja doch nicht einholen könnte. Wie die sich auskennen! Sie wissen zum Beispiel, daß »im Blutbanne der nivellierenden Guillotine die Récamier, die Staël und in Deutschland die Rahel Varnhagen« Salons hatten, wo der Tratsch blühte. Wiewohl aber vermutlich die Récamier und die Staël einen Herrn von der ‚Muskete' trotzdem nicht empfangen hätten, ist von der Rahel Varnhagen zu sagen, daß sie sich auch vor der Berührung mit der Guillotine schon einigermaßen gesichert fühlen konnte. Der Tratsch, meint der Satiriker, habe sich nicht verändert, wenngleich seither »im Wunderbau des Kosmos alles groß geworden« sei. Der Einfluß der Zivilisation auf den Kosmos ist nun zwar weder von Philosophen noch von Astronomen bisher genau abgeschätzt worden, aber man kann doch annehmen, daß auf dem Saturn das Dienstreglement, welches aktiven Offizieren die Mitarbeit an der Tagespresse verbietet, schon genau eingehalten wird. Und daß dort kein Offizier unter einem Pseudonym in Witzblättern Angriffe und Pikanterien veröffentlicht und wenn er es dennoch tut, sich nicht über den Tratsch beklagen und ihn nicht den »biedern Makler der anonymen Gemeinheit« nennen wird. Und daß dort keiner, der sich mir als meinen größten Verehrer vorstellen läßt, mich nach vierzehn Tagen anonym beschimpfen wird, sodann dem ‚Simplicissimus' erzählt, daß ich die als Originale verkauften Beiträge schon vorher abdrucke, mir hierauf unter Berufung auf die alte Bekanntschaft ein Manuskript gegen Herrn Harden zum Abdruck anbietet, es ohne Begleitbrief zurückbekommt, mich sodann angreift oder doch Angriffen gegen mich assistiert, sich mir endlich während einer Vorlesung erfolglos zu nähern sucht und schließlich eine Plauderei über Tratsch veröffentlicht.

* * *

Herstellt!

Ich habe mich entschlossen, meine Nachtreter — die noch immer nicht glauben, daß sie wertloser sind als der Feind — in die Irre zu führen. Da ist zum Beispiel der bekannte Prophet Jeremias, der im Preßbureau des Kriegsministeriums sitzt und im Nebenamt eine satirische Ader, zu der ich ihm schon oft gelassen habe, unverdrossen betätigt. Was sagt man dazu, daß dieser Feschak in einer Plauderei über ›Tratsch‹ sich über ›kuhwarme Frauen‹ lustig macht? Das Wort steht in meinem Aufsatz über den Fall Hervay, und ich bin fortan für Barchent. Ich bin zu dem Entschluß gekommen, das genießerische Verständnis für Spitzendessous ganz dem Jeremias zu überlassen. Dandys vom Hauptmann abwärts zahlen die Hälfte. Und seitdem die Sexualpsychologen um die Einteilung des Geschlechts in ›Männlein und Weiblein‹ Bescheid wissen, lebe ich vollends wie ein Votant einer Schwurgerichtsverhandlung. Und was sagt man dazu, daß so ein Differenzierter sich über ›vollbärtige Moralasketen‹ lustig macht? Ich bin für Vollbärte! Ich bin für die ›haarigen Brusttöne der sogenannten Ehrlichkeit‹, gegen die er ist. Ich wäre schon für die schlechten Dinge, wenn man mir nur meine guten Worte krapste; wie erst, wenn man schlechte daraus macht! Ich entschließe mich anders, wenn der Nachbar aus meinen Motiven handelt. Und zumal wenn der Nachbar die Schellenkappe als Tarnkappe trägt, weil er glaubt, daß sie dann eher zur Montur passe. Ein Mitglied des Männergesangvereins im Ruhstand für hundert aktive Satiriker! Seitdem die wissen, daß man ›Röllchen‹ und ›Jägerwäsche‹ nicht ~~tu~~ tragen ~~habe~~, bin ich nur aus Zeitmangel nicht dazu gekommen, mir ~~welche~~ anzuschaffen. Die werden sich kurios umschauen und in Verlegenheit sein, welches satirische Motiv man jetzt zu tragen hat. Ich muß aber auch darum einlenken, weil ich in der Verspottung des Philisteriums meine Nachfolger ja doch nicht einholen könnte. Wie sie sich auskennen! Sie wissen zum Beispiel, daß ›im Blutbanne der nivellierenden Guillotine die Récamier, die Staël und in Deutschland die Rahel Varnhagen‹ Salons hatten, wo der Tratsch blühte. Wiewohl aber vermutlich die Récamier und die Staël einen Herrn von der ‚Muskete' trotzdem nicht empfangen hätten, ist von der Rahel Varnhagen zu sagen, daß sie sich auch vor der Berührung mit der Guillotine schon einigermaßen gesichert fühlen konnte. Der Tratsch, meint der Satiriker, habe sich nicht verändert, wenngleich ~~s~~seither ›im Wunderbau des Kosmos alles groß geworden‹ sei. Der Einfluß der Zivilisation auf den Kosmos ist nun zwar weder von Philosophen noch von Astronomen ~~bisher~~ genau abgeschätzt worden, aber man kann doch annehmen, daß auf dem Saturn das Dienstreglement, welches aktiven Offizieren die Mitarbeit an der Tagespresse verbietet, schon genau eingehalten wird. Und daß dort kein Offizier unter einem Pseudonym in Witzblättern Angriffe und Pikanterien veröffentlicht und wenn er es dennoch tut, sich nicht über den Tratsch beklagen und ihn nicht den ›biedern Makler der anonymen Gemeinheit‹ nennen wird. Und daß dort keiner, der sich mir als meinen größten Verehrer vorstellen läßt, mich nach vierzehn Tagen anonym beschimpfen wird, sodann dem ‚Simplicissimus' erzählt, daß ich die als Originale verkauften Beiträge schon vorher abdrucke, mir hierauf unter Berufung auf die alte Bekanntschaft ein Manuskript gegen Herrn Harden zum Abdruck anbietet, es ohne Begleitbrief zurückbekommt, mich sodann angreift oder doch Angriffen gegen mich assistiert, sich mir endlich während einer Vorlesung erfolglos zu nähern sucht, und schließlich eine Plauderei über Tratsch veröffentlicht.

. . .

Präsentiert den Roman!

Die voranstehende Glosse ziehe ich als eine belanglose Auseinandersetzung über die schmerzhaften Möglichkeiten des österreichischen Staatslebens zurück. Ich weiche der Aufforderung »Gehn S' sein S' net fad« und bin bereit einen G'spaß zu verstehen. Ernst wird die Sache erst, wenn ich bedenke, daß amtlich unwidersprochen die folgende, einem Wiener Blatt entnommene Behauptung ihren Weg durch die reichsdeutsche Presse nehmen kann:

Ein origineller militärischer Auftrag.

Im Vorjahre machte im In- und Auslande, insbesondere in militärischen Kreisen ein Roman bedeutendes Aufsehen, den ein pseudonymer Verfasser unter dem Titel »Quo vadis, Austria« hatte erscheinen lassen. Der Roman ist inzwischen konfisziert worden, sein Verfasser, der Leutnant Gustav Sieber des Infanterieregiments Alt-Starhemberg Nr. 54, wurde in Strafuntersuchung gezogen. Außer den unangenehmen Folgen für den Verfasser hatte dieser Roman aber noch eine andere, höchst seltsame und vermutlich in den Armeen aller Staaten bisher einzig dastehende Konsequenz. In der literarischen Gruppe des Kriegsministeriums diente bis vor einiger Zeit der Hauptmann des 8. Infanterieregiments Rudolf Kriz, der unter dem Pseudonym Jeremias auch mehrfach Gedichte und Humoresken sowie militärische Fachartikel für Witzblätter und Wochenschriften schreibt. Nachdem Hauptmann Kriz aus der literarischen Gruppe ausgeschieden war, war er bemüht, da sein Regiment in Brünn und Trebinje garnisoniert, abermals in Wien eine Dienstverwendung zu finden. Auf Grund seiner mehrfachen Verbindungen gelang ihm dies auch, und er wurde dem Kriegsarchiv zugeteilt. Hauptmann Kriz, der natürlich die volle Gage eines aktiven Offiziers, die Wiener Quartiergebühr, die Futterportion für ein Pferd usw. bezieht, hat nun aber nicht etwa den regulären Dienst der anderen Offiziere des Kriegsarchivs zu tun. Er ist einzig und allein mit der Aufgabe betraut, innerhalb eines Jahres einen Gegenroman gegen »Quo vadis, Austria« zu schreiben.

Aus welchen Fonds die Bezüge eines aktiven Offiziers bestritten werden, dessen dienstliche Verwendung in der Abfassung eines Romanes besteht, dessen literarische und sonstige Qualitäten ja auch nicht vorher abgeschätzt werden können, darüber dürfte einzig und allein der Kriegsminister Auskunft zu geben imstande sein.

Er wird nicht. Ich werde nicht erfahren, wie ich, der gegen das Steuerzahlen als das einzige Band, das den Österreicher mit seinem Staat verbindet, nichts einzuwenden hat, wie ich eigentlich dazu komme, speziell für die Erhaltung eines unbegabten Romanschriftstellers aufzukommen, da ich schon für die begabten keinen luckerten Heller hergebe. Was ich aber schon gar nicht einsehe, ist, daß die Futterportion für ein Pferd bezahlt werden muß, das der Jeremias beim Dichten gar nicht braucht, es wäre denn, daß der Humor, ehe er in seine Rechte tritt, zwischen dem von den »Fliegenden Blättern« verspotteten Pegasus und dem von der »Muskete« verspotteten Amtsschimmel die Wahl hat. Aber die Sache ist wirklich kein Spaß und wenn Offiziere in Österreich nicht nur schreiben dürfen, sondern schreiben müssen, so sollte der Kriegsminister die Meinung jener Offiziere, die beim Säbel bleiben, abverlangen und wenn diese mit dem Höheren der Diplomatie so oft nicht einverstanden waren, frage, wie sie sich zur Romanbereitschaft stellen. Sie wäre gewiß von Herzen froh, [illegible], bevor es losgeht, zu erfahren, daß das Ganze eine Witzblattidee ist, die der schlechten Adjustierung durch den Herrn Schönpflug harrt und darum in jenem Humorwinkel aufbewahrt wird, wo anonyme Offiziere sich über Österreichs Langmut vor dem Feind lustig machen dürfen und da der Säbel ihrer Kameraden unbeschäftigt bleibt, mit der Feder herumfuchteln und gewiß auf die Frage an den Kriegsminister verfallen könnten, ob er denn nicht plane, gegen Rußland einen Gegenroman erscheinen zu lassen. Ist es wohl und gehen wir wirklich einem langwierigen Roman entgegen, so kann ich im Gegensatz zu der Zeitungsmeldung wohl die Versicherung abgeben, daß die literarischen und sonstige Geschichte des Werkes wohl vorher abgeschätzt werden können. Und nur vorher. Denn wenn auch der Roman längst erschienen sein wird, werde ich immer vorher wissen, daß es ein Schmarren ist. Auf die Gefahr hin, ein Schwarzseher genannt zu werden, werde ich behaupten, daß ein Werk des Jeremias eine verlorene Schlacht bedeutet und daß die Bücher, die in Rußland nicht erscheinen besser sind als jene, die in Österreich angeschafft werden. Und immer werde ich für gut halten, daß man Offiziere, die schlechte Romane schreiben, in Strafuntersuchung zieht, ob nun ihre Arbeit dem Staate feindlich oder feindlich geneigt ist. Keinesfalls werde ich dafür sein, daß solche Beschäftigung geduldet, gefördert oder gar subventioniert werde. Denn was wir hier treiben, heißt einen kulturellen Schaden mit einem politischen bezahlen. Wenn wir die Schriftsteller durch die Tendenz herabziehen, so fügen wir zum Schaden den Spott, da wir die Tendenz durch die Schriftsteller bloßstellen. Was wir können, müssen wir, wenn wir es nicht vorziehen, zu schweigen, nicht durch Reden an den Tag legen. Ich kann es. Der Roman wird aufgeschnitten über die

aufgeschnitten über die Grenze kommen und unaufgeschnitten wieder zurück. Die Russen werden sich vor dem Jeremias fürchten. Er ist ihnen zu spannend. Redl hat uns viel geschadet, gewiß. Aber das Geheimnis, wer sich hinter dem Pseudonym Jeremias verbirgt, hat er zum Glück nicht verraten, und damit rücken wir jetzt heraus. Mit dem ~~Büchern~~ Dostojewski nehmen wirs noch auf. Wir sind für den Frieden, wenn auch nicht für den Frieden um jeden Preis, sondern nur zum Buchhändlerpreis. Wir lieben Spannungen und Entspannungen. Wir trotzen jedem Humor. Hieb ~~in~~ Hieb. Auf den Roman »Quo vadis, Austria« erfolgt ein Gegenroman. Und auf diesen wieder: Quo vadis, Austria?

* * *

Präsentiert den Roman!

Die voranstehende Glosse ziehe ich als eine belanglose Auseinandersetzung über die scherzhaften Möglichkeiten des österreichischen Staatslebens zurück. Ich weiche der Aufforderung »Gehn S' sein S' net fad« und bin bereit, einen G'spaß zu verstehen. Ernst wird die Sache erst, wenn ich bedenke, daß amtlich unwidersprochen die folgende, einem Wiener Blatt entnommene Behauptung ihren Weg durch die reichsdeutsche Presse nimmt:

Ein origineller militärischer Auftrag.

Im Vorjahre machte im In- und Auslande, insbesondere in militärischen Kreisen ein Roman bedeutendes Aufsehen, den ein pseudonymer Verfasser unter dem Titel »Quo vadis, Austria« hatte erscheinen lassen. Der Roman ist inzwischen konfisziert worden, sein Verfasser, der Leutnant Gustav Sieber des Infanterieregiments Alt-Starhemberg Nr. 54, wurde in Strafuntersuchung gezogen.

Außer den unangenehmen Folgen für den Verfasser hatte dieser Roman aber noch eine andere, höchst seltsame und vermutlich in den Armeen aller Staaten bisher einzig dastehende Konsequenz. In der literarischen Gruppe des Kriegsministeriums diente bis vor einiger Zeit der Hauptmann des 8. Infanterieregiments Rudolf Kriz (spr. Kschisch), der unter dem Pseudonym Jeremias auch mehrfach Gedichte und Humoresken sowie militärische Fachartikel für Witzblätter und Wochenschriften schreibt. Nachdem Hauptmann Kriz (Kschisch) aus der literarischen Gruppe ausgeschieden war, war er bemüht, da sein Regiment in Brünn und Trebinje garnisoniert, abermals in Wien eine Dienstverwendung zu finden. Auf Grund seiner mehrfachen Verbindungen gelang ihm dies auch, und er wurde dem Kriegsarchiv zugeteilt. Hauptmann Kschisch, der natürlich die volle Gage eines aktiven Offiziers, die Wiener Quartiergebühr, die Futterportion für ein Pferd usw. bezieht, hat nun aber nicht etwa den regulären Dienst der anderen Offiziere des Kriegsarchivs zu tun. Er ist einzig und allein mit der Aufgabe betraut, innerhalb eines Jahres einen Gegenroman gegen »Quo vadis, Austria« zu schreiben.

Aus welchen Fonds die Bezüge eines aktiven Offiziers bestritten werden, dessen dienstliche Verwendung in der Abfassung eines Romanes besteht, dessen literarische und sonstige Qualitäten ja auch nicht vorher abgeschätzt werden können, darüber dürfte einzig und allein der Kriegsminister Auskunft zu geben imstande sein.

Er wird nicht. Ich werde nicht erfahren, wie ich, der gegen das Steuerzahlen als das einzige Band, das den Österreicher mit seinem Staat verbindet, nichts einzuwenden hat, wie ich eigentlich dazu komme, speziell für die Erhaltung eines unbegabten Romanschriftstellers aufzukommen, da ich ~~schon~~ für die begabten keinen luckerten Heller hergebe. Was ich aber schon gar nicht einsehe, ist, daß die Futterportion für ein Pferd bezahlt werden muß, das der Jeremias beim Dichten gar nicht braucht, es wäre denn, daß der Humor, ehe er in seine Rechte tritt, zwischen dem aus den »Fliegenden Blättern« bekannten Pegasus und dem von der »Musketen ~~verspotteten~~« Amtsschimmel die Wahl hat. Aber die Sache ist wirklich kein Spaß und wenn Offiziere in Österreich nicht nur schreiben dürfen, sondern schreiben müssen, so sollte der Kriegsminister die Meinung jener anderen Offiziere, die beim Säbel bleiben, abverlangen und wenn diese mit dem Zögern der Diplomatie so oft nicht einverstanden waren, fragen, wie sie sich nun zur Romanbereitschaft Österreichs stellen. Sie wären gewiß von Herzen froh, rechtzeitig, bevor es losgeht, zu erfahren, daß das Ganze eine Witzblattidee ist, die der schlechten Adjustierung durch den Herrn Schönpflug harrt. Und in jenem Humorwinkel auftauchen wird, wo anonyme Offiziere sich über Österreichs Langmut vor dem Feind lustig machen dürfen und da der Säbel ihrer Kameraden unbeschäftigt bleibt, mit der Feder herumfuchteln und gewiß auf die Frage an den Kriegsminister verfallen könnten, ob er denn nicht plane, gegen Rußland einen Gegenroman erscheinen zu lassen. Ist es ernst und gehen wir wirklich einem langwierigen Roman entgegen, so kann ich im Gegensatz zu der Zeitungsmeldung ohneweiters die Versicherung abgeben, daß die »literarischen und sonstigen Qualitäten« des Werkes wohl vorher abgeschätzt werden können. Und nur vorher. Ich kann es. Denn wenn auch der Roman längst erschienen sein wird, werde ich immer vorher wissen, daß er ein Schmarren ist. Auf die Gefahr hin, ein Schwarzseher genannt zu werden, werde ich behaupten, daß ein Werk des Jeremias eine verlorene Schlacht bedeutet und daß die Bücher, die in Rußland nicht erscheinen, besser sind als jene, die in Österreich angeschafft werden. Und immer werde ich für gut halten, daß man Offiziere, die schlechte Romane schreiben, in Strafuntersuchung zieht, ob nun ihre Arbeit dem Staate feindlich oder geneigt ist. Keinesfalls werde ich dafür sein, daß solche

Beschäftigung geduldet, gefördert oder gar angeschafft werde. Denn es hieße wohl einen kulturellen Verlust mit einem politischen bezahlen. Wenn wir/die Literatur durch die Tendenz herabziehen, so fügen wir zum Schaden den Spott, ~~da~~ wir die Tendenz durch die Schreiberei bloßstellen. Was wir können, müssen wir, wenn wir es nicht vorziehen, zu schweigen, nicht durch Reden an den Tag legen. Der Roman wird aufgeschnitten über die Grenze kommen und unaufgeschnitten wieder zurück. Die Russen werden sich vor dem Jeremias fürchten. Er ist ihnen zu spannend. Redl hat uns viel geschadet, gewiß. Aber das Geheimnis, wer sich hinter dem Pseudonym Jeremias verbirgt, hat er zum Glück nicht verraten, und damit rücken wir jetzt heraus! Mit dem bischen Dostojewski nehmen wirs noch auf! Wir sind für den Frieden, wenn auch nicht für den Frieden um jeden Preis, sondern nur zum Buchhändlerpreis. Wir lieben Spannungen und Entspannungen. Wir trotzen jedem Humor. Hieb um Hieb. Auf den Roman »Quo vadis, Austria« erfolgt ein Gegenroman. Und auf diesen wieder: **Quo vadis, Austria!**

* * *

schien immer wieder erklommen, aber es war nur eine Täuschung durch die schöne Aussicht. Jetzt ist er es. Den Leuten, die die Kulturgeschichte dieser Epoche einmal schreiben werden, ist ja so ziemlich durch jede Zeile, die je in der Fackel gestanden hat, die Arbeit erleichtert worden. Aber sie können sich noch das Abschreiben von fünfzehn Jahrgängen ersparen und brauchen nur den Artikel »Die Auskunftspflicht der Sanatorien über ärztliche Honorare« aus der Neuen Freien Presse vom 8. März auszuschneiden. Dies Dokument wird, wenn alle Schurkerei, die meine Bände spricht, dem Gedächtnis entsinken sollte, der Judasstirn dieser Zeit aufgeklebt bleiben. Es lautet:

Der Verwaltungsgerichtshof hat heute eine Entscheidung gefällt, die nicht verfehlen wird, nicht bloß in den Kreisen der Ärzte, sondern auch in der breiten Öffentlichkeit großes Aufsehen zu erregen. Die Wiener Sanatorien waren von der Steuerbehörde aufgefordert worden, bekanntzugeben, wie viel Operationen im letzten Jahre durchgeführt wurden und welche Honorare die Operateure bezogen. Die Sanatorien verweigerten die Auskunft mit dem Hinweis darauf, daß ihnen aus der Erteilung derselben ein materieller Schade entstehen könne. Die Finanzbehörden beharrten auf ihrem Verlangen, und der Verwaltungsgerichtshof hat nun in ihrem Sinne entschieden. Hiedurch ist jedenfalls ein Eindringen in die Verhältnisse der Sanatorien von seiten der Steuerbehörde möglich geworden, das von verschiedenen Gesichtspunkten aus höchst bedenklich erscheint. Es mag richtig sein, daß diese Entscheidung im Gesetze begründet ist. Darüber soll mit dem Verwaltungsgerichtshofe nicht gerechtet werden, aber es gibt Fälle, in denen andere Rücksichten höher stehen müssen als die der Durchführung des Wortlautes eines Gesetzes. Die Finanzbehörde hat auch bisher nicht den Versuch gemacht, in derartiger Form die Bekenntnisse der Ärzte zu kontrollieren, und sie hat hiezu wohl guten Grund gehabt. Diese neue scharfe Praxis bedeutet den Ausfluß eines extremen Fiskalismus. Durch ähnliche Verwaltungsgerichtshofsentscheidungen sind schon Auskunftspflichten statuiert worden, die das Geschäftsleben in bedenklichster Weise gestört haben.

Holen wir Atem; es ist noch nicht der Gipfel. Wir hören, daß wir von Gefahren bedroht sind. Erstens ist ein Eindringen in die Verhältnisse der Sanatorien von seiten der Steuerbehörde möglich geworden. Schon haben wir gehofft, daß ein Eindringen der Staatsanwaltschaft in die Verhältnisse der Sanatorien möglich geworden ist. Aber ruhig Blut, da gibts nichts zu hoffen. Es gibt Fälle, in denen andere Rücksichten höher stehen müssen als die der Durchführung des Wortlautes eines Gesetzes. Vorläufig gilt es nicht die Taschen des Publikums zu schützen, sondern nur die Taschen der Sanatoriumbesitzer. Was die Steuerbehörde unternimmt, mag gesetzlich sein, aber wenn sogar das Strafgesetz vor den Sanatorien halt macht, so ist ein Eindringen der Steuerbehörde in die Verhältnisse der Sanatorien eine grobe Ungehörigkeit. Oft schon hat diese Behörde das Geschäftsleben gestört, und zwar auf eine Weise, die fast so bedenklich war, wie das Geschäftsleben. Aber jetzt greift sie geradezu an das Menschenleben. Man höre:

Hier liegt noch etwas anderes vor. Das Aufsuchen von Sanatorien seitens der Patienten ist im Interesse der sorgfältigen ärztlichen Behandlung und der Durchführung der antiseptischen Maßnahmen bei Operationen dringend wünschenswert. Es besteht nun die Gefahr, daß die Ärzte, um sich dieser lästigen und nicht gerechtfertigten Kontrolle zu entziehen, es vermeiden werden, ihre Patienten in Sanatorien zu schicken, wodurch nicht nur die geschäftlichen Interessen der Sanatorien tangiert werden, sondern auch die Gefahr hervorgerufen wird, daß die ärztliche Behandlung nicht nach den neuesten Prinzipien der Wissenschaft erfolgt.

Das ist die zweite Gefahr. Die Ärzte werden es sich künftig überlegen. Dieselben Ärzte, von denen derselbe Sauliberatismus uns ununterbrochen erzählt, daß sie von 2–4 Uhr nichts anderes tun als das Wort [redacted] vom guten Arzt, der ein guter Mensch sein muß, wenn er nicht geradezu ein guter Dichter sein will, zu verschreiben, dieselben Ärzte werden es sich künftig überlegen und ihre Patienten lieber draufgehen lassen, ehe sie eingestehen, wieviel Honorar sie eingesteckt haben. Die Ambitionen eines Schuhabsatzjuden können noch so gedeutet werden, daß er eigentlich das geschäftliche nur als Vorwand benütze, um uns zu seinen ethischen Ideal zu bekehren. Die Wissenschaft enthüllt mit herzbrechender Offenheit die Humanität als einen Vorwand für das Geschäft. Wenn die Steuerbehörde von den Ärzten verlangt, was das Gesetz verlangt, so verzichten sie auf die antiseptischen Maßnahmen. Es freut sie die sorgfältige Behandlung nicht mehr. Wenn die antiseptischen Maßnahmen bei den Finanzoperationen nicht peinlich durchgeführt werden, so lasse die Chirurgie eine Nadel, die sie zum Glück ohnedies nicht fatieren müssen, im Bauch des Patienten zurück. Je genauer fatiert, desto schlampiger wird operiert. Ein Herzensschrei des von der Steuerbehörde verfolgten Humanität ward vernommen! Das Organ für die Interessen des in bedenklichster Weise gestörten Geschäftslebens sieht ihn weiter gegeben. Die Standesvertretung der medizinischen Moral hat ihn nicht mit der Erklärung beantwortet: Wir haben mit den verbrecherischen Anschlägen der Horde, die sich auf Bahnhöfen von Hotellohndienern vertreten ließ, um der politischen Zuckerkundschaft habhaft zu werden, und die ihre Beschwerden dem Ökonomisten anvertraut, nichts zu spaßen. Nicht einmal die weiteren Drohungen, mit denen wir auf dem Gipfel der Schamlosigkeit noch verweilen, haben die Ärztekammer zu einem Einschreiten bewegen können. Es wird dem Publikum mit dem ärztlichen Geheimnis die Hölle heiß gemacht. Denn die Steuerbehörde könne auf diesem Weg auch dazu gelangen, ›diese gesetzlich statuierte Pflicht‹ zu umgehen, indem sie sich beim Sanatoriumsbesitzers oder gar beim Patienten selbst darüber informiert, von wem und wieviel gezahlt wurde. Aber da die längst gesetzlich statuierte Pflichten bis zum Eindringen der Steuerbehörde sorgsam zu wahren wissen, indem sie zwar das Leben, aber nicht den Namen des Patienten, den sie ohne antiseptische Maßnahmen operiert haben, preisgeben würden, so könne das Publikum, soweit es auf die Ärzte ankommt, vollständig beruhigt sein. Dennoch aber lasse sich nicht leugnen, daß die Haltung der Steuerbehörde auch diese dritte Gefahr heraufbeschwört.

Die Ärztekammer hat das Publikum auch über diesen Punkt noch nicht beruhigt und mit keinem Ton verlauten lassen, daß diese Preßstimmen nicht von der Meinung der Ärzteschaft, sondern von der Angst der Sanatoriumsseele geschützt sei und daß hier nur jene Verworfenheit spreche, die ein System an der Krankheit

des Reichtums zu schmarotzen, von jeder Hemmung des Schamh befreit hat. Aber die Ärztekammer kann einen Protest nicht wagen, weil sie nicht wissen kann, ob sie durch ~~diesen~~ nicht edlere Teile verletzt. Und ob nicht wirklich die Ansicht besteht, daß das ärztliche Geheimnis ~~vor allen~~ das Geheimnis des ärztliche Einkommens bedeute. Sie duldet ja auch, daß ein Entfetter Feuilletons schreibt, um den Konkurrenten auszuhungern. Daß also nicht nur schriftlich ordiniert, sondern auch ~~schriftlich~~ von der benachbarten Ordination die Patienten abgefangen werden. Wenn die heutige Menschheit dereinst vor Gott stehen wird, so ~~werden die Ärzte~~ die ihr dazu verholfen haben einen schweren Stand haben. Ich empfehle alle jene, die Honorare einstecken, aber nicht Steuer zahlen wollten, der Nachsicht einer höheren Kontrolle. Und klage jener arme reiche Mann, von dessen Tuberkulose hundert europäische Professoren gelebt haben, bis ihm ein japanischer Arzt einen Polypen aus der Nase zog, nicht zu schwer das Gefolge jener an, die ihn marterte, weil sie auch leben wollten. Und Gnade dem armen Serumsünder, der zu einem kranken Kind geholt ward, und

~~Ein Arzt~~ da er sah, ~~daß [illegible] umsonst war und~~ der arme Körper das Zaubermittel nicht behalten wollte, wenigstens die zehntausend Kronen behielt, die ~~von~~ ihm rechtzeitig eingegeben hatte. Sie wollen nicht, daß der Staat sich etwas ~~spare~~ nehme. Sie wollen den Patienten lieber dort morden, wo der Staat nicht hinsehen kann, als ihn unter Kontrolle zu heilen. Sie wollen, daß ein guter Arzt lieber ein schlechter Mensch als guter Steuerzahler sei. Ich glaube, daß sie dereinst viel zu fatieren haben werden!

* * *

180

Das ist die zweite Gefahr. Die Ärzte werden es sich künftig überlegen, ihre Patienten sorgfältig zu behandeln! Dieselben Ärzte, von denen derselbe Sauliberalismus uns ununterbrochen erzählt, daß sie von 2—4 nichts anderes tun als das Wort Nothnagels vom guten Arzt, der ein guter Mensch sein muß, wenn er nicht geradezu ein guter Dichter sein will, zu verschreiben, dieselben Ärzte werden es sich künftig überlegen und ihre Patienten lieber draufgehen lassen, ehe sie eingestehen, wieviel Honorar sie eingesteckt haben! Hier zweifelt man, ob Druckerschwärze, die das Blendwerk fördert, nicht selbst ~~oder~~ eine optische Täuschung ist. Aber es steht gedruckt. Die Ambitionen eines Schuhabsatzjuden können noch so gedeutet werden, daß er eigentlich das Geschäftliche nur als Vorwand benütze, um uns zu seinem ethischen Ideal zu bekehren. Die Wissenschaft enthüllt mit herzbrechender Offenheit die Humanität als einen Vorwand für das Geschäft. ~~Sie~~ werden es sich überlegen. Wenn die Steuerbehörde von den Ärzten verlangt, was das Gesetz verlangt, so verzichten sie auf die antiseptischen Maßnahmen. Es freut sie die ganze sorgfältige Behandlung nicht mehr. Wenn man auf der Durchführung des ~~Vorstandes~~ des Steuergesetzes besteht, so können sie die Durchführung der antiseptischen Maßnahmen nicht garantieren. Wenn die antiseptischen Maßnahmen bei den Finanzoperationen nicht durchgeführt werden, so sind sie imstand und lassen ein Verbandzeug, das sie zum Glück ohnedies nicht fatieren müssen, im Bauch des Patienten zurück. Je genauer fatiert, desto schlampiger operiert. Ein Herzensschrei des von der Steuerbehörde verfolgten Humanität. Das Organ für die Interessen des in bedenklichster Weise gestörten Geschäftslebens hat ihn weitergegeben. Die Standesvertretung der medizinischen Moral hat ihn nicht mit der Erklärung beantwortet: „Wir haben mit den verbrecherischen Anschlägen der Horde, die sich auf Bahnhöfen von Hotellohndienern vertreten ließ, um der galizischen Zuckerkundschaft habhaft zu werden, und die ihre Beschwerden dem Ekonomisten anvertraut nichts zu spassen! Zeitungsherausgeber mögen vor der Störung ihres Geschäftslebens zittern und fürchten, der Staat könnte eines Tages Mut bekommen und sich nicht mit der Bucheinsicht begnügen, sondern außer dem Gewinn ~~und~~ Abonnent und Annoncen auch die nicht gebuchten [redacted]gelder berechnen und die hinterzogenen Millionen der Korruption dem ~~Dürftigen~~ Ergebnis einer ~~beständig~~ der Prostitution vorziehen. Wir Ärzte haben keinen unsauberen Ertrag zu verheimlichen. Diese Erklärung hat die Ärzte~~schaft~~ keineswegs abgegeben. Nicht einmal die weiteren Drohungen, mit denen wir auf dem Gipfel der Schamlosigkeit noch verweilen, haben die ~~Ärztekammern~~ zu einem Einschreiten bewegen können. Es wird nämlich dem Publikum mit dem »ärztlichen Geheimnis« die Hölle heiß gemacht. Denn die Steuerbehörde könne auf diesem Wege auch dazu gelangen, »diese gesetzlich statuierte Pflicht« zu umgehen, indem sie sich beim Sanatoriumsbesitzers oder gar beim Patienten selbst darüber informiert, von wem und wieviel gezahlt wurde. Aber da die Ärzte gesetzlich statuierte Pflichten bis zum Eindringen der Steuerbehörde sorgsam zu wahren wissen, indem sie zwar das Leben, aber ~~nicht~~ den Namen des Patienten, den sie ohne antiseptische Maßnahmen operiert haben, preisgeben würden, so könne das Publikum, soweit es auf die Ärzte ankommt, vollständig beruhigt sein. Dennoch aber lasse sich nicht leugnen, daß die Haltung der Steuerbehörde auch diese dritte Gefahr heraufbeschwört.

Die Ärztekammer hat das Publikum auch über diese Beruhigung noch nicht aufgeklärt und mit keinem Ton verlauten lassen, daß diese Preßstimme nicht von der Meinung der Ärzteschaft, sondern von der Angst der Sanatoriumsseele gefärbt sei und daß hier nur jene Verworfenheit spreche, die die Medizin zu einem Hotelgeschäft macht, und jener Betrug, den ein System, an der Krankheit des Reichtums zu schmarotzen, von jeder Hemmung der Scham befreit hat. Aber die Ärztekammer kann einen Protest nicht wagen, weil sie nicht wissen kann, ob sie durch einen solchen Eingriff nicht edlere Teile verletzt. Und ob nicht wirklich die Ansicht besteht, daß das ärztliche Geheimnis hauptsächlich das Geheimnis des ärztlichen Einkommens bedeute. Sie duldet ja auch, daß ein Entfetter Feuilletons schreibt, um den Konkurrenten auszuhungern. Daß also nicht nur schriftlich ordiniert, sondern im Wege der Zeitung ~~von~~ der benachbarten Ordination die Patienten abgefangen werden. Sie duldet alles Mögliche und es kann

fangen werden. Sie duldet alles Mögliche und es kann wohl sein, daß es ihr gefällt. Vor ihr können es die Kapazitäten verantworten. Wenn aber die heutige Menschheit dereinst vor Gott stehen wird, so ~~ist~~ der Stand, der ihr dazu verholfen hat, einen schweren Stand haben. Ich empfehle alle jene, die Honorare einstecken, aber nicht Steuer zahlen wollten, der Nachsicht einer höheren Kontrolle. Und klage ~~jener~~ arme reiche Mann, von dessen Tuberkulose hundert europäische Professoren gelebt haben, bis ihm ein japanischer Arzt einen Polypen aus der Nase zog, nicht zu schwer das Gefolge jener an, die ihn marterten, weil sie auch leben wollten. Und Gnade dem armen Serumsünder, der zu einem kranken Kind geholt ward und da er sah, daß der arme Körper das Zaubermittel nicht behalten wollte und es umsonst war, wenigstens die zehntausend Kronen behielt, die man ihm rechtzeitig eingegeben hatte, dem Lumpen! Sie wollen nicht, daß der Staat sich etwas davon nehme? Sie wollen den Patienten lieber dort morden, wo der Staat nicht hinsehen kann, als ihn unter Kontrolle zu heilen? Ärger als Raubmörder, die erst morden, ehe sie rauben, wollen sie den Beraubten ~~e~~ermorden, um auch den Staat zu berauben? Sie wollen, daß ein guter Arzt lieber ein schlechter Mensch sei als ein guter Steuerzahler? Ich glaube, daß sie dereinst viel zu fatieren haben werden!

* * *

1.

Der Gipfel der Schamlosigkeit

schien immer wieder erklommen, aber es war nur eine Täuschung durch die schöne Aussicht. Jetzt ist er es. Den Leuten, die die Kulturgeschichte dieser Epoche einmal schreiben werden, ist ja so ziemlich durch jede Zeile, die je in der Fackel gestanden hat, die Arbeit erleichtert worden. Aber sie können sich noch das Abschreiben von fünfzehn Jahrgängen ersparen und brauchen nur den Artikel »Die Auskunftspflicht der Sanatorien über ärztliche Honorare« aus der Neuen Freien Presse vom 8. März auszuschneiden. Dies Dokument wird, wenn alle Schurkerei, die meine Bände spricht, dem Gedächtnis entsinken sollte, der Judasstirn dieser Zeit aufgeklebt bleiben. Es lautet:

Der Verwaltungsgerichtshof hat heute eine Entscheidung gefällt, die nicht verfehlen wird, nicht bloß in den Kreisen der Ärzte, sondern auch in der breiten Öffentlichkeit großes Aufsehen zu erregen. Die Wiener Sanatorien waren von der Steuerbehörde aufgefordert worden, bekanntzugeben, wie viel Operationen im letzten Jahre durchgeführt wurden und welche Honorare die Operateure bezogen. Die Sanatorien verweigerten die Auskunft mit dem Hinweis darauf, daß ihnen aus der Erteilung derselben ein materieller Schade entstehen könne. Die Finanzbehörden beharrten auf ihrem Verlangen, und der Verwaltungsgerichtshof hat nun in ihrem Sinne entschieden. Hiedurch ist jedenfalls ein Eindringen in die Verhältnisse der Sanatorien von seiten der Steuerbehörde möglich geworden, das von verschiedenen Gesichtspunkten aus höchst bedenklich erscheint. Es mag richtig sein, daß diese Entscheidung im Gesetze begründet ist. Darüber soll mit dem Verwaltungsgerichtshofe nicht gerechtet werden, aber es gibt Fälle, in denen andere Rücksichten höher stehen müssen als die der Durchführung des Wortlautes eines Gesetzes. Die Finanzbehörde hat auch bisher nicht den Versuch gemacht, in derartiger Form die Bekenntnisse der Ärzte zu kontrollieren, und sie hat hiezu wohl guten Grund gehabt. Diese neue scharfe Praxis bedeutet den Ausfluß eines extremen Fiskalismus. Durch ähnliche Verwaltungsgerichtshofsentscheidungen sind schon Auskunftspflichten statuiert worden, die das Geschäftsleben in bedenklichster Weise gestört haben.

Holen wir Atem; es ist noch nicht der Gipfel. Wir hören, daß wir von Gefahren bedroht sind. Erstens ist ein Eindringen in die Verhältnisse der Sanatorien von seiten der Steuerbehörde möglich geworden. Schon haben wir gehofft, daß ein Eindringen der Staatsanwaltschaft in die Verhältnisse der Sanatorien möglich geworden sei. Aber ruhig Blut, da gibts nichts zu hoffen. Es gibt Fälle, in denen andere Rücksichten höher stehen müssen als die der Durchführung des Wortlautes eines Gesetzes. Vorläufig gilt es nicht die Taschen des Publikums zu schützen, sondern nur die Taschen der Sanatoriumsbesitzer. Was die Steuerbehörde unternimmt, mag gesetzlich sein, aber wenn sogar das Strafgesetz vor den Sanatorien halt macht, so ist ein Eindringen der Steuerbehörde in die Verhältnisse der Sanatorien eine grobe Ungehörigkeit. Oft schon hat diese Behörde das Geschäftsleben gestört, und zwar auf eine Weise, die fast so bedenklich war, wie das Geschäftsleben. Aber jetzt greift sie geradezu an das Menschenleben. Man höre:

Hier liegt noch etwas anderes vor. Das Aufsuchen von Sanatorien seitens der Patienten ist im Interesse der sorgfältigen ärztlichen Behandlung und der Durchführung der antiseptischen Maßnahmen bei Operationen dringend wünschenswert. Es besteht nun die Gefahr, daß die Ärzte, um sich

dieser lästigen und nicht gerechtfertigten Kontrolle zu entziehen, es vermeiden werden, ihre Patienten in Sanatorien zu schicken, wodurch nicht nur die geschäftlichen Interessen der Sanatorien tangiert werden, sondern auch die Gefahr hervorgerufen wird, daß die ärztliche Behandlung nicht nach den neuesten Prinzipien der Wissenschaft erfolgt.

2.

Das ist die zweite Gefahr. Die Ärzte werden es sich künftig überlegen, ihre Patienten sorgfältig zu behandeln! Dieselben Ärzte, von denen derselbe Sauliberalismus uns ununterbrochen erzählt, daß sie von 2—4 nichts anderes tun als das Wort Nothnagels vom guten Arzt, der ein guter Mensch sein muß, wenn er nicht geradezu ein guter Dichter sein will, zu verschreiben — dieselben Ärzte werden es sich künftig überlegen und ihre Patienten lieber draufgehen lassen, ehe sie eingestehen, wieviel Honorar sie ~~eingesteckt haben~~! Hier zweifelt man, ob Druckerschwärze, die das Blendwerk fördert, nicht selbst nur eine optische Täuschung ist. Aber es steht gedruckt. Die Ambitionen eines Schuhabsatzjuden können noch so gedeutet werden, daß er eigentlich das Geschäftliche nur als Vorwand benütze, um uns zu seinem ethischen Ideal zu bekehren. Die Wissenschaft enthüllt mit herzbrechender Offenheit die Humanität als einen Vorwand für das Geschäft. Die Samariter werden es sich überlegen. Wenn die Steuerbehörde von den Ärzten verlangt, was das Gesetz verlangt, so verzichten sie auf die antiseptischen Maßnahmen. Es freut sie die ganze sorgfältige Behandlung nicht mehr. Wenn man auf der Durchführung des Wortlautes des Steuergesetzes besteht, so können sie die Durchführung der antiseptischen Maßnahmen nicht garantieren. Wenn die antiseptischen Maßnahmen bei den Finanzoperationen nicht durchgeführt werden, so sind sie imstand und lassen ein Verbandzeug, das sie zum Glück ohnedies nicht fatieren müssen, im Bauch des Patienten zurück. Je ~~genauer~~ fatiert, desto schlampiger operiert. Ein Herzensschrei der von der Steuerbehörde verfolgten Humanität. Das Organ für die Interessen des in bedenklichster Weise gestörten Geschäftslebens hat ihn weitergegeben. ~~Die Standesvertretung~~ der medizinischen Moral hat ihn nicht mit der Erklärung beantwortet: „Wir haben mit den verbrecherischen Anschlägen der Horde, die sich auf Bahnhöfen von Hotellohndienern vertreten läßt, um der galizischen Zuckerkundschaft habhaft zu werden, und die ihre Beschwerden dem Ekonomisten anvertraut, nichts zu schaffen! Zeitungsherausgeber mögen vor der Störung ihres Geschäftslebens zittern und fürchten, der Staat ~~könnte~~ eines Tages Mut bekommen und sich nicht mit der Bucheinsicht begnügen, sondern außer dem Gewinn aus Abonnent und Annoncen auch die nicht gebuchten Bestechungsgelder berechnen und die hinterzogenen Millionen der Korruption dem schmälichen Ergebnis einer Besteuerung der Prostitution endlich vorziehen. Wir Ärzte haben keinen unsauberen Ertrag zu verheimlichen. Diese Erklärung hat die Ärztekammer keineswegs abgegeben. Nicht einmal die weiteren Drohungen, mit denen wir auf dem Gipfel der Schamlosigkeit noch verweilen, haben die Standesvertretung zu einem Einschreiten bewegen können. Es wird nämlich dem Publikum mit dem »ärztlichen Geheimnis« die Hölle heiß gemacht. Denn die Steuerbehörde könne auf diesem Wege auch dazu gelangen, »diese gesetzlich statuierte Pflicht« zu umgehen, indem sie sich beim Sanatoriumsbesitzers oder gar beim Patienten selbst darüber informiert, von wem und wieviel gezahlt wurde. Aber da die Ärzte gesetzlich statuierte Pflichten bis zum Eindringen der Steuerbehörde sorgsam zu wahren wissen, indem sie erforderlichenfalls zwar das Leben, aber nie den Namen des Patienten, den sie ohne antiseptische Maßnahmen operiert haben, preisgeben würden, so könne das Publikum, soweit es auf die Ärzte ankommt, vollständig beruhigt sein. Dennoch aber lasse sich nicht leugnen, daß die Haltung der Steuerbehörde auch diese dritte Gefahr heraufbeschwört.

Die Ärztekammer hat das Publikum auch über diese Beruhigung noch nicht aufgeklärt und mit keinem Ton verlauten lassen, daß diese Preßstimme nicht von der Meinung der Ärzteschaft, sondern von der Angst der Sanatoriumsseele gefärbt sei und daß hier nur jene Verworfenheit spreche, die die Medizin zu einem Hotelgeschäft macht, und jener Betrug, den ein System, an der Krankheit des Reichtums zu schmarotzen, von jeder Hemmung der Scham befreit hat. Aber die Ärztekammer kann einen Protest nicht wagen, weil sie nicht wissen kann, ob sie durch einen solchen Eingriff nicht edlere Teile verletzt. Und ob nicht wirklich die Ansicht besteht, daß das ärztliche Geheimnis hauptsächlich das Geheimnis des ärztlichen Einkommens bedeute. Sie duldet ja auch, daß ein Entfetter Feuilletons schreibt, um den Konkurrenten auszuhungern. Daß also nicht nur schriftlich ordiniert, sondern im Wege der Zeitung auch der benachbarten Ordination die Patienten abgefangen werden. Sie duldet alles Mögliche und es kann wohl sein, daß es ihr gefällt. Vor ihr können es die Kapazitäten verantworten. Wenn aber die heutige Mensch-

heit dereinst vor Gott stehen wird, so wird der Stand, der ihr dazu verholfen hat, einen schweren Stand haben. Ich empfehle alle jene, die Honorare einstecken, aber nicht Steuer zahlen wollten, der Nachsicht einer höheren Kontrolle. Und klage der arme reiche Mann, von dessen Tuberkulose hundert europäische Professoren gelebt haben, bis ihm ein japanischer Arzt einen Polypen aus der Nase zog, nicht zu schwer das Gefolge jener an, die ihn marterten, weil sie auch leben wollten. Und Gnade dem armen Serumsünder, der zu einem kranken Kind geholt ward und da er sah, daß der arme Körper das Zaubermittel nicht behalten wollte und es umsonst war, wenigstens die zehntausend Kronen behielt, die man ihm rechtzeitig eingegeben hatte, dem Lumpen! Sie wollen nicht, daß der Staat sich etwas davon nehme? Sie wollen den Patienten lieber dort morden, wo der Staat nicht hinsehen kann, als ihn unter Finanzkontrolle zu heilen? Ärger als Raubmörder, die erst morden, ehe sie rauben, wollen sie den Beraubten ermorden, um auch den Staat zu berauben? Sie wollen, daß ein guter Arzt lieber ein schlechter Mensch sei als ein guter Steuerzahler? Ich glaube, daß sie dereinst viel zu **fatieren haben werden!**

* * *

Impressum!

5738
190

113
63
176

WIENER STADTBIBLIOTHEK